Die

Geheimnisse von Paris.

Von

Eugen Sue.

Deutsch

von

Dr. A. Diezmann.

Vierter bis sechster Band.

Fünfte, correcte und wohlfeilste Ausgabe.

Leipzig, 1844.

Verlag von Otto Wigand.

I.

Die Musterwirthschaft.

„Sie werden es auch nicht bereuen, mich angehört zu haben," sagte der Vater Chatelain zu dem Schulmeister. — „Denken Sie sich, eines Tages, sagte unser Herr zu sich: „ich bin sehr reich; gut; ich kann deshalb aber nicht zweimal essen, wie wär's, wenn ich denen zu essen gäbe, die nichts zu essen haben, und braven Leuten besseres Essen gäbe, als sie sich jetzt verschaffen können? Ja, ja, das wird gut sein; also rasch an's Werk." Und unser Herr ging an's Werk. Er kaufte das Gut hier, das damals nicht viel einbrachte und mit zwei Pflügen bestellt wurde; ich weiß das, denn ich bin hier geboren und aufgewachsen. Unser Herr kaufte Felder dazu, — Sie werden gleich hören, warum. — An die Spitze der Verwaltung stellte er eine würdige Frau, die eben so achtbar als unglücklich ist, — und so wählt er immer. Er sagte zu ihr: „Dieses Haus wird wie ein Gotteshaus allen Guten offen stehen, allen Schlechten aber verschlossen sein; man wird aus ihm die faulen Bettler verjagen, stets aber denen, die guten Willen haben, Arbeit statt der Almosen geben; dieses Almosen erniedriget den nicht, welcher es empfängt, und bringt dem Nutzen, welcher es giebt; der Reiche, der dieses Almosen nicht giebt, ist ein schlechter Reicher —" Das sagte unser Herr und er hat wahrhaftig Recht; aber er sagte es nicht blos, er that mehr, er handelte darnach. Sonst ging ein gerader Weg von hier nach Ecouen, der um eine gute Stunde näher war, aber er war so verdorben, in so schlechtem Zustande, daß man ihn nicht benutzen konnte; die Wagen zerbrachen in den tiefen Geleisen und die Pferde quälten sich ab oder brachen wohl gar die Beine; hätte jeder der Pächter in der Gegend etwas Geld und

einige Arbeiter dazu gegeben, so würde man die Straße bald wieder in Stand haben setzen können; aber je mehr es einem Jeden daran liegen mußte, den Weg in gutem Stande zu sehen, um so mehr weigerte sich Jeder, daran arbeiten zu lassen und Geld zur Ausbesserung zu geben. Unser Herr, der dies sah, sagte: „Der Weg wird gebaut werden, da aber die, welche dazu beitragen sollten, nichts beitragen, da er gewissermaßen ein Luxusweg ist, soll er zwar eines Tages denen zu Gute kommen, welche Pferde und Wagen haben, zuerst aber denen, die nur ihre beiden Arme, Arbeitslust, aber keine Arbeit haben. Wenn also ein rüstiger Mensch hier anklopft und sagt: „ich habe Hunger, aber keine Arbeit," so wird man ihm zur Antwort geben: „hier ist eine gute Suppe, ein Spaten und eine Schaufel; man wird Dich auf den Weg nach Ecouen führen; bessere jeden Tag zwei Ruthen daran und Abends sollst Du vierzig Sous, für die Ruthe zwanzig Sous, für die halbe zehn Sous bekommen; arbeitest Du nicht, so erhältst Du nichts." — Ich für meinen Theil sollte Abends, wann ich von dem Felde zurückkäme, den Weg besichtigen und mich überzeugen, was Jeder gethan."

„Wenn man bedenkt, daß Zwei so schlecht waren, die Suppe zu essen und mit Spaten und Schaufel durchzugehen," fiel Johann René mit Unwillen ein, „so könnte Einer wohl die Lust verlieren, Gutes zu thun."

„Das ist wahr," bemerkten Einige.

„Kinder," entgegnete der Vater Chatelain, „wenn man sich dadurch abhalten lassen wollte, so dürfte man weder pflanzen noch säen, denn es giebt Raupen und Würmer, welche die Blätter und Körner fressen. Nein; man zerstört das Ungeziefer und der liebe Gott, der nicht geizig ist, läßt neue Knospen und neue Aehren wachsen, der Schaden wird ersetzt und man bemerkt es gar nicht, daß Raupen und anderes Ungeziefer dagewesen. Nicht wahr, lieber Mann?" sagte der alte Ackersmann zu dem Schulmeister.

„Ohne Zweifel, ohne Zweifel," antwortete dieser, der seit einigen Minuten sehr nachdenklich geworden war.

„Für die Weiber und Kinder giebt es auch Arbeit, die ihren Kräften angemessen ist," setzte der Vater Chatelain hinzu.

„Der Weg wird aber doch nur langsam besser," fiel Claudine ein.

„Das beweist, meine Tochter, daß es glücklicherweise hier in der Gegend den rechtlichen Leuten nicht an Arbeit fehlt."

„Würde man aber einem Gebrechlichen, wie ich es z. B. bin," sagte plötzlich der Schulmeister, „aus Mitleid nicht ein Plätzchen in einem Winkel des Gutes, ein Stückchen Brod und ein Obdach gewähren für die kurze Zeit, die ich noch zu leben habe? — Wenn das möglich wäre, Ihr guten Leute, würde ich Euerm Herrn lebenslänglich dankbar sein."

Der Räuber sprach in vollem Ernst. Er bereute deshalb seine Verbrechen nicht, aber das friedliche, glückliche Leben der Leute von diesem Gute erregte seinen Neid, wenn er an die entsetzliche Zukunft dachte, die ihn bei der Eule erwartete, eine Zukunft, die er keineswegs vorausgesehen hatte und die ihn um so mehr bedauern ließ, dadurch, daß er seine Mitschuldige zu sich berufen, für immer die Möglichkeit verloren zu haben, bei den rechtlichen Leuten zu wohnen, zu denen ihn der Schuri-Mann gebracht hatte.

Der Vater Chatelain sah den Schulmeister mit Verwunderung an.

„Aber, lieber Mann," sagte er, „ich glaubte nicht, daß Sie so ganz arm wären."

„Ach Gott! — ich habe meine Augen durch einen unglücklichen Zufall in meinem Gewerbe verloren und bin auf dem Wege nach Louvres, um die Mildthätigkeit eines entfernten Verwandten in Anspruch zu nehmen. — Sie wissen aber, daß die Menschen oftmals so selbstsüchtig, so hart sind ...," sagte der Schulmeister.

„So selbstsüchtig und hart ist Niemand," antwortete der Vater Chatelain. — „Ein braver, rechtlicher Handwerksmann wie Sie, der so unglücklich ist, mit einem so guten Sohne, — das muß ja einen Stein erbarmen. — Aber warum thut der Herr, bei dem Sie in Arbeit standen, nichts für Sie?

„Er ist leider gestorben," sagte der Schulmeister nach kurzem Besinnen; „er war meine einzige Stütze —"

„Aber die Blindenanstalt?"

„Ich bin noch nicht alt genug, um Anspruch auf die Aufnahme dort zu haben —"

„Armer Mann! Sie sind zu beklagen."

„Glauben Sie, daß Ihr Herr, den ich achte, ohne ihn zu

kennen, sich meiner nicht erbarmen würde, wenn ich in Louvres die Unterstützung nicht finde, welche ich suche?"

„Das Gut hier ist, sehen Sie, leider kein Armen- und Krankenhaus. — Man behält gewöhnlich die Kranken eine Nacht oder einen Tag hier, giebt ihnen etwas und dann — mag der liebe Gott für sie sorgen."

„Ich habe also keine Hoffnung, die Theilnahme Ihres Herrn für mich zu gewinnen? fragte der Räuber mit einem Seufzer des Bedauerns.

„Ich habe Ihnen gesagt, wie es gewöhnlich hier gehalten wird; aber unser Herr ist so mitleidig, so edelmüthig, daß er zu Allem fähig ist.,"

„Glauben Sie?" rief der Schulmeister aus; „es wäre möglich, daß er einwilligte, mich hier in einem Winkel leben zu lassen? Ich würde mit so Wenigem zufrieden sein —"

„Ich sage Ihnen, daß unser Herr zu Allem fähig ist. — Wenn er einwilliget, Sie hier zu behalten, so würden Sie nicht nöthig haben, sich in einen Winkel zu verkriechen, sondern behandelt werden wie wir, — wie heute. — Es würde sich Gelegenheit finden, Ihren Sohn nach seinen Kräften zu beschäftigen; an gutem Rathe und gutem Beispiele sollte es ihm nicht fehlen; unser ehrwürdiger Priester würde ihn mit den andern Kindern des Dorfes unterrichten und er würde im Guten aufwachsen, wie man zu sagen pflegt. — Sie müßten dann aber morgen früh ganz offen mit unserer lieben Frau von guter Hilfe sprechen."

„Wie?" fragte der Schulmeister.

„So nennen wir unsere Herrin. — Wenn sie sich für Sie interessirt, so ist Ihre Sache in Ordnung. — Was die Mildthätigkeit betrifft, da schlägt ihr unser Herr nichts ab —"

„So werde ich mit ihr sprechen; — ich werde mit ihr sprechen," rief freudig der Schulmeister aus, der sich schon aus der Tyrannei der Eule befreit sah.

Diese Hoffnung fand indeß bei dem kleinen Lahmen kein Echo, der sich durchaus nicht geneigt fühlte, von den Anerbietungen des alten Vaters Chatelain Gebrauch zu machen und unter der Aufsicht eines ehrwürdigen Geistlichen „im Guten aufzuwachsen". Der Sohn Roth-Arms hatte gar keine Neigung für das Landleben und würde es überdies sehr ungern gesehen ha-

ben, wenn der Schulmeister sich seinem und der Eule Despotismus entzogen hätte. Er wollte also den Räuber, der sich in heitere ländliche Täuschungen verirrte, an die Wirklichkeit erinnen.

„Ach ja," wiederholte der Schulmeister, „ich werde mit unserer lieben Frau von guter Hilfe sprechen; — sie wird Mitleid mit mir haben und . . ."

Der kleine Lahme gab in diesem Augenblicke heimtückischer Weise dem Schulmeister einen derben Tritt und traf ihn an die richtige Stelle.

Der Schmerz unterbrach und verkürzte die Phrase des Räubers, der nach einem schmerzlichen Zucken wiederholte:

„Ja, ich hoffe, daß die gute Dame mit mir Mitleid haben wird."

„Armer guter Vater," fiel der kleine Lahme ein, „rechnest Du denn gar nicht auf meine gute Tante, Madame Eule, die Dich so sehr liebt? Die arme Tante Eule! — Sie wird Dich nicht verlassen, und käme wohl gar mit unserm Vetter Barbillon her, um Dich zurückzufordern —"

„Der brave Mann hat eine seltsame Verwandtschaft," sagte Johann René schlau, indem er seine Nachbarin, Claudine, mit dem Elnbogen anstieß.

„Geh, Du schlechter Mensch! Ueber Unglückliche zu lachen!" antwortete ganz leise die Magd, indem sie ihm ihrerseits einen Elnbogenwink gab, der ihm fast drei Rippen einstieß.

„Madame Eule ist eine Verwandte von Ihnen?" fragte der Vater Chatelain den Schulmeister.

„Ja, — sie ist eine Verwandte —," antwortete er finster.

Er fürchtete wirklich, daß die Einäugige aus Bosheit ihn verrathen würde, wenn er eine unverhoffte Zuflucht auf dem Gute finden sollte; er fürchtete auch, die Namen seiner — Verwandten möchten Argwohn erregen, aber in diesem Punkte waren seine Besorgnisse ungegründet; Johann René fand blos Spaß darin, jene Bemerkung darüber zu machen, die Claudine so schlecht aufgenommen hatte.

„Ist es die Verwandte, die Sie in Louvres aufsuchen wollen?" fragte der Vater Chatelain weiter.

„Ja," antwortete der Räuber; „aber ich glaube, mein Sohn irrt sich, wenn er so sehr auf sie rechnet."

„Guter Vater, ich irre mich nicht. — Die Tante Eule ist

so gut! — Du weißt ja, sie hat Dir das Wasser geschickt, das ich Dir auf Dein Bein lege, und hat Dir sagen lassen, wie Du es gebrauchen sollst. — Sie sagte zu mir: thue für Deinen armen Vater, was ich für ihn thun würde, und der liebe Gott wird Dich segnen. — Ach —, die gute Tante Eule liebt Dich so sehr, — so sehr, daß —"

„Schon gut, — schon gut," unterbrach ihn der Schulmeister; „es wird mich das nicht hindern, morgen früh mit der guten Dame hier zu sprechen und ihre Fürsprache bei dem achtungswürdigen Besitzer dieses Gutes in Anspruch zu nehmen; aber," setzte er hinzu, um dem Gespräche eine andere Wendung zu geben und den unvorsichtigen Reden des kleinen Lahmen ein Ende zu machen, „aber was den Eigenthümer dieses Gutes betrifft, so versprachen Sie mir die Eigenthümlichkeit der Einrichtungen hier zu beschreiben."

„Ich habe Ihnen das versprochen," antwortete der Vater Chatelain, „und ich will mein Versprechen halten. Nachdem sich so unser Herr das ausgedacht hatte, was er Arbeitsalmosen nennt, dachte er weiter: es giebt Anstalten und Preise zur Aufmunterung der Verbesserung der Pferde- und Viehzucht und anderer Dinge. — Es wäre wohl auch Zeit, die Lage der Menschen zu verbessern . . . Gutes Vieh, recht gut; gute Menschen? — Das wäre noch besser, wenn es sich vielleicht auch schwerer bewerkstelligen läßt. — Schwerer Hafer und trockene Wiesen, reines Wasser und reine Luft, gute Abwartung und gute Stallung, das giebt Pferde und Rindvieh, wie man sie nur wünschen kann; aber einen Menschen bringt man nicht so leicht zur Tugend, wie man einen Ochsen fett macht. Die Weide kommt dem Ochsen zu Gute, weil das Gras ihm gut schmeckt, er also gern davon frißt und dabei wird er fett; wenn guter Rath dem Menschen nutzen soll, muß er meiner Meinung nach auch Vortheil davon haben, daß er ihn befolgt —"

„Wie der Ochse seine Rechnung dabei findet, wenn er gutes Gras frißt, nicht wahr, Vater Chatelain?"

„Richtig, mein Sohn."

„Aber, Vater Chatelain," sagte ein anderer Arbeiter, „man hat uns von einer Art Landgut erzählt, wo junge Diebe, die sonst nicht schlecht waren, aufgenommen wurden, die Landwirth-

schaft erlernten und wie kleine Prinzen behandelt und gehalten wurden?“

„Das ist wahr; und auch das ist gut, denn es ist menschlich und christlich, auch an den Bösen nie zu verzweifeln, aber auch die Guten müssen hoffen können. Wenn ein ehrlicher, kräftiger und arbeitsamer junger Mensch, der etwas lernen wollte, auf jenem Gute erschiene, wo die jungen ehemaligen Diebe sind, so würde man zu ihm sagen: mein Sohn, hast Du gestohlen, hast Du Dich umhergetrieben? — Nein. — So haben wir hier keinen Platz für Dich.“

„Das ist wahr, was Sie da sagen, Vater Chatelain,“ fiel Johann René ein. — „Man thut für Spitzbuben, was man für ehrliche Leute nicht thut; man verbessert das Vieh, aber nicht die Menschen.“

„Eben um ein Beispiel zu geben und dem abzuhelfen, mein Sohn, hat unser Herr, wie ich dem armen Manne da erzähle, sein Gut hier so eingerichtet. — Ich weiß wohl, hat er gesagt, daß die rechtlichen Menschen da oben Belohnung finden, aber da oben — Hm! Das ist hoch oben und weit; Manche (die sind freilich zu beklagen, meine Kinder) sehen nicht so weit und ihr Athem reicht nicht bis dahin aus, und dann, wo sollen sie die Zeit hernehmen, nach dort oben hinzusehen? Am Tage müssen sie sich von früh bis zum Abend auf die Erde bücken und sie umgraben und bearbeiten für einen Herrn, und in der Nacht sind sie müde und schlafen auf ihrem harten Lager. — Sonntags betrinken sie sich im Wirthshause, um die Mühe vom vorigen Tage und die kommende zu vergessen. Deshalb bringt aber auch diesen armen Leuten die Arbeit nichts ein. Ist nach angestrengter Arbeit ihr Brod minder schwarz, ihre Lage minder hart, ihre Kinder minder schwächlich, ihre Frau minder erschöpft, sie zu nähren? — sie das Kind zu nähren, da sie kaum selbst ihren Hunger stillen kann! Nein, nein; ich weiß es wohl, wenn das Brod auch schwarz ist, es ist doch Brod; wenn auch das Lager hart, es ist doch ein Lager; wenn auch ihre Kinder schwächlich sind, sie leben doch! Die Armen würden vielleicht ihr Schicksal mit Freuden ertragen, wenn sie glaubten, es ergehe einem Jeden so wie ihnen. Aber da gehen sie in die Stadt oder in das Städtchen, wenn Markt dort ist, und da sehen sie weißes Brod, dicke, warme, weiche Betten, Kinder, die blühen wie Rosen im

Mai und so gesättiget sind, so gesättiget, daß sie Hunden Kuchen geben. — Da denken die armen Leute, wenn sie in ihre Hütte, zu ihrem schwarzen Brode, zu ihrem harten Lager zurückkommen und ihre kränklichen, hagern, hungrigen Kinder sehen, denen sie gern einen der Kuchen mitgebracht hätten, welche die reichen Kinder den Hunden vorwarfen: „Da es Reiche und Arme geben muß, warum sind wir nicht im Reichthume geboren? Das ist ungerecht. — Warum kommt nicht Jeder an die Reihe?“ Freilich ist das, was sie da denken, nicht recht und sie machen sich das Joch, das sie drückt, nicht leichter, während sie doch dieses harte, schwere Joch, das wohl manchmal zu Boden drückt, ohne Unterlaß und ohne Hoffnung tragen müssen, dasselbe einmal ablegen zu dürfen und einen Tag, nur einen Tag das Glück kennen zu lernen, welches der Reichthum und der Wohlstand giebt. — Das ganze Leben lang so, — freilich das erscheint lang, lang wie der Regentag ohne einen einzigen Sonnenblick. Da geht es verdrießlich und mit Widerwillen an die Arbeit. — Endlich sagen und denken die Meisten, die im Lohne arbeiten: warum sollen wir besser und mehr arbeiten? Ob die Aehre schwer oder leicht ist, mir ist das gleich. Warum sollen wir uns quälen und abarbeiten? Wir wollen ehrlich bleiben, ja; der Böse wird bestraft, also Böses wollen wir nicht thun; das Gute wird aber nicht belohnt, warum sollten wir Gutes thun? Wenn wir nur die Eigenschaften des guten Zugviehes haben: Geduld, Kraft und Gelehrigkeit! Die Leute, welche so denken, meine Kinder, sind nicht auf dem rechten Wege; von dieser Gleichgiltigkeit bis zum Nichtsthun ist nur ein Schritt und der Müßiggang ist aller Laster Anfang. Leider sind nun die, welche weder gut noch schlecht sind, weder schlecht noch gut handeln, die große Mehrzahl; diese, dachte unser Herr, diese müssen gebessert werden, ebenso als wenn sie die Ehre hätten, Pferde, Rindvieh oder Schafe zu sein. Es muß dafür gesorgt werden, daß sie ein Interesse dabei haben, fleißig, thätig, klug, unterrichtet und pflichtgetreu zu sein; es muß ihnen bewiesen werden, daß sie sich materiell wohler befinden, wenn sie besser werden, und — Jedermann wird dabei gewinnen. Damit der gute Rath ihnen aber auch zu Gute komme, muß man ihnen gleichsam einen Vorschmack von dem Glücke geben, das sie da oben erwartet. — Nachdem unser Herr sich seinen Plan wohl überlegt hatte, machte

er in der Umgegend bekannt, er brauche sechs Knechte und eben so viele Mägde; aber er wollte diese Leute unter den Besten auswählen nach den Zeugnissen, die er sich von den Maires, den Geistlichen oder sonst verschaffen würde. Sie sollten bezahlt werden, wie wir es werden, d. h. wie Prinzen, bessere Kost erhalten wie Bürgersleute und ein Fünftel des ganzen Ertrags unter einander vertheilen; man sollte zwei Jahre auf dem Gute bleiben, um dann Andern Platz zu machen, die eben so ausgewählt würden; nach fünf Jahren könnten schon früher Dagewesene wiederkommen, wenn Plätze frei wären. Seit dieser Einrichtung hier sagen nun alle Knechte, Mägde und Tagelöhner in der Umgegend: wir wollen recht thätig, recht ehrlich und arbeitsam sein, wir wollen uns durch unser gutes Betragen auszeichnen, damit wir einmal eine Stelle auf dem Gute in Bouqueval erhalten; dort werden wir zwei Jahre lang wie im Paradiese leben, uns in unserm Stande vervollkommnen, uns ein hübsches Sümmchen ersparen und überdies später überall gern angenommen werden, da Niemand hierherkommt, der nicht vortrefflich ist."

„Ich bin schon von der Madame Dubreuil in Arnouville gemiethet," sagte Johann René.

„Und ich nach Gonesse," fiel ein Anderer ein.

„Sie sehen daran, guter Freund, daß dabei Jedermann gewinnt, die Pächter in der Umgegend haben doppelten Vortheil; es sind hier nur zwölf Stellen zu vergeben, es bilden sich aber vielleicht funfzig Personen in dem Kreise, die darnach streben, und warum sollten die, welche nicht aufgenommen werden konnten, nichts desto weniger brav bleiben? Denn wer einmal keine Aufnahme findet, kann sie das nächste Mal hoffen, kurz und gut, es werden viele brave Leute mehr gebildet. — Sehen Sie, für ein Pferd oder ein Stück Rindvieh, das bei einem Rennen oder bei einer Ausstellung den Preis gewinnt, zieht man hundert, die zwar den Preis nicht gewonnen haben, aber doch nichts desto weniger auch sehr gut sind. Nun, guter Freund, hatte ich nicht Recht, als ich sagte, unser Gut hier sei kein gewöhnliches und unser Herr kein gewöhnlicher Herr?"

„Ja, ja," antwortete der Schulmeister, „und je größer mir seine Güte und sein Edelmuth erscheinen, um so mehr hoffe ich, er werde Mitleid mit meinem traurigen Schicksale haben. Einem Manne, der auf so edle und so verständige Weise Gutes

thut, muß es auf eine Wohlthat mehr oder weniger nicht ankommen."

„Im Gegentheile," sagte der alte Chatelain, „darauf kommt ihm sehr viel an. Um sich einer neuen guten That rühmen zu können, werden wir ihn, meiner Meinung nach, sicherlich bald hier sehen und es wird nicht das letzte Mal sein, daß Sie an diesem Tische sitzen."

„Nicht wahr? — Ich hoffe es auch. — Ach, wenn Sie wüßten, wie glücklich ich mich schon fühle und wie dankbar ich bin!" rief der Schulmeister aus.

„Ich zweifele nicht; unser Herr ist so gütig."

„Darf ich nun aber auch wenigstens seinen Namen und den Namen der guten Dame hier wissen," fragte lebhaft der Schulmeister, „damit ich Beide schon im voraus segnen kann?"

„Ich kann mir Ihre Neugierde denken," antwortete der Vater Chatelain. „Sie erwarten vielleicht recht vornehme und stolze Namen? Sie sind ganz einfach und klingen wie liebe Heiligen-Namen. Unsere liebe Frau von guter Hilfe heißt Madame Georges, und unser Herr Herr Rudolph."

„Meine Frau! . . . Mein Peiniger! —" murmelte der Räuber, den diese Namen trafen wie ein Blitzstrahl.

II.

Die Nacht.

Rudolph! . . . Madame Georges!!

Der Schulmeister konnte nicht glauben, durch eine zufällige Namensgleichheit getäuscht zu werden. Rudolph hatte, bevor er ihn zu der schrecklichen Strafe verurtheilte, seine innige Theilnahme an Madame Georges deutlich ausgesprochen. Und endlich bewies dem Schulmeister die erwähnte Anwesenheit des Negers David hier in Bouqueval, daß er sich nicht irrte.

Er erkannte den Finger der Vorsehung und das Schicksal

in diesem Zusammentreffen, welches die Hoffnungen auf den Edelmuth des Herrn dieses Gutes vernichtete, die er einen Augenblick genährt hatte.

Er wollte fliehen.

Rudolph flößte ihm einen unüberwindlichen Schrecken ein; derselbe befand sich vielleicht gar in diesem Augenblicke auf dem Gute. — Sobald der Räuber sich von seinem Entsetzen ein wenig erholt hatte, stand er auf, nahm die Hand des kleinen Lahmen und rief aus:

„Wir wollen gehen. — Führe mich! — Wir wollen fort von hier."

Die Leute sahen einander verwundert an.

„Sie wollen gehen — jetzt? Wohin denken Sie, armer Mann?" sagte der Vater Chatelain. — „Was fällt Ihnen ein? Ist es nicht richtig im Kopfe bei Ihnen?"

Der kleine Lahme griff dies klug auf, seufzte tief und nickte bejahend. Dann legte er den Zeigefinger an die Stirn und gab dadurch den Leuten zu verstehen, daß es im Kopfe seines angeblichen Vaters nicht recht richtig sei.

Der alte Vater Chatelain antwortete ihm durch ein Zeichen, daß er verstehe und bedauere.

Der kleine Lahme, der durchaus sein gutes Nachtlager nicht verlassen wollte, um in der kalten Nacht im Freien umherzulaufen, sagte:

„Mein Gott, armer Vater, kommt der Anfall wieder? Beruhige Dich und geh in der kalten Nacht nicht fort; — es würde Dir nicht wohl thun. — Ich möchte, siehst Du, Dir lieber ungehorsam sein, als Dich um diese Zeit hinausführen." Dann wendete er sich an die Leute am Tische und setzte hinzu: „nicht wahr, Ihr guten Leute, Ihr werdet nicht zugeben, daß mein armer Vater jetzt fortgeht?"

„Ja, ja, sei ruhig, mein Kind," sagte der Vater Chatelain; „wir werden Deinem Vater nicht aufmachen. — Er wird die Nacht hier bleiben müssen."

„Sie werden mich nicht zwingen, hier zu bleiben," entgegnete der Schulmeister; „und dann würde ich auch Ihrem Herrn lästig sein, Herrn — Rudolph. — Sie haben mir gesagt, das Gut sei kein Hospital. — Also, noch einmal, laßt mich fort."

„Unserm Herrn lästig sein? — Beruhiget Euch. — Er wohnt leider nicht hier und kommt selbst nicht so oft zu uns, als wir es wünschen. — Aber wenn er auch hier wäre, so würden Sie ihn doch nicht belästigen. — Das Haus ist freilich kein Hospital; aber ich habe auch gesagt, daß Gebrechliche wie Sie einen Tag und eine Nacht dableiben dürfen."

„Ihr Herr ist nicht hier? — diesen Abend?" fragte der Schulmeister in minder ängstlichem Tone.

„Nein; er kommt erst in etwa fünf oder sechs Tagen. — Sie sehen daraus, daß Ihre Besorgnisse gar nicht begründet sind. — Es ist nicht wahrscheinlich, daß unsere gute Dame heute noch herunterkommt, sonst würde sie selbst Sie beruhigen. — Hat sie nicht befohlen, Ihnen ein Bett zurecht zu machen? Wenn Sie die gute Frau heute Abend nicht sehen, so werden Sie morgen früh vor Ihrem Aufbruche mit ihr sprechen. — Legen Sie ihr immer Ihre kleine Bitte vor, daß sie sich für Sie verwenden und den Herrn bewegen möge, Sie hier zu behalten."

„Nein, nein!" rief der Räuber erschrocken aus; „ich habe mich anders besonnen; — mein Sohn hat Recht; meine Verwandte in Louvres wird sich meiner erbarmen. — Zu ihr will ich gehen."

„Wie Sie wollen," sagte der Vater Chatelain, der es mit einem Manne zu thun zu haben glaubte, mit dem es im Kopfe nicht richtig sei. — „So mögen Sie denn morgen früh weiter wandern; heute Abend können wir Sie mit dem Knaben nicht hinausstoßen."

Obgleich Rudolph nicht in der Meierei war, so hatte sich die Angst des Schulmeisters doch nicht beruhiget; er fürchtete, trotz seinen gräßlichen Verstümmlungen von seiner Frau erkannt zu werden, die jeden Augenblick in die Küche herunterkommen konnte. In diesem Falle zweifelte er nicht, daß sie ihn anzeigen und verhaften lassen würde, denn er war überzeugt, Rudolph habe, als er die schreckliche Strafe an ihm vollziehen ließ, hauptsächlich den Haß und die Rache der Madame Georges zu befriedigen gesucht.

Aber der Räuber konnte das Haus nicht verlassen; er war in den Händen des kleinen Lahmen. Er fügte sich also, sagte

aber zu dem Vater Chatelain, um nicht von seiner Frau gesehen zu werden:

„Da Sie mir die Versicherung geben, daß ich weder Ihrem Herrn, noch Ihrer Dame zur Last bin, so nehme ich das Nachtquartier an, das Sie mir bieten; da ich aber sehr müde bin, so will ich mich, wenn Sie es erlauben, niederlegen. — Ich möchte morgen sehr zeitig aufbrechen."

Morgen früh wann Sie wollen. Man steht hier frühzeitig auf, und damit Sie sich nicht wieder verirren, wird man Sie auf den rechten Weg bringen."

„Ich will den armen Mann eine gute Strecke fahren," sagte Johann René, „da mir Madame gesagt hat, ich soll den kleinen Wagen nehmen und Geld bei dem Notar in Villiers-le-Bel holen."

„Du wirst den armen Mann auf den rechten Weg bringen, aber zu Fuße gehen," antwortete der Vater Chatelain. — „Madame hat sich anders besonnen und mit Recht bedacht, daß es sich nicht der Mühe lohne, eine so große Summe im voraus hier zu haben. Es wird Zeit sein, nächsten Montag nach Villiers-le-Bel zu gehen. Bis dahin kann das Geld recht wohl auch bei dem Notar bleiben."

„Madame weiß besser, was sie zu thun hat, als ich. — Sollte sie hier für das Geld fürchten, Vater Chatelain?"

„Nein, mein Sohn, Gott sei Dank, nein! Aber gleichviel, ich will lieber fünfhundert Säcke Getraide als sechs Säcke Thaler hier haben."

„Nun," fuhr der Vater Chatelain zu dem Räuber und dem kleinen Lahmen gewandt fort; „kommen Sie, Freund, und Du, mein Sohn, folge mir," setzte er hinzu, indem er einen Leuchter nahm. Damit ging er den beiden Gästen voraus und führte sie in ein Stübchen zu ebener Erde, in das sie gelangten, nachdem sie über einen langen Gang gegangen waren, auf den sich mehrere Thüren öffneten.

Der Alte setzte den Leuchter auf einen Tisch und sagte zu dem Schulmeister:

„Hier schlafen Sie. Möge ihnen der liebe Gott eine gute Nacht schenken! Du, mein Sohn, schläfst gewiß gut, denn in der Jugend bleibt der Schlaf nie aus."

Der Räuber setzte sich finster und nachdenkend auf dem Bette nieder, zu dem ihn der kleine Lahme geführt hatte.

Dieser winkte dem Vater Chatelain, als sich derselbe entfernte, und ging ihm auf den Corridor nach.

„Was willst Du, mein Sohn?" fragte der Alte.

„Mein guter Herr, ich bin gewiß recht zu bedauern. — Manchmal hat mein armer Vater Anfälle, wie Krämpfe, in der Nacht; ich kann ihm nicht allein helfen; würde mich wohl Jemand hören, wenn ich um Hilfe rufen müßte?"

„Armes Kind!" sagte der Alte theilnehmend; „aber sei nur ruhig. — Siehst Du die Thüre hier an der Treppe?"

„Ja, mein guter Herr, ich sehe sie —"

„Nun, hier schläft jede Nacht Jemand; Du brauchst den Mann nur zu wecken; der Schlüssel steckt an; er würde Deinem Vater gleich zu Hilfe kommen."

„Ach, guter Herr, dieser Mann und ich würden vielleicht über meinen armen Vater nicht Herr, wenn er seine Krämpfe bekommt. — Könnten Sie nicht auch kommen? — Sie sehen so gutmüthig aus —"

„Ich, mein Sohn, schlafe mit den Andern in einem ganz andern Gebäude auf der andern Seite des Hofes; aber beruhige Dich; Johann René ist stark; er kann einen Ochsen an den Hörnern niederwerfen. — Wenn Ihr noch Jemanden braucht, so weckt er die alte Köchin; sie schläft eine Treppe hoch neben unserer Dame und der jungen Mademoiselle; im Nothfalle macht sie mit die Krankenwärterin."

„Ich danke, ich danke, mein guter Herr. Ich werde für Sie mit beten, denn Sie sind so gütig, da Sie so viel Mitleid mit meinem armen Vater haben —"

„Gut, mein Sohn. — Aber geh nun; gute Nacht! Hoffentlich brauchst Du keine Hilfe, um Deinen Vater zu halten. Geh wieder zu ihm; er wartet vielleicht auf Dich."

„Ich gehe. Gute Nacht."

„Gott behüte Dich, mein Sohn!

Und der Alte entfernte sich.

Kaum hatte er den Rücken gewendet, als ihm der kleine Lahme eine beleidigende Geberde machte, wie sie bei den Gamins von Paris gebräuchlich ist und die darin besteht, daß sie

sich mehrmals mit der flachen linken Hand auf den Nacken schlagen und zu gleicher Zeit die offene Rechte nach vorn werfen.

Mit teuflischer Schlauheit hatte der gefährliche Knabe einen Theil der Nachrichten erfahren, die er wissen wollte, um die Pläne der Eule und des Schulmeisters fördern zu können. Er wußte nun, daß das Gebäude, wo er schlafen sollte, nur von Madame Georges, Marien, einer alten Köchin und einem Knechte bewohnt sei.

Der kleine Lahme hütete sich wohl, als er in das Stübchen zu dem Schulmeister zurückkam, demselben sich zu nähern. Der Letztere hörte ihn und sagte leise:

„Woher kommst Du?"

„Sie sind sehr neugierig, Augenloser."

„Du sollst mir büßen müssen für das, was Du mich diesen Abend hast erdulden lassen, Teufelsjunge!" rief der Schulmeister aus und er stand wüthend auf, tappte nach dem kleinen Lahmen umher und hielt sich dabei an den Wänden an. „Ich erwürge Dich, Du Schlange!"

„Armer Vater! — Du bist wohl recht aufgeräumt, da Du blinde Kuh mit Deinem lieben Söhnchen spielst?" sagte der Lahme lachend, indem er sich sehr bequem den Nachstellungen des Schulmeisters entzog.

Dieser, der sich durch unüberlegten Zorn anfangs hatte fortreißen lassen, mußte es, wie immer, bald aufgeben, den Sohn Roth-Arms zu erreichen."

Der Räuber, der sich genöthigt sah, seine rachsüchtige Verfolgung bis zu dem Augenblicke zu verschieben, da er sich ohne Gefahr würde rächen können, warf sich fluchend auf sein Bett.

„Armer Vater — hast du Zahnschmerzen, da Du so fluchst? — Und was würde der Herr Pfarrer sagen, wenn er Dich hörte? Du müßtest Buße thun."

„Schon gut! schon gut," sagte der Räuber nach langer Pause mit dumpfer Stimme, „spotte nur über mich und mein Unglück! Es ist das sehr schön, sehr edel!

„Edel! Nun höre Einer," rief der kleine Lahme laut lachend aus. „Es ist Schade, daß Du auf jedem Auge blind bist, guter Vater."

„Dir, Dir habe ich nichts zu Leide gethan. — Warum peinigest Du mich so?“

„Weil Sie dummes Zeug von der Eule redeten. — Und wenn ich denke, daß Sie Lust bekamen, hier zu bleiben —; Sie wollten wohl eine Milchkur brauchen?“

„Naseweis! Wenn es mir möglich gewesen wäre, in dieser Meierei zu bleiben, die das Donnerwetter jetzt zerschlagen mag, würdest Du mich durch Deine Reden fast daran gehindert haben.“

„Sie! hier bleiben! Possen! Und an wem hätte Madame Eule ihre Wuth auslassen sollen? An mir vielleicht? Ich danke. Ich selbst will mir das Vergnügen machen, denn ich sage, wie „meine Tante“, es giebt keinen größern Spaß, als Sie so recht in Wuth zu bringen, Sie, und Sie könnten mir mit einem Faustschlage das Lebenslicht ausblasen. Wie drollig waren Sie heute Abend bei Tische! Herr Gott, welchen Spaß habe ich mir gemacht! Es war eine wahre Comödie. Bei jedem Fußtritte, den ich Ihnen im Dunkel versetzte, stieg Ihnen das Blut vor Wuth nach dem Kopfe und Ihre weißen Augen wurden roth am Rande; es fehlte ihnen nur ein klein wenig Blau in der Mitte und sie wären dann dreifarbig gewesen wie eine Cocarde.“

„Nun, Du lachst gern, Du bist lustig; man ist in Deinem Alter so; ich werde nicht bös darüber,“ sagte der Schulmeister in freundlichem Tone, mit dem er das Mitleid des kleinen Lahmen zu erwerben gedachte; „aber statt mich zu peinigen, würdest Du besser thun, wenn Du Dich dessen erinnertest, was Dir die Eule gesagt hat, die Du so sehr liebst; Du solltest Alles besehen, Abdrücke nehmen. — Hast Du gehört? Die Leute sprachen von einer großen Geldsumme, die sie den Montag hier haben werden. — Wir könnten da mit den Freunden wiederkommen und einen guten Fang machen. — Ich war recht dumm, hier bleiben zu wollen; nach acht Tagen würde ich es bei diesem gutmüthigen Bauernvolke nicht mehr haben aushalten können. Nicht wahr, mein Sohn?“ sagte der Räuber, um dem kleinen Lahmen zu schmeicheln.

„Sie würden mich schwer gekränkt haben, auf Ehre!“ sagte der Sohn Roth-Arms lachend.

„Ja, ja, es ist hier ein guter Fang zu machen. — Und

selbst wenn es hier im Hause nichts zu stehlen gäbe, würde ich mit der Eule wieder herkommen, um mich zu rächen," setzte der Räuber mit einer durch die Wuth und den Haß veränderten Stimme hinzu; „denn gewiß hat meine Frau jenen teuflischen Rudolph gegen mich aufgereizt, und dadurch, daß er mich blendete, gab er mich wehrlos in die Hände des Ersten Besten, der Eule und eines Jungen wie Du bist. — Da ich mich an ihm nicht rächen kann, werde ich mich an meiner Frau rächen. — Sie soll für Alles büßen, und wenn ich Feuer an das Haus legen und mich selbst unter den Trümmern mit begraben müßte, — ich würde es thun, — ich würde es thun."

„Wenn ich wollte, Alter, würde ich Sie an die Thüre Ihrer Frau führen, denn ich weiß, wo ihr Zimmer ist, ich weiß es, ich — ich weiß es," setzte der kleine Lahme in singendem Tone hinzu.

„Du weißt, wo ihr Zimmer ist?" rief der Schulmeister mit wilder Freude, „Du weißt es?"

„Ich sehe Sie kommen," sagte der Lahme; „ich werde Sie schön machen lassen auf den Hinterbeinen wie einen Hund, dem man einen Knochen zeigt. Aufgepaßt, alter Azor!"

„Du weißt, wo das Zimmer meiner Frau ist?" wiederholte der Räuber, indem er sich nach der Seite wendete, wo er die Stimme des kleinen Lahmen hörte.

„Ja, ich weiß es, und noch mehr, die Hauptsache, daß nur ein Mann hier in dem Hause schläft, wo wir sind; ich weiß, wo seine Thüre ist, der Schlüssel steckt daran; frack! herumgedreht! und er ist eingesperrt. Allons! auf, alter Azor!"

„Wer hat Dir das gesagt?" fragte der Räuber, indem er unwillkürlich aufstand.

„So, Azor. — Neben der Stube Ihrer Frau schläft eine alte Köchin; noch einmal den Schlüssel herumgedreht und wir sind Herrn im Hause, Herrn Ihrer Frau und des jungen Mädchens im grauen Mantel, die wir entführen wollten. — Jetzt die Pfote, alter Azor! Mach' schön für diesen Herrn!"

„Du lügst, Du lügst. — Woher weißt Du alles das?"

„Ich bin lahm, aber nicht dumm. — Eben habe ich dem alten Vater, wie sie ihn nannten, weisgemacht, Sie bekämen in der Nacht manchmal Krämpfe, und ihn gefragt, wo ich

Hilfe finden könnte, wenn der Anfall kommen sollte. — Da sagte er, wenn das geschehen sollte, so könnte ich den Knecht und die Köchin wecken, und er zeigte mir, wo sie schlafen, der eine unten, die andere oben, neben Ihrer Frau, Ihrer Frau, Ihrer Frau."

Nach langem Schweigen sagte der Schulmeister mit ruhiger Stimme und mit aufrichtigem, entsetzlichem Entschlusse:

„Höre mich an. — Ich habe noch Leben genug. — So eben — ja — ich gestehe es, hatte ich eine Hoffnung, die mir mein Schicksal jetzt noch schrecklicher erscheinen läßt; — Gefängniß, Bagno, Guillotine sind nichts gegen das, was ich seit diesem Morgen erdulde, und dies werde ich immer zu erdulden haben —. Führe mich in die Stube meiner Frau, — ich habe da mein Messer bei mir, — ich will sie ermorden. — Man wird mich nachher tödten, — das ist mir gleich. — Mein Haß erstickt mich. — Bin ich gerächt, so wird mich das erleichtern. — Was ich ertrage, ist zu viel, zu viel — für mich, vor dem Alles zitterte. Siehst Du, wenn Du wüßtest, was ich leide, — Du würdest Mitleid mit mir haben. — Seit einem Augenblicke ist mir, als wollte mein Kopf zerspringen; die Adern schlagen, als wollten sie bersten; meine Gedanken verwirren sich —"

„Ein Stockschnupfen? Ich weiß das. — Niese einmal, das hilft," sagte der kleine Lahme, der von neuem in Lachen ausbrach. „Willst Du eine Prise?"

Und er schlug klatschend auf den Rücken seiner linken geschlossenen Hand, als klopfte er auf den Deckel einer Dose, und sang dazu:

Ich habe Tabak, guten Tabak da,
Ich habe Tabak, aber nicht für Dich.

„Mein Gott, mein Gott! Sie wollen mich verrückt machen," rief der Räuber aus, der wirklich durch seine glühende, unbarmherzige, blutdürstige Mordlust, die er vergebens zu befriedigen suchte, fast wahnsinnig wurde.

Man denke sich einen hungrigen, wüthenden, wasserscheuen Wolf, der einen ganzen Tag lang von einem Kinde durch die Gitterstäbe des Käfigs hindurch geneckt worden und zwei Schritte von sich ein Opfer fühlt, das zu gleicher Zeit seinen Hunger und seine Wuth stillen würde.

Bei dem letzten Spotte des kleinen Lahmen verlor der Räuber beinahe den Kopf.

Er wollte, da er kein Opfer fand, in der Wuth sein eigenes Blut vergießen. Einen Augenblick war er wirklich entschlossen, sich zu ermorden; hätte er ein geladenes Pistol in der Hand gehabt, er würde nicht gezögert haben. — Er griff in seine Tasche, zog ein langes dolchartiges Messer hervor, machte dasselbe auf und holte damit aus, um es sich in das Herz zu stoßen. Wie schnell aber auch diese Bewegungen waren, die Ueberlegung, die Furcht, die Lebenslust überholten sie noch.

Es gebrach dem Mörder an Muth; die Hand mit dem Dolche sank auf seine Knie.

Der kleine Lahme hatte allen diesen Bewegungen aufmerksam zugesehen, und als er die unschuldige Entwickelung des tragischen Anfanges erkannte, lachte er laut auf.

Der Schulmeister, der bei einem letzten nutzlosen Wuthausbruche seinen Verstand ganz zu verlieren fürchtete, that, als hörte er die neue Beleidigung des kleinen Lahmen nicht, und wollte, um der Grausamkeit des Knaben, wie er es nannte, zu entgehen, einen neuen Versuch machen, indem er sich an die Habsucht des Sohnes Roth-Arms wendete.

„Ach!“ sagte er mit fast flehentlicher Stimme zu ihm, — „führe mich an die Thüre meiner Frau; Du magst Alles nehmen, was Du in ihrem Zimmer findest, und dann entfliehen, mich allein lassen; meinetwegen rufe um Hilfe, wenn Du willst. Man wird mich festhalten, wird mich auf der Stelle erschlagen, — desto besser! — ich sterbe gerächt, da ich den Muth nicht habe, selbst meinem Leben ein Ende zu machen. — Führe mich, führe mich hin; Du findest bei ihr gewiß Gold und Juwelen; ich sage Dir, Du darfst, Du sollst Alles nehmen, Alles soll Dein sein, hörst Du? — Alles Dein, allein Dein; ich verlange nichts, als daß Du mich an die Thüre, zu ihr führst —“

„Ja, ich höre es wohl; Sie wollen, ich soll Sie an die Thüre, und dann an das Bett führen, nicht wahr? — ich soll der Stiel Ihres Beiles sein. Altes Ungeheuer!“ fuhr der Lahme fort mit einem Ausdrucke von Verachtung, Unwillen und Abscheu, der an diesem Tage sein Gesicht, das bis dahin frech und höhnisch gewesen war, ernst erscheinen ließ, „ich lasse mich lieber todt-

schlagen, verstehen Sie mich? ehe ich mich zwingen lasse, Sie zu Ihrer Frau zu führen.'

„Du willst nicht?"

Der Sohn Roth-Arms antwortete nicht.

Er trat barfuß und ohne von dem Schulmeister gehört zu werden, der auf seinem Bette saß und noch immer das große Messer in der Hand hielt, näher; mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit und Gewandtheit entriß er ihm sodann diese Waffe und war mit einem Satze wieder am andern Ende der Stube.

„Mein Messer! mein Messer!" rief der Räuber, indem er die Arme ausbreitete.

„Nein," antwortete der Lahme, „denn Sie sind im Stande, morgen Ihre Frau um eine Unterredung bitten zu lassen und dann über sie herzufallen, um sie zu tödten, da Sie, wie Sie sagen, des Lebens überdrüssig sind, aber doch nicht den Muth haben, sich selbst umzubringen."

„Jetzt vertheidiget er meine Frau gegen mich!" sprach der Räuber, dessen Gedanken sich zu verdunkeln begannen. — „Ist dieses kleine Ungeheuer der Teufel? Wo bin ich? Warum vertheidiget er sie?"

„Um Dich zu ärgern," antwortete der Lahme, dessen Gesicht den frühern Ausdruck von frechem Spott wieder annahm.

„Ah, deshalb?" murmelte der Schulmeister, fast wahnsinnig, vor sich hin. „Ich werde das Haus in Brand stecken, — damit wir alle verbrennen, — alle —. Ein solches Feuerchen gefällt mir. — Das Licht, — gieb her das Licht!"

„Ha! ha! ha!" lachte der Lahme von neuem, „wenn man Dir das Licht nicht ausgeblasen hätte, und für immer, so würdest Du sehen, daß wir gar kein Licht hier haben."

Der Schulmeister seufzte tief, streckte die Arme aus und fiel so lang er war auf die Dielen nieder, mit dem Gesicht an den Boden. Der Schlag hatte ihn gerührt und er blieb unbeweglich liegen.

„Wir kennen das schon, Alter," sagte der Lahme, „es ist eine Finte; Du willst mich zu Dir locken, damit Du mir Eines versetzen kannst. Du wirst schon wieder aufstehen, wenn Dir es nicht mehr gefällt, da zu liegen."

Der Sohn Roth-Arms, der sich vorgenommen hatte, nicht zu schlafen, damit ihn der Schulmeister nicht etwa tappend

finde, blieb auf dem Stuhle sitzen und ließ den Räuber nicht aus den Augen, da er überzeugt war, derselbe lege ihm nur eine Schlinge.

Um sich dabei angenehm zu beschäftigen, zog der Lahme vorsichtig eine kleine rothseidene Börse aus der Tasche und zählte langsam und mit innigem Vergnügen die siebzehn Goldstücke auf, welche sich darin befanden.

Man erinnert sich, daß die Frau von Harville bei dem verderblichen Rendezvous, welches sie dem Commandanten bewilliget hatte, beinahe von ihrem Mann überrascht worden wäre, Rudolph ihr schnell eine Börse gab und ihr empfahl, in die fünfte Etage zu Morel hinaufzugehen, um der Familie desselben Unterstützung zu bringen. Die Frau von Harville ging rasch die Treppe hinauf und hielt die Börse in der Hand; der kleine Lahme dagegen kam von dem Charlatan herunter, erblickte die Börse, that, als stolperte er neben der Marquise, stieß an sie an und entriß ihr dabei gewandt die Börse. Die Frau von Harville, welche die Tritte ihres Mannes hörte, beeilte sich, in die fünfte Etage hinauf zu kommen, und hatte keine Zeit, sich über den kecken Diebstahl zu beklagen.

Nachdem der Lahme jetzt sein Gold gezählt und wieder gezählt hatte, auch kein Geräusch mehr im Hause hörte, ging er barfuß, lauschend und das Licht mit der Hand verdeckend hinaus, um Wachsabdrücke von den Schlössern der vier Thüren zu nehmen, welche auf den Corridor gingen. Wenn man ihn dabei überraschte, wollte er sagen, er suche Hilfe für seinen Vater.

Als der Lahme wieder in das Stübchen trat, lag der Räuber noch immer am Boden. Einen Augenblick wurde der Knabe doch ängstlich; er horchte; da er aber den Räuber athmen hörte, glaubte er noch immer, derselbe verlängere seine List.

„Immer noch hier, Alter?“ sagte er zu ihm.

Ein Zufall hatte den Schulmeister vor einem sonst vielleicht tödtlichen Schlagflusse gerettet. Er war auf das Gesicht und die Nase gefallen und hatte in Folge davon stark geblutet.

Darauf versank er in jenen Zustand, der halb Schlaf, halb Wahnsinn ist, und er hatte einen seltsamen, entsetzlichen Traum.

IIII.

Der Traum.

Der Traum des Schulmeisters ist folgender:

Er sieht Rudolph wieder in dem Hause in der Wittwen-Allee.

Nichts ist verändert in dem Zimmer, in welchem der Räuber die schreckliche Strafe erlitt.

Rudolph sitzt an dem Tische, auf welchem die Papiere des Schulmeisters liegen nebst dem kleinen heiligen Geiste von Lapis Lazuli, den er der Eule gegeben hatte.

Die Züge Rudolph's sind ernst und traurig.

Zu seiner Rechten steht schweigend und unbeweglich der Neger David, zur Linken der Schuri-Mann, der bestürzt zusieht.

Der Schulmeister ist nicht mehr blind, aber er sieht gleichsam durch helles Blut, das sich statt der Augen in seinen Augenhöhlen befindet.

Alle Gegenstände sind roth gefärbt.

Wie die Raubvögel unbeweglich in der Luft über dem Opfer schweben, das sie gleichsam durch einen Zauber festbannen, bevor sie es verzehren, so schwebt eine riesengroße Eule mit dem Kopfe der Einäugigen über dem Schulmeister. Sie wendet ihr rundes, flammendes grünliches Auge nicht von ihm ab.

Dieser unverwandte Blick drückt auf seiner Brust gleich einer schweren Last.

Wie man im Dunkel, wenn man sich an dasselbe gewöhnt, allmälig die anfangs unbemerkbaren Gegenstände unterscheidet, so erkennt der Schulmeister auch, daß ein großer Blutsee ihn von dem Tische trennt, an welchem Rudolph sitzt.

Dieser unbeugsame Richter wird allmälig, wie der Schuri-Mann und der Neger riesengroß. Die drei Gestalten wachsen bis an die Decke des Zimmers, die sich in gleichem Verhältnisse hebt.

Der Blutsee ist ruhig und glatt wie ein rother Spiegel.
Der Schulmeister erblickt darin sein häßliches Gesicht.
Bald aber verwischt sich dieses Bild in dem Kochen der Wogen, die sich schwellend erheben.

Aus der bewegten Oberfläche steigt, gleich den stinkenden Dünsten eines Sumpfes, ein bleicher Nebel auf, ein Nebel von der eigenthümlichen bläulichen Farbe, welche die Lippen der Todten haben.

In dem Maße wie dieser Nebel steigt und immer höher steigt, wachsen auch die Gestalten Rudolph's, des Schuri-Mannes und des Negers unermeßlich, so daß sie immer über den Nebel hinausragen.

Inmitten dieses Nebels sieht der Schulmeister bleiche Gespenster und Mordscenen erscheinen, bei denen er selbst eine Rolle spielt.

In diesen phantastischen Gebilden erblickt er zuerst einen kleinen Alten mit kahlem Scheitel; er trägt einen braunen Rock und einen grünen Schirm über den Augen und zählt in einem Zimmer bei dem Scheine einer Lampe Goldstücke, die er in Häufchen aufsetzt. Durch das Fenster, welches bleicher Mondenschein erhellt, in dem sich die Wipfel einiger großen Bäume bewegen, sieht sich der Schulmeister selbst, wie er sein entsetzliches Gesicht an die Scheiben drückt.

Er folgt jeder Bewegung des kleinen Alten mit blitzenden Augen, — dann zerknickt er eine Fensterscheibe, öffnet das Fenster, stürzt sich mit einem Sprunge auf sein Opfer und stößt ihm ein langes Messer in den Rücken zwischen den Schultern hinein. Die That geschieht so rasch, der Stoß ist so sicher, daß der Leichnam des Alten auf dem Stuhle sitzen bleibt —

Der Mörder will sein Messer zurückziehen — aus dem todten Körper.

Er vermag es nicht.
Er verdoppelt seine Anstrengungen —
Sie sind vergeblich —
Er will das Messer loslassen —
Es ist ihm nicht möglich —
Die Hand des Mörders hält an dem Griffe des Dolches fest, wie die Klinge des Dolches in dem Leichname des Ermordeten.

Da hört der Mörder auf den Steinplatten in dem Nebenzimmer Sporen klingen und Säbel klirren.

Er will, damit er um jeden Preis entfliehen könne, den leichten Körper des Alten mit sich nehmen, von dem er weder sein Messer noch seine Hand losmachen kann.

Es gelingt ihm nicht.

Der gebrechliche kleine Körper ist schwer wie Blei.

Der Schulmeister vermag die ungeheure Last nicht zu heben trotz seinen Herculesschultern, trotz seinen verzweifelten Anstrengungen.

Das Geräusch von schleppenden Säbeln kommt näher und näher.

Der Schlüssel wird in dem Schlosse herumgedreht —, die Thüre geht auf —

Die Vision verschwindet.

Die Eule aber schlägt mit den Flügen und kreischt:

„Das ist der alte Richard in der Rue du Roule, Dein erster Mord — Mörder, Mörder!“

Der Nebel, der sich einen Augenblick verdunkelt hatte, wird jetzt wieder durchsichtig und läßt ein anderes Bild sehen —

Der Tag beginnt zu grauen; über der Erde liegt ein dicker Nebel; ein Mann in der Kleidung der Viehhändler liegt todt am Wege. Die festgetretene Erde, der aufgerissene Rasen beweisen, daß das Opfer verzweifelten Widerstand leistete.

Dieser Mann hat fünf blutende Wunden in der Brust. — Er ist todt und doch pfeift er seinen Hunden und ruft laut um Hilfe: „hierher! hierher!“

Er pfeift, er ruft mit den fünf großen Wunden, deren Ränder sich bewegen, wie sprechende Lippen.

Dieses gleichzeitige fünffache Rufen und Pfeifen des Leichnams durch den Mund seiner Wunden ist grauenhaft anzuhören.

In diesem Augenblicke schlägt die Eule wieder mit den Flügeln, äfft das Todesröcheln des Ermordeten nach, lacht fünf Mal gellend und ruft:

„Der Viehhändler von Poissy — Mörder! — Mörder! — Mörder!“

Langgedehnte unterirdische Echos hallen, anfangs sehr laut, das grauenhafte Lachen der Eule nach, dann scheinen sie sich in em Innern der Erde zu verlieren.

Darauf beginnen zwei große kohlschwarze Hunde mit Augen gleich glühenden Kohlen, die sie von dem Schulmeister nicht abwenden, zu bellen und um ihn herum zu laufen, immer herum, mit wunderbarer Schnelligkeit.

Sie berühren ihn fast und ihr Bellen scheint doch so fern zu sein, als brächte es der Wind mit sich.

Allmälig erbleichen und zerrinnen die Gespenster gleich Schatten und verschwinden in dem bleichen Nebel, der noch immer emporsteigt.

Die Oberfläche des Blutsees bedeckt sich von neuem mit Nebel. Diesmal ist er grünlich und durchsichtig; er scheint einen mit Wasser gefüllten Canal vorzustellen.

Anfangs sieht man das Bett des Canals mit dickem Schlamme bedeckt, der aus zahllosen gewöhnlich dem Auge nicht bemerklichen Reptilen besteht, die aber sich vergrößern, wie unter einem Microscope, und entsetzliche Gestalten und riesenhafte Verhältnisse annehmen.

Es ist kein Schlamm mehr, sondern eine compacte lebendige wimmelnde Masse, ein unlösbares Gewirr, so dicht, so eng in einander verschlungen, daß eine unbemerkliche Bewegung die Oberfläche dieses Schlammes oder vielmehr diese Masse von unreinen Geschöpfen kaum hebt.

Darüber hin strömt langsam, langsam ein kothiges dickes Wasser, das in seinem trägen Laufe den Schmutz mit sich fortführt, welchen unaufhörlich die Kloaken einer großen Stadt auswerfen, Ueberreste aller Art, todte Thiere 2c.

Plötzlich hört der Schulmeister einen Körper in das Wasser fallen, das ihm in das Gesicht spritzt —

Durch eine Menge von Blasen, die an die Oberfläche des Wassers emporsteigen, sieht er plötzlich eine Frau emporkommen, die sich vor dem Ertrinken wehrt —

Und er erblickt sich selbst und die Eule, wie beide eilig von dem Canale hinweglaufen und ein Kästchen in schwarzer Leinwand forttragen.

Trotzdem sieht er alle Phasen des Todeskampfes des Opfers, das er und die Eule in den Canal geworfen haben.

Nach dem ersten Eintauchen sieht er die Frau an die Oberfläche des Wassers wieder emporkommen und die Arme bewegen

wie Jemanden, der nicht schwimmen kann und vergebens sich zu retten sucht.

Dann hört er einen lauten Angstschrei.

Dieser verzweiflungsvolle Todesschrei endiget in einem dumpfen Geräusch, in einem Gegurgel und die Frau sinkt zum zweiten Male unter das Wasser.

Die Eule, die noch immer unbeweglich über ihm schwebt, ahmt das krampfhafte Röcheln der Ertrinkenden nach, wie sie das Röcheln des Viehhändlers nachgeahmt hat.

Unter gräßlichem Lachen ruft die Eule:

„Gluck! Gluck! Gluck!“

Die unterirdischen Echos hallen diese Töne nach.

Dem Ersticken nahe, macht die Frau im Wasser eine gewaltsame Anstrengung, um zu athmen, aber statt der Luft zieht sie nur Wasser ein.

Da sinkt ihr Kopf nach hinten zurück, ihr Gesicht schwillt auf und wird bläulich, ihre Arme erstarren und im letzten Krampfe bewegt die Ertrinkende die Füße, die auf dem Schlamme ruhen.

Sie wird da von einer Wolke schwärzlichen Schlammes umgeben, der mit ihr an die Oberfläche des Wassers emporsteigt.

Kaum hat die Ertrunkene den letzten Athem ausgehaucht, so ist sie auch schon von Myriaden microscopischer Reptile, von gefräßigem, schrecklichem Gewürme des Schlammes bedeckt.

Der Leichnam schwimmt einen Augenblick und zittert noch ein wenig, dann sinkt er langsam horizontal unter und folgt der Strömung des Canals.

Bisweilen dreht sich der Leichnam um sich selbst herum, so daß das Gesicht gegen den Schulmeister gerichtet wird; da sieht ihn das Gespenst mit den beiden großen gläsernen matten Augen stier an und die bläulichen Lippen bewegen sich.

Der Schulmeister ist weit fort von der Ertrunkenen und doch flüstert sie ihm in das Ohr — Gluck! Gluck! Gluck!

Die Eule flattert mit den Flügeln, wiederholt: Gluck! Gluck! Gluck! und ruft sodann:

„Die Frau aus dem Canale St. Martin! — Mörder! — Mörder! — Mörder!“

Die unterirdischen Echos antworten ihr, aber statt allmälig im Innern der Erde zu verklingen, werden sie stärker und stärker und scheinen näher zu kommen.

Der Schulmeister glaubt das gellende Lachen von einem Pole zum andern schallen zu hören.

Das Traumgebild der Ertrunkenen verschwindet.

Der Blutsee, an dessen entgegengesetzter Seite der Schulmeister noch immer Rudolph erblickt, wird schwarzbraun, dann wieder roth und endlich verwandelt er sich in eine glühende flüssige Masse gleich geschmolzenem Metalle. So hebt sich dieser See und steigt, steigt gen Himmel empor wie eine ungeheure Wasserhose.

Bald ist es ein Horizont, der glüht, wie bis zum Weißglühen erhitztes Eisen.

Dieser unermeßliche endlose Horizont blendet und brennt gleichzeitig die Blicke des Schulmeisters, der wie in den Boden gewurzelt dasteht und die Augen nicht abwenden kann.

Da sieht er auf dem Grunde dieser glühenden Lava langsam die schwarzen und riesenhaften Gestalten seiner Opfer, eine nach der andern, hin- und herziehen.

„Die Zauberlaterne des Gewissens, — des Gewissens, — des Gewissens!“ schreit die Eule, indem sie mit den Flügeln klatscht und hell auflacht.

Trotz den unerträglichen Schmerzen, welche ihm dieser Anblick verursacht, muß der Schulmeister fortwährend die Blicke auf die schauerlichen Gestalten heften, die sich in dem glühenden Meere bewegen.

Er fühlt da etwas Entsetzliches. Er erduldet alle Grade einer namenlosen Pein und dadurch, daß er unablässig in diesen Gluthheerd starrt, werden seine Augen, die an die Stelle des Blutes getreten sind, welches seine Augenhöhlen füllte, heiß und brennend; sie verschmelzen mit der Gluth, sie rauchen und kochen und verkohlen endlich in ihren Höhlen wie in zwei eisernen Schmelztiegeln.

Nachdem er die abwechselnden Verwandlungen seiner Augen in Asche sowohl gesehen als empfunden hat, versinkt er wieder in das Dunkel seiner ersten Blindheit.

Seine unerträglichen Schmerzen schwinden plötzlich wie durch Zaubermacht.

Ein aromatischer, lieblich frischer Hauch berührt seine noch glühenden Augenhöhlen. Dieser Hauch ist ein liebliches Gemisch

von Frühlingsdüften, die den von Thau befeuchteten Feldblumen entweichen.

Der Schulmeister hört um sich her ein leises Summen und Rauschen, gleich dem Winde, der mit den Blättern spielt, gleich dem Murmeln einer Quelle, die über ihr Bett von Kieseln und Moos dahin perlt.

Tausende von Vögeln zwitschern von Zeit zu Zeit die süßesten Melodien; wenn sie schweigen, singen Kinderstimmchen in engelgleicher Reinheit fremdartige, unbekannte, gleichsam geflügelte Worte, welche der Schulmeister mit leichtem Rauschen zum Himmel aufsteigen hört.

Ein Gefühl von geistigem Wohlbehagen und unbeschreiblicher Weichheit überkommt ihn allmälig, ein seliges Entzücken, ein Seelenrausch, von dem kein körperliches Gefühl, wie wonnig es auch sein mag, eine Vorstellung geben kann.

Der Schulmeister fühlt sich sanft gehoben, er schwebt in leuchtenden ätherischen Sphären; es ist ihm, als werde er hoch, in unendliche Ferne über die Menschheit hinausgetragen.

— — — — — — — — — — — — —

Nachdem er einige Augenblicke in dieser namenlosen Seligkeit geschwelgt, findet er sich wieder in der finstern Tiefe seiner gewöhnlichen Gedanken.

Er träumt noch immer, aber er ist nur noch der gebändigte Räuber, der in ohnmächtiger Wuth sich verwünscht und gegen den ewigen Gott sich vermißt.

Eine kräftige feierliche Stimme ertönt.

Es ist die Stimme Rudolph's.

Der Schulmeister erbebt vor Entsetzen; zwar hat er eine undeutliche Vorstellung davon, daß er nur träume, aber das Grauen, das ihm Rudolph einflößt, ist so gräßlich, daß er, vergebens, alle Kräfte aufbietet, um diesem neuen Traumgesichte zu entgehen.

Die Stimme spricht; — er horcht.

Der Ton Rudolph's ist nicht mehr zornig, sondern voll Trauer und Mitleid.

„Armer Elender," sagt er zu dem Schulmeister, „die Stunde der Reue hat für Dich noch nicht geschlagen; — Gott allein weiß, wann sie schlagen wird. Die Strafe für Deine Verbrechen ist noch unvollständig. — Du hast gelitten, aber nicht abgebüßt,

das Schicksal vollendet das Werk der Gerechtigkeit. — Deine Mitschuldigen sind Deine Peiniger geworden; eine Frau, ein Kind demüthigen und foltern Dich. — Als ich an Dir eine Strafe vollzog, die schrecklich war wie Deine Verbrechen, hatte ich Dir es wohl gesagt, erinnere Dich nur an meine Worte: „Du hast auf verbrecherische Weise Deine Stärke gemißbraucht; ich werde Deine Stärke lähmen. Die Kräftigsten, die Wildesten zitterten vor Dir; Du wirst nun vor den Schwächsten zittern —" Du hast den stillen Aufenthalt verlassen, in welchem Du der Reue und Buße leben konntest. — Du fürchtetest Dich vor der Stille und der Einsamkeit. — Eben jetzt sehntest Du Dich einen Augenblick, theilzunehmen an dem friedlichen Leben der Leute auf diesem Gute, — aber es war zu spät, — zu spät. — Fast vertheidigungslos kehrst Du zurück unter Uebelthäter und Mörder; Du scheutest Dich, länger bei ehrlichen Leuten zu leben, zu denen man Dich gebracht hatte. — Du wolltest Dich durch neue Missethaten betäuben. — Du hast keck Den herausgefordert, der Dir es unmöglich machen wollte, Deinesgleichen weiter zu schaden, und diese Ausforderung war vergebens. — Trotz Deiner Keckheit, trotz Deiner Schlechtigkeit, trotz Deiner Riesenkraft bist Du gefesselt. — Der Durst nach Verbrechen quält Dich, — Du kannst ihn nicht befriedigen. Eben wolltest Du in entsetzlichem Blutdurste Deine Frau ermorden; sie ist hier, unter demselben Dache mit Dir; sie schläft schutzlos; Du hast ein Messer, ihr Zimmer ist nur wenige Schritte entfernt; nichts hindert Dich, zu ihr zu gelangen, nichts kann sie Deiner Wuth entreißen, nichts als Deine Ohnmacht. — Der Traum, den Du eben träumst, könnte Dir eine große Lehre sein, könnte Dich retten. — Die geheimnißvollen Bilder dieses Traumes haben einen tiefen Sinn. — Der Blutsee, in welchem Dir Deine Opfer erschienen, — er ist das Blut, das Du vergossen hast; — die glühende Lava, die an seine Stelle trat, ist das quälende Gewissen, das Dich hätte verzehren sollen, damit eines Tages Gott, wenn er sich Deiner langen Pein erbarmt, Dich zu sich rufe und Dir die unaussprechliche Wonne des Verzeihens gewähre. — Aber es wird nicht also sein, — nein, nein, diese Warnungen werden vergeblich sein; statt zu bereuen, wirst Du jeden Tag unter entsetzlichen Blasphemien die Zeit beklagen, in welcher Du

Deine Verbrechen begingst. Aus dem fortwährenden Kampfe zwischen Deinem Blutdurste und der Unmöglichkeit, ihn zu befriedigen, zwischen Deiner gewohnten Herrschsucht und der Nothwendigkeit, Dich Personen zu fügen, die eben so schwach als grausam sind, wird für Dich ein entsetzliches, grauenvolles Schicksal hervorgehen. — Ach, armer Elender!"

Und die Stimme Rudolph's wurde tief bewegt.

Er schwieg einen Augenblick, als wenn er vor innerer Bewegung und Grauen nicht weiter hätte sprechen können.

Dem Schulmeister standen die Haare zu Berge —

Welches Schicksal war das, da selbst sein Peiniger Mitleid fühlte?

„Das Schicksal, das Dich erwartet, ist so entsetzlich," fuhr Rudolph fort, „daß Gott keine schrecklichere Strafe erdenken würde, wenn Du allein für alle Verbrechen aller Menschen büßen solltest. — Wehe, wehe über Dich! Das Schicksal will, daß Du die grauenvolle Strafe erfahrest, die Dich erwartet, ohne daß Du etwas zu thun vermagst, um ihr zu entgehen. — Erfahre also Deine Zukunft —"

Und es war dem Schulmeister, als hätte er seine Sehkraft wieder erhalten —

Er schlug die Augen auf; — er sah —

Was er sah, machte aber einen so entsetzlichen Eindruck auf ihn, daß er einen gellenden Schrei ausstieß und aus dem schrecklichen Traume auffuhr.

IV.

Der Brief.

Die Uhr an der Meierei von Bouqueval verkündete die neunte Morgenstunde, als Madame Georges leise in das Zimmer Mariens trat.

Das junge Mädchen schlummerte so leicht, daß sie fast au-

genblicklich erwachte. Eine glänzende Wintersonne warf ihre Strahlen durch die Jalousien und Vorhänge, verbreitete in dem Stübchen Mariens einen goldenen Schein und gab dem bleichen lieblichen Gesichte derselben die Farbe, die ihm fehlte.

„Nun, mein Kind," sagte Madame Georges, indem sie sich auf dem Bette des Mädchens niedersetzte und sie auf die Stirn küßte, „wie befindest Du Dich?"

„Besser, Madame, ich danke Ihnen."

„Bist Du nicht diesen Morgen sehr frühzeitig geweckt worden?"

„Nein, Madame."

„Desto besser. — Der unglückliche Blinde und sein Sohn, denen man ein Nachtquartier gegeben hatte, wollten die Meierei mit Tagesanbruch verlassen, und ich fürchtete, das Geräusch, welches das Aufschließen der Thüren machte, würde Dich geweckt haben —"

„Die armen Leute! Warum brachen sie so zeitig auf?"

„Ich weiß es nicht. Ich ging gestern Abend, als Du Dich ein wenig beruhiget hattest, in die Küche hinunter, um sie zu sehen, aber sie waren beide so ermüdet, daß sie um die Erlaubniß gebeten hatten, zur Ruhe gehen zu dürfen. Der Vater Chatelain sagte mir, der Blinde scheine nicht recht bei Verstand zu sein, und allen unsern Leuten war die rührende Sorgfalt und Pflege aufgefallen, welche der Knabe dem Unglücklichen widmete. Aber, Marie, Du hast etwas Fieber gehabt; Du darfst Dich heute der Kälte nicht aussetzen und wirst nicht aus der Stube gehen."

„Verzeihen Sie mir, Madame, ich muß heute Abend um fünf Uhr zu dem Herrn Abbé gehen; er erwartet mich."

„Das würde unklug sein; Du hast, ich weiß es, eine schlechte Nacht gehabt; Deine Augen sind angegriffen, Du hast nicht gut geschlafen —"

„Das ist allerdings wahr; es haben mich entsetzliche Träume gepeiniget. Ich sah im Traume die Frau wieder, die mich quälte, als ich noch ein Kind war, und fuhr erschreckt aus dem Schlafe auf; — es ist eine lächerliche Schwachheit, ich weiß es und schäme mich."

„Und mich betrübt diese Schwachheit, weil Du dabei leidest,

armes Kind!“ sagte Madame Georges theilnehmend, als sie sah, daß die Augen Mariens sich wieder mit Thränen füllten.

Sie schlang die Arme um den Hals ihrer Adoptivmutter und barg ihr Gesicht an dem Busen derselben.

„Mein Gott, was ist Dir, Marie? Du erschreckst mich.“

„Sie sind so gütig gegen mich, Madame, und ich mache mir bittere Vorwürfe, daß ich Ihnen das nicht anvertraute, was ich dem Herrn Pfarrer gestanden habe; morgen wird er Ihnen Alles selbst sagen; mir würde es zu schwer werden, Alles noch einmal auszusprechen.“

„Beruhige Dich, mein Kind; ich weiß es und glaube es, daß bei dem großen Geheimnisse, das Du unserm guten Abbé anvertraut hast, mehr zu loben als zu tadeln sein wird. — Weine also nicht mehr so, Du machst mir Kummer —“

„Verzeihen Sie mir, Madame, aber, ich weiß nicht warum, seit zwei Tagen will mir bisweilen das Herz zerbrechen. — Gegen meinen Willen treten mir die Thränen in die Augen; mich peiniget eine böse Ahnung; es ist mir, als müsse mir ein Unglück widerfahren —“

„Marie! Marie, ich werde Dir zürnen, wenn Du Dich so mit eingebildeter Angst peinigest. Haben wir nicht schon genug an unserm wirklichen Leide?“

„Sie haben Recht, Madame, und ich thue Unrecht; ich werde mich bemühen, die Schwäche zu überwinden. Ach, mein Gott, wenn Sie wüßten, welche Vorwürfe ich mir mache, daß ich nicht immer so heiter und glücklich bin, wie ich es sein sollte! Ach, meine Traurigkeit muß Ihnen als Undankbarkeit erscheinen!“

Madame Georges wollte Marie beruhigen, als Claudine eintrat, nachdem sie vorher an der Thüre angeklopft hatte.

„Was willst Du, Claudine?“

„Madame, Peter ist von Arnouville in dem Cabriolet der Madame Dubreuil angekommen und hat den Brief da für Sie mitgebracht; auch sagt er, es sei sehr eilig.“

Madame Georges las den Brief laut wie folgt:

„Meine liebe Madame Georges, Sie würden mir einen gro„ßen Gefallen erzeigen und könnten mich aus einer großen Ver„legenheit reißen, wenn Sie sogleich zu mir kommen wollten; „Peter wird Sie im Wagen zu mir bringen und nach Tische wie„der zurückfahren. — Ich weiß wirklich nicht, was ich vornehmen

„soll; mein Mann ist in Pontoise, um Wolle zu verkaufen, und „ich wende mich deshalb an Sie und an Marie; Clara küßt in „Gedanken ihre liebe kleine Schwester und erwartet sie mit Un„geduld. — Kommen Sie wo möglich noch um elf Uhr zum „Frühstücke.

„Ihre aufrichtige Freundin

„Dubreuil."

„Was mag es sein?" fragte Madame Georges Marie. „Zum Glück beweist der Ton in dem Brief der Madame Dubreuil, daß nichts Schlimmes geschehen ist."

„Soll ich Sie begleiten, Madame?" fragte Marie.

„Das ist vielleicht etwas unvorsichtig, denn es ist sehr kalt; indeß," sagte Madame Georges, „es wird Dich zerstreuen, und wenn Du Dich recht warm einhüllst, kann Dir die kleine Reise nur wohlthun."

„Aber, Madame," entgegnete Marie nachdenkend, „der Herr Abbé erwartet mich diesen Abend um fünf Uhr in seiner Wohnung."

„Du hast Recht, aber wir werden vor fünf Uhr zurück sein, ich verspreche es Dir."

„Ich danke Ihnen, Madame, und freue mich sehr, Mamsell Clara wiederzusehen."

„Immer wieder Mamsell Clara," sprach Madame Georges im Tone sanften Vorwurfs. „Sagt sie Mamsell Marie, wenn sie von Dir spricht?"

„Nein, Madame," antwortete Marie, die die Augen niederschlug; „aber ich —, ich —"

„Du? — Du bist ein grausames Kind, da Du Dich nur immer selbst quälst. Du vergißt bereits, was Du mir eben versprochen hast. — Kleide Dich schnell und recht warm an. Wir werden vor elf Uhr in Arnouville ankommen können."

Madame Georges ging darauf mit Claudinen fort und sagte zu derselben:

„Peter soll einen Augenblick warten, wir werden sogleich bereit sein."

V.

Das Erkennen.

Eine halbe Stunde nach diesem Gespräche stiegen Madame Georges und Marie in eines der großen Cabriolets, deren sich die reichen Pächter in der Gegend von Paris bedienen, und bald rollte dieser Wagen, von kräftigen Pferden gezogen, rasch auf dem Rasenwege hin, der von Bouqueval nach Arnouville führt —

Die großen Gebäude, die zu dieser Besitzung gehörten, welche Herr Dubreuil bewirthschaftete, zeugten von der Bedeutung des Gutes, das Fräulein Cäsarine von Noirmont dem Herzoge von Lucenay als Heirathsgut zugebracht hatte.

Das Peitschengeklatsche Peter's meldete der Madame Dubreuil die Ankunft Mariens und der Madame Georges, die aus dem Wagen stiegen und mit freundlicher Herzlichkeit von der Pächterin und deren Tochter empfangen wurden.

Madame Dubreuil war etwa funfzig Jahre alt, ihr Gesicht freundlich und mild, wie die Züge ihrer Tochter, einer hübschen Brünette mit blauen Augen und frischen rosigen Wangen, Herzensgüte verriethen.

Zu ihrer großen Verwunderung bemerkte Marie, als Clara ihr in die Arme flog, daß auch sie als Bauermädchen gekleidet war, nicht städtisch wie sonst.

„Auch Sie, Clara, haben sich als Bauermädchen verkleidet?“ fragte Madame Georges, indem sie das junge Mädchen küßte.

„Sie will in Allem ihre Freundin Marie nachahmen,“ antwortete Madame Dubreuil. „Sie ruhete nicht, bis sie einen Anzug hatte ganz wie Ihre Marie. — Aber kommen Sie, meine arme Madame Georges,“ setzte Madame Dubreuil hinzu, „damit ich Ihnen meine Verlegenheit erzähle.“

Als Alle in das Zimmer eingetreten waren, setzte sich Clara neben Marien nieder, gab ihr den besten Platz am Kamine, nahm

die Hände der Freundin in die ihrigen, um sich zu überzeugen, daß sie nicht mehr kalt seien, küßte sie nochmals, nannte sie ihre böse kleine Schwester und machte ihr leise freundliche Vorwürfe darüber, daß sie ihre Besuche so selten wiederhole.

Wenn man sich des Gesprächs Mariens mit dem Geistlichen erinnert, so wird man sich vorstellen können, daß sie diese zärtlichen und aufrichtigen Liebkosungen mit einem gemischten Gefühle von Demüthigung, Freude und Besorgniß hinnehmen mußte.

„Was ist Ihnen geschehen, meine liebe Madame Dubreuil?" fragte Madame Georges, „und in welcher Weise kann ich Ihnen nützlich sein?"

„Ach Gott, in gar vielerlei. Ich will Ihnen Alles erzählen. Sie wissen, glaube ich, nicht, daß diese Besitzung eigentlich der Frau Herzogin von Lucenay gehört. Wir haben immer mit ihr direct zu thun und übergehen den Intendanten des Herrn Herzogs ganz —"

„Das wußte ich wirklich nicht."

„Sie werden sogleich sehen, warum ich dies vorausschicke. Wir bezahlen also das Pachtgeld an die Frau Herzogin oder an ihre erste Kammerfrau, Madame Simon. Die Frau Herzogin ist so gütig, so gütig, obgleich etwas lebhaft, daß es eine wahre Freude ist, mit ihr zu thun zu haben; ich und mein Mann, wir würden aber auch für sie durch das Feuer gehen. Ich habe sie noch als Mädchen gekannt, als sie mit ihrem Vater, dem seligen Fürsten von Noirmont, hieherkam ... Kürzlich noch bat sie uns um den Pacht auf ein halbes Jahr voraus. — Vierzigtausend Francs, das findet man nicht gleich auf der Straße, wie man zu sagen pflegt, aber wir hatten diese Summe in Vorrath, — die Mitgift unserer Clara, und den nächsten Tag hatte die Frau Herzogin ihr Geld in schönen Louisd'ors ... Die großen Damen haben so viele Bedürfnisse. — Erst seit einem Jahre läßt sich die Frau Herzogin die Pachtgelder pünktlich am Verfalltage bezahlen; früher schien sie gar kein Geld zu brauchen. — Jetzt ist das ganz anders."

„Bis jetzt sehe ich noch nicht, meine gute Madame Dubreuil, womit ich Ihnen dienen könnte."

„Sogleich, sogleich; ich erzählte dies nur, um Ihnen anzudeuten, daß die Frau Herzogin uns ihr ganzes Vertrauen schenkt; ungerechnet, daß sie in ihrem zwölften oder dreizehnten Jahre

mit ihrem Vater bei unserer Clara Pathe gewesen ist, die sie denn auch immer beschenkt. — Gestern Abend also erhalte ich durch einen expressen Boten den Brief da von der Frau Herzogin:

„Der kleine Pavillon im Garten, meine liebe Madame Du„breuil, muß durchaus übermorgen bewohnbar sein; lassen Sie „alle nothwendigen Meubles dahin bringen, Teppiche, Vorhänge „u. s. w. Es darf mit einem Worte nichts fehlen und muß be„sonders so comfortable als möglich sein."

— „Comfortable! Verstehen Sie, Madame Georges. Und das ist noch unterstrichen," sagte Madame Dubreuil, indem sie ihre Freundin nachdenklich und verlegen ansah. Dann las sie weiter:

„Lassen Sie Tag und Nacht das Feuer in dem Pavillon „brennen, um die Feuchtigkeit zu vertreiben, denn es hat seit „langer Zeit Niemand darin gewohnt. Sie werden die Person, „welche den Pavillon beziehen soll, so behandeln, wie Sie mich „selbst behandeln würden; ein Brief, den Ihnen diese Person „überbringen wird, wird Ihnen sagen, was ich von Ihrem immer „so aufmerksamen Eifer erwarte. Ich rechne auch diesmal dar„auf und fürchte nicht, mich zu irren, ich weiß ja, wie gut und „wie ergeben Sie mir sind. Leben Sie wohl, meine liebe Ma„dame Dubreuil. Küssen Sie meine hübsche Pathe und glauben „Sie an meine aufrichtige Gewogenheit.

„Noirmont von Lucenay."

„NS. Die Person, welche den Pavillon bewohnen soll, wird „übermorgen Abends ankommen. Vergessen Sie nur nicht, den „Pavillon so comfortable als möglich einzurichten."

— „Sie sehen, das verwünschte Wort ist wieder unterstrichen," sagte Madame Dubreuil, indem sie den Brief der Herzogin von Lucenay in die Tasche steckte.

„Nun, das ist ganz einfach," antwortete Madame Georges.

— „Wie so? einfach? Haben Sie denn nicht verstanden? Die Frau Herzogin verlangt, der Pavillon solle besonders comfortable sein, so comfortable als möglich; — deshalb ließ ich Sie bitten, zu uns zu kommen. Wir beide, Clara und ich, haben uns den Kopf zerbrochen, was das comfortable wohl sein möchte, und wir konnten es nicht errathen. Und Clara ist doch in der Pension von Villiers-le-Bel gewesen und hat, ich weiß nicht, wie viele Preise in der Geschichte und der Geographie gewonnen.

Aber sie weiß nicht mehr als ich von dem fremdartigen Worte; es muß ein Ausdruck vom Hofe, aus der großen Welt sein. In Verlegenheit kann es Einen bringen, das ist gewiß: die Frau Herzogin verlangt, daß der Pavillon besonders comfortable sei, sie unterstreicht das Wort, sie wiederholt es zwei Mal und wir wissen nicht, was es heißt."

„Gott sei Dank, dieses große Geheimniß kann ich Ihnen erklären," antwortete Madame Georges lächelnd; „comfortable" heißt hier bequem, wohnlich; es bedeutet ein hübsch arrangirtes, warmes Zimmer, eine Wohnung, der nichts fehlt von dem, was nothwendig, und selbst von dem, was überflüssig ist."

„Nun verstehe ich, ja, aber da komme ich in eine noch größere Verlegenheit."

„Warum?"

„Die Frau Herzogin spricht von Meubles, von Teppichen und vielen „und so weiter," aber wir haben keine Teppiche hier und unsere Meubles sind ganz gewöhnliche, und dann weiß ich nicht, ob die Person, die wir erwarten sollen, ein Herr oder eine Dame ist; gleichwohl soll morgen Abend Alles bereit sein. Was da anfangen? Was anfangen? Hier läßt sich nicht helfen. Man könnte den Kopf darüber verlieren, Madame Georges."

„Aber, Mutter," fiel Clara ein, „wenn Du die Meubles aus meinem Stübchen nehmen wolltest, so würde ich, bis es wieder meublirt ist, drei oder vier Tage bei Marie in Bouqueval bleiben."

„Dein Stübchen! Dein Stübchen, mein Kind, ist das denn schön genug?!" sagte Madame Dubreuil achselzuckend; „ist das genug — genug comfortable, wie die Frau Herzogin sagt? Ach Gott, woher nimmt man nur solche Wörter?"

„Der Pavillon wird also für gewöhnlich nicht bewohnt?" fragte Madame Georges.

„Nein; es ist das kleine weiße Haus, das ganz allein am Ende des Gartens steht. Der Fürst ließ es für die Frau Herzogin bauen, als sie noch Fräulein war; wenn sie hieherkamen, ruheten sie dort aus. Es enthält drei hübsche Zimmer und am Ende des Gartens eine Schweizer-Meierei, wo die Frau Herzogin als Kind das Milchmädchen spielte. Seit sie verheirathet ist, haben wir sie nur zwei Mal hier gesehen und jedes Mal blieb sie einige

Stunden in dem kleinen Pavillon. Das erste Mal, — es werden nun sechs Jahre sein, kam sie zu Pferde mit —"

Als wenn die Anwesenheit Mariens und Clara's sie verhindere, weiter zu sprechen, fuhr Madame Dubreuil fort:

„Aber ich schwatze und schwatze und alles dies bringt uns aus der Verlegenheit nicht heraus. — Kommen Sie mir zu Hilfe, liebe Madame Georges, kommen Sie mir zu Hilfe —"

„Sagen Sie mir, wie ist jetzt dieser Pavillon meublirt?"

„Man kann ihn kaum meublirt nennen; in dem Hauptzimmer liegt eine Strohdecke auf dem Fußboden; dann steht ein Canapee von Rohr darin, eben solche Stühle, ein Tisch. Das ist Alles und es fehlt, wie Sie sehen, zum Comfortablen noch sehr viel."

„Ich an Ihrer Stelle würde einen verständigen Mann nach Paris schicken. — Es ist jetzt elf Uhr."

„Unser Factotum! Thätiger als er kann Niemand sein."

„Nun wohl; — in zwei Stunden höchstens ist er in Paris.— Er geht zu einem Tapezirer, zu dem ersten besten, übergiebt ihm ein Verzeichniß, das ich Ihnen entwerfen will, nachdem wir gesehen haben, was in dem Pavillon fehlt, und sagt ihm, es müsse, es koste was es wolle —"

„Das versteht sich! Auf den Preis kann es nicht ankommen, wenn nur die Frau Herzogin zufrieden gestellt wird."

„Er sagt ihm also, es müsse, was es auch koste, Alles, was auf der Liste stehe, diesen Abend oder diese Nacht hier sein, damit einige Tapezirer-Gehilfen Alles aufstellen und einrichten könnten. Da die Meubles nur hierher zu schaffen, die Teppiche anzuschlagen und die Gardinen aufzustecken sind, so kann bis morgen Abend Alles recht wohl in Ordnung sein."

„Ach, meine gute Madame Georges, aus welcher Verlegenheit reißen Sie mich! — Daran hätte ich nicht gedacht. — Sie sind meine Vorsehung, und Sie werden auch die Güte haben, mir ein Verzeichniß von dem zu entwerfen, was wir brauchen, damit der Pavillon —"

„Comfortable wird? Allerdings."

„Aber die andere Schwierigkeit? Wir wissen nicht, ob wir einen Herrn oder eine Dame erwarten sollen. Die Frau Herzogin sagt in ihrem Briefe „eine Person". Wie sollen wir uns aus dieser Verlegenheit herausfinden?"

„Handeln Sie, als erwarteten Sie eine Dame, liebe Madame Dubreuil. Ist es ein Herr, so wird er sich um so wohler befinden.“

„Sie haben Recht, — Sie haben immer Recht.“

Eine Magd meldete, daß das Frühstück aufgetragen sei.

„Wir wollen sogleich frühstücken,“ sagte Madame Georges, „lassen Sie aber, während ich das Verzeichniß von dem Nothwendigen entwerfe, die drei Zimmer der Länge und der Höhe nach messen, damit ich im voraus die Teppiche und Gardinen darnach bestellen kann.“

„Gut, gut, ich werde dies sogleich unserm Factotum sagen.“

„Madame,“ setzte die Magd hinzu, welche das Frühstück gemeldet hatte; „es ist auch die Milchfrau von Rains da —“

„Die arme Frau!“ antwortete Madame Dubreuil theilnehmend.

„Wer ist diese Frau?“ fragte Madame Georges.

„Eine Bauerfrau von Rains, die vier Kühe hatte, alle Tage die Milch nach Paris brachte und sich auf diese Weise ernährte. Ihr Mann war ein Schmied. Eines Tages begleitete er seine Frau nach der Stadt, weil er Eisen brauchte, und kam mit ihr überein, sie an der Straßenecke wieder abzuholen, wo sie die Milch gewöhnlich verkaufte. Leider hatte sich die Frau ihren Platz, wie es scheint, in einem schlechten Stadttheile gewählt. Als ihr Mann wieder zu ihr kam, fand er sie im Handgemenge mit betrunkenen schlechten Menschen, welche ihre Milch boshafter Weise auf die Gasse gegossen hatten. Der Schmied versuchte die Leute wieder zu Verstande zu bringen, wurde aber ebenfalls gemißhandelt; er vertheidigte sich und bei der Schlägerei erhielt er einen Messerstich, der ihn todt niederstreckte.“

„Das ist ja gräßlich!“ rief Madame Georges aus. „Hat man den Mörder verhaftet?“

„Leider nicht; in dem Tumulte entkam er. Die arme Wittwe versichert, sie würde ihn sogleich wieder erkennen, denn sie hätte ihn vorher mehrmals mit seinen Cameraden in jener Gegend der Stadt gesehen; bis jetzt sind aber alle Nachforschungen nach dem Mörder vergebens gewesen. Nach dem Tode ihres Mannes mußte die Frau, um verschiedene Schulden zu bezahlen, ihre Kühe und einige Stücken Feld, die sie besaß, verkaufen. Der Pächter des Schlosses Rains hat mir die brave Frau empfohlen, die so recht-

schaffen sein soll als sie unglücklich ist. Sie hat drei Kinder, von denen das älteste noch nicht zwölf Jahre alt ist. Es war eben eine Stelle bei mir offen, die habe ich ihr gegeben und jetzt ist sie also gekommen."

„Diese Güte wundert mich an Ihnen nicht, meine liebe Madame Dubreuil."

„Willst Du, Clara," fragte die Pächterin, „die brave Frau in ihre Wohnung führen, während ich dem Factotum sage, daß er sich zur Reise nach Paris fertig mache?"

„Ja, Mutter. Marie wird mit mir gehen."

„Ohne Zweifel, denn Ihr Mädchen scheint nicht mehr ohne einander leben zu können," sprach die Pächterin.

„Und ich," sagte Madame Georges, indem sie sich an einen Tisch setzte, „ich werde das Verzeichniß entwerfen, um keine Zeit zu verlieren, denn wir müssen um vier Uhr in Vouqueval zurück sein."

„Um vier Uhr schon? Sie eilen sehr," antwortete Madame Dubreuil.

„Ja, Marie soll um fünf Uhr in dem Pfarrhause sein."

„Ah, bei dem Abbé Laporte? Das ist etwas Anderes," entgegnete die Pächterin. „Ich werde meine Befehle darnach geben —; die beiden Kinder da haben einander gewiß viel, sehr viel zu erzählen und man muß Ihnen Zeit geben, sich auszuplaudern."

„Wir werden um drei Uhr aufbrechen, meine liebe Madame Dubreuil."

„Schon gut. — Ich danke Ihnen nochmals von Herzen. Wie gut, daß ich Sie bat, mir zu Hilfe zu kommen!" sagte Madame Dubreuil. „Clara, Marie, geht nun!"

Während Madame Georges schrieb, ging Madame Dubreuil auf der einen Seite, Clara und Marie auf der andern hinaus und die letztern begleitete die Magd, welche die Ankunft der Milchfrau von Rains gemeldet hatte.

„Wo ist die arme Frau?" fragte Clara.

„Sie ist mit ihren Kindern, ihrem kleinen Wagen und ihrem Esel in dem Scheunenhofe, Mamsell."

„Du wirst die arme Frau sehen, Marie," sagte Clara, indem sie den Arm der Freundin nahm; „Du wirst Dich überzeugen, wie blaß und wie traurig sie in ihrer tiefen Trauer aus-

sieht. Das letzte Mal, als sie hier bei meiner Mutter war, that mir ihr Anblick so weh; sie vergoß heiße Thränen, als sie von ihrem Manne sprach, dann aber hörten ihre Thränen plötzlich auf und sie gerieth in große Wuth gegen den Mörder. Da fürchtete ich mich vor ihr, so bös sah sie aus, aber ihr Haß ist im Grunde doch natürlich. Die Unglückliche! Es giebt recht unglückliche Menschen, nicht wahr, Marie?"

„Ach ja, ja wohl," antwortete Marie mit einem tiefen Seufzer. — „Es giebt sehr unglückliche Menschen; Sie haben Recht, Mademoiselle."

„Geh!" rief Clara aus, indem sie verdrießlich mit dem Füßchen stampfte, „da sagst Du schon wieder „Sie" und nennst mich „Mademoiselle". Bist Du denn böse auf mich, Marie?"

„Ich! großer Gott!"

„Nun, warum sagst Du „Sie"? Du weist es, meine Mutter und Madame Georges haben Dich schon darum getadelt. Ich sage Dir, ich werde noch recht bös werden."

„Clara, Verzeihung! Ich war zerstreut."

„Zerstreut! — wenn Du mich nach einer langen Trennung von acht Tagen wiedersiehst!" sagte Clara traurig. „Zerstreut, das wäre sehr unrecht; aber nein, nein, das ist es nicht. Siehst Du, Marie, ich werde Dich endlich für stolz halten."

Marie wurde todtenbleich und antwortete nicht.

Bei ihrem Anblicke hatte eine Frau in Trauerkleidung einen Schrei des Unwillens und des Abscheues ausgestoßen.

Diese Frau war die Milchfrau, welche jeden Morgen der Schallerin Milch verkaufte, als diese sich noch bei der Wirthin vom „weißen Kaninchen" befand.

VI.

Die Milchfrau.

Der Auftritt, den wir beschreiben wollen, erfolgte in einem Hofe des Gutes im Beisein von Arbeitern und Frauen, welche

von ihren Arbeiten zurückkamen, um das Mittagsessen einzunehmen.

Unter einem Schuppen sah man einen kleinen Wagen, an den ein Esel gespannt war und der das armselige und plumpe Mobiliar der Wittwe trug. Ein Knabe von etwa zwölf Jahren fing an, mit zwei noch jüngern Kindern diesen Wagen abzuladen.

Die ganz schwarz gekleidete Milchfrau war etwa vierzig Jahre alt und hatte ein plumpes, mannhaftes und entschlossenes Gesicht. Ihre Augen waren durch Weinen geröthet. Als sie Marie erblickte, stieß sie anfangs einen Schreckensschrei aus, bald aber verzerrten der Schmerz, der Unwille und der Zorn ihre Züge; sie stürzte auf Marie zu, faßte sie kräftig am Arme und rief, indem sie die Arbeiter auf das Mädchen aufmerksam machte:

„Da ist eine Unglückliche, welche den Mörder meines armen Mannes kennt; ich habe sie wohl zwanzig Male mit dem Bösewichte sprechen sehen; als ich an der Ecke der Straße Milch verkaufte, kam sie alle Morgen zu mir und holte sich für einen Sou; sie muß wissen, wer der Bösewicht ist, welcher meinen armen Mann ermordet hat; sie gehört wie alle ihres Gleichen zu der Clique dieser Banditen ... Du entgehst mir nicht, Spitzbübin!“ rief die Frau, durch ungegründeten Argwohn gereizt, aus, während sie auch den andern Arm Mariens ergriff, die an allen Gliedern zitterte, weinte und entfliehen wollte.

Clara, welche durch diesen unerwarteten Anfall gegen Marie ganz verblüfft worden war, hatte noch kein Wort sagen können; als aber die Wittwe jetzt noch heftiger und ungestümer wurde, sagte sie zu derselben:

„Du bist verrückt! — Der Kummer verwirrt Dir den Verstand! — Du irrst Dich.“

„Ich mich irren!“ wiederholte die Frau mit bitterer Ironie; „ich mich irren! Ach nein, — ich irre mich nicht. — Sehen Sie nur, Mamsell, wie die Elende blaß geworden ist, wie ihr die Zähne im Munde klappern. — Wart' nur, die Justiz soll Dich schon zwingen zu reden; Du gehst sogleich mit mir zu dem Herrn Maire, verstehst Du? Sträube Dich nur, — ich habe eine gute Faust. Ich lasse Dich nicht und sollte ich Dich zu dem Herrn Maire tragen müssen.“

„Unverschämte Frau Du!“ fiel jetzt Clara erzürnt ein; „so-

gleich entferne Dich. Wie unterstehst Du Dich, Dich so an meiner Freundin, meiner Schwester zu vergreifen!“

„Ihre Schwester, Mamsellchen? — Ach, gehen Sie. — Bei Ihnen ist es im Köpfchen nicht richtig,“ antwortete grob die Wittwe. „Ihre Schwester! — ein Mädchen von der Straße, die ich selbst Monate lang habe in der Cité herumstreichen sehen.“

Bei diesen Worten erhoben die Arbeiter ein Gemurmel des Unwillens gegen Marie; sie nahmen natürlich die Partei der Milchfrau, die ihrem Stande angehörte und deren Unglück sie interessirte.

Als die drei Kinder ihre Mutter so laut sprechen hörten, eilten sie zu ihr und hingen sich weinend an sie, ohne zu wissen, um was es sich handelte. Der Anblick dieser armen ebenfalls in Trauer gekleideten Kinder erhöhete noch die Theilnahme, welche die Wittwe erregte, und steigerte den Unwillen der Knechte und Mägde gegen Marie.

Clara, welche vor diesen fast drohenden Demonstrationen erschrak, sagte zu den Leuten mit bewegter Stimme:

„Bringt diese Frau fort von hier; ich wiederhole es, daß der Gram ihren Verstand verwirrt hat. Marie, Marie, verzeihe! Mein Gott, die Verrückte weiß nicht, was sie spricht.“

Marie stand bleich, mit gesenktem Haupte, stumm, regungslos, wie vernichtet da, und machte keine Bewegung, sich den Händen der kräftigen Bauerfrau zu entziehen.

Clara schrieb diese Muthlosigkeit dem Entsetzen zu, das ein solcher Auftritt in ihrer Freundin erregen mußte, und sagte von neuem zu den Arbeitern:

„Hört Ihr mich nicht? Ich befehle Euch, die Frau fortzuweisen. Da sie bei ihren Schmähungen bleibt, so muß sie für ihre Grobheit gestraft werden und sie soll die Stelle nicht erhalten, die ihr meine Mutter versprochen hatte. Ich werde nie zugeben, daß sie den Hof wieder betritt.“

Keiner der Arbeiter rührte sich, um den Befehlen Clara's zu gehorchen; einer wagte sogar zu sagen:

„Mamsellchen, wenn sie ein Straßenmädchen ist und den Mörder des Mannes der armen Frau da kennt, so muß sie bei dem Maire Auskunft geben.“

„Ich wiederhole Dir, daß Du niemals Dich wieder hier se-

hen lassen darfst," sagte Clara zu der Milchfrau, „wenn Du nicht augenblicklich Mademoiselle-Marie um Verzeihung bittest."

„Sie weisen mir die Thüre, Mamsell? Nun wohl," antwortete die Wittwe mit Bitterkeit — „Kommt, ihr armen vaterlosen Kinder," setzte sie hinzu, indem sie ihre Kinder an sich zog, „packt Alles wieder auf den Wagen, wir wollen unser Brod anderswo zu verdienen suchen, der liebe Gott wird uns ja nicht verlassen. — Aber wir nehmen zu dem Herrn Maire diese Unglückliche hier mit, die schon gezwungen werden soll, den Mörder meines armen Mannes anzuzeigen, — da sie die ganze Bande kennt . . . Weil Sie reich sind, Mamsell," fuhr sie mit einem kecken Blicke auf Clara fort, „weil Sie Freundinnen unter solchen Geschöpfen haben, brauchen Sie nicht so hart gegen arme Leute zu sein."

„Es ist wahr," sagte Einer aus den Leuten; „die Frau hat Recht."

„Arme Frau!"

„Sie ist in ihrem Rechte —"

„Man hat ihren Mann ermordet, — soll sie sich das so ruhig gefallen lassen?"

„Man kann sie nicht hindern, Alles zu thun, um die Räuber ausfindig zu machen, welche die That begingen."

„Es ist ungerecht, sie fortzuschicken."

„Ist es ihre Schuld, wenn die Freundin der Mamsell Clara — ein schlechtes Mädchen ist?"

„Man darf eine rechtschaffene Frau, eine Mutter mit drei Kindern wegen eines solchen Mädchens nicht fortschicken."

Das Gemurmel ward drohend, als Clara ausrief:

„Gott sei Dank, da kommt meine Mutter."

Madame Dubreuil, die aus dem Pavillon zurückkam, ging wirklich eben über den Hof.

„Nun, Clara und Marie," sagte die Pächterin, indem sie zu der Gruppe trat, „kommt zum Frühstücke, kommt, Kinder, es ist schon spät."

„Mutter," sagte Clara, „vertheidige meine Schwester da gegen die Beleidigungen dieser Frau," — und sie zeigte auf die Wittwe —, „um Gottes willen schicke sie fort. Wenn Du wüßtest, was sie alles Marien zu sagen gewagt hat —"

„Wie? — sie sollte wagen —?"

„Ja, Mutter. — Sieh, wie die arme Marie zittert; sie

kann kaum stehen. — Ach, es ist eine Schande für uns, daß ein solcher Auftritt bei uns vorkommt. Marie, ich bitte Dich, verzeihe uns."

„Aber was soll denn das bedeuten?" fragte Madame Dubreuil, indem sie sich besorgt umsah, nachdem sie die Erschütterung Mariens bemerkt hatte.

„Madame, Sie werden gerecht sein, gewiß," sagten die Arbeiter.

„Da ist nun Madame Dubreuil und Du wirst aus dem Hause gewiesen werden," fiel die Wittwe, zu Marien gewendet, ein.

„Es ist also wahr!" rief Madame Dubreuil aus, während die Milchfrau noch immer Mariens Arm festhielt; „Du wagst so zu der Freundin meiner Tochter zu sprechen? Ist das der Dank für meine Güte? Willst Du das Mädchen sogleich in Ruhe lassen?"

„Ich achte und schätze Sie, Madame, und bin Ihnen sehr dankbar für Ihre Güte," entgegnete die Wittwe, indem sie den Arm Mariens losließ. „Aber ehe Sie mich beschuldigen, und mich mit meinen Kindern aus dem Hause weisen, fragen Sie die Unglückliche da. — Sie wird nicht so frech sein, um zu läugnen, daß ich sie kenne, und daß sie mich auch kennt —"

„Mein Gott! Marie, hörst Du, was diese Frau sagt?" fragte Madame Dubreuil in höchster Verwunderung.

„Heißt Du die Schallerin, ja oder nein?" fragte die Milchfrau Marie.

„Ja —," sagte die Unglückliche leise und ohne Madame Dubreuil anzusehen. — „Ja, man nannte mich so —"

„Sehen Sie!" riefen die Arbeitsleute unwillig. — „Sie gesteht es —, sie gesteht es!"

„Sie gesteht, — aber was? Was gesteht sie?" fragte Madame Dubreuil, durch das Geständniß Mariens halb erschreckt.

„Lassen Sie das Mädchen antworten, Madame," fiel die Wittwe ein; „sie wird auch gestehen, daß sie in einem schlechten Hause in der Bohnenstraße war, wo ich ihr alle Morgen für einen Sou Milch verkauft habe; sie wird auch gestehen, daß sie in meiner Gegenwart oftmals mit dem Mörder meines armen Mannes gesprochen hat. — Sie kennt ihn genau, ich weiß es gewiß; — ein junger blasser Mann, der immer Tabak rauchte, eine

Mütze, eine Blouse und langes Haar trug; sie muß seinen Namen kennen. Ist das wahr? Willst Du antworten?" fragte die Frau.

„Ich habe wohl mit dem Mörder ihres Mannes sprechen können, denn leider giebt es in der Cité mehr als einen Mörder," antwortete Marie kaum vernehmlich, „aber ich weiß nicht, wen Sie meinen."

„Wie? Was sagt sie?" rief Madame Dubreuil entsetzt aus. „Sie hat mit Mördern gesprochen . . ."

„Solche Geschöpfe wie sie kennen keine andere Gesellschaft," antwortete die Wittwe.

Madame Dubreuil, die anfangs durch eine so unerwartete Enthüllung, welche die letzten Worte Mariens selbst bestätiget hatten, höchlich überrascht worden war, errieth jetzt Alles, wich mit Ekel und Abscheu zurück, zog mit Gewalt Clara zu sich, die zu Marie getreten war, um dieselbe zu halten, damit sie nicht umsinke, und rief aus:

„Welche Schändlichkeit! — Clara, sieh Dich vor, komm der Unglücklichen nicht zu nahe. — Aber wie konnte Madame Georges sie zu sich nehmen! Wie hat sie gewagt, sie mir vorzustellen, wie konnte sie zulassen, daß meine Tochter — Mein Gott! Mein Gott! Das ist ja entsetzlich. Ich kann kaum glauben, was ich sehe und höre. — Aber nein, Madame Georges ist eines solchen unwürdigen Benehmens nicht fähig. — Sie wird getäuscht worden sein wie wir. — Sonst wäre es unverzeihlich von ihr."

Clara war trostlos, durch diesen Auftritt im höchsten Grade erschreckt und glaubte zu träumen. In ihrer Unschuld begriff sie die entsetzlichen Beschuldigungen nicht, die man auf ihre Freundin häufte; ihr Herz erfüllte sich mit tiefer Trauer und aus ihren Augen strömten Thränen, als sie Marie stumm, wie eine Verbrecherin vor ihren Richtern stehen sah.

„Komm, komm, meine Tochter," sagte Madame Dubreuil zu Clara; dann wendete sie sich an Marie und fuhr fort: „Und Dich, unwürdiges Geschöpf, wird der liebe Gott für Deine schändliche Heuchelei strafen. Du läßt Dich von meiner Tochter, einem Engel an Tugend und Unschuld, Freundin und Schwester nennen; ihre Freundin! ihre Schwester! Du, Auswurf des Niederträchtigsten und Schändlichsten in der Welt; welche Frech-

heit! Du wagst es, unter ehrliche Menschen zu treten, und verdienst, in das Gefängniß gebracht zu werden zu Deinesgleichen! —"

„Ja, ja," riefen die Arbeitsleute; „in's Gefängniß muß sie. — Sie kennt den Mörder."

„Sie ist vielleicht seine Mitschuldige."

„Siehst Du, daß es Gerechtigkeit im Himmel giebt?" rief die Wittwe aus, während sie Marie die Faust wies.

„Du brave Frau," sagte Madame Dubreuil zu der Milchfrau, „ich werde Dich nicht nur nicht fortschicken, sondern Dir für den Dienst danken, den Du mir erwiesen hast, indem Du diese Elende entlarvtest."

„Unsere Frau Pächterin ist gerecht!" riefen die Arbeitsleute.

„Komm, Clara," fuhr Madame Dubreuil fort; „Madame Georges wird uns ihr Benehmen erklären; wenn nicht, so sehe ich sie in meinem Leben nicht wieder, denn wenn sie nicht selbst getäuscht worden ist, hat sie sich auf eine unverantwortliche Weise gegen uns benommen."

„Aber, liebe Mutter, sieh doch nur die arme Marie —"

„Mag sie vor Scham in die Erde sinken, um so besser. — Verachte sie; — Du darfst keinen Augenblick länger bei ihr bleiben. Sie gehört zu den Geschöpfen, mit denen ein junges Mädchen wie Du nicht sprechen kann, ohne sich selbst zu entehren."

„Mein Gott, Mutter," sagte Clara widerstrebend zu ihrer Mutter, die sie mit sich fortziehen wollte, „ich weiß nicht, was Alles das bedeutet. — Marie kann schuldig sein, da Du es sagst, aber sieh nur, sieh, sie wird ohnmächtig; erbarme Dich ihrer, wenigstens —"

„Ach, Mademoiselle Clara, Sie sind gütig, Sie verzeihen mir. — Glauben Sie mir, ich habe Sie ganz gegen meinen Willen getäuscht, — und mir selbst oft darum Vorwürfe gemacht," sagte Marie, indem sie ihre Beschützerin mit einem Blicke unbeschreiblicher Dankbarkeit ansah.

„Mutter, bist Du ganz ohne Erbarmen?" rief Clara mit herzzerreißender Stimme.

„Erbarmen! — für sie? Wäre nicht Madame Georges, die uns von ihr befreien wird, ich ließe sie vor die Thüre werfen wie eine Pestkranke," antwortete Madame Dubreuil hartherzig, wäh-

rend sie ihre Tochter mit sich fortzog, die sich zum letzten Male nach Marie umdrehete und sagte:

„Marie, liebe Schwester, ich weiß nicht, wessen man Dich beschuldiget, aber ich bin überzeugt, daß Du unschuldig bist, und ich liebe Dich immer —"

„Schweig! schweig!" sagte Madame Dubreuil, indem sie der Tochter die Hand auf den Mund legte; „schweig. Zum Glück ist Jedermann Zeuge, daß Du nach dieser schändlichen Entdeckung keinen Augenblick allein mit diesem Mädchen geblieben bist, nicht wahr, Ihr Leute?"

„Ja, ja, Madame," sagte Einer von den Leuten, „wir sind Zeugen, daß Mamsell Clara keinen Augenblick bei diesem Mädchen geblieben, die gewiß eine Diebin ist, weil sie Mörder kennt."

Madame Dubreuil führte ihre Tochter fort.

Marie blieb allein in der drohenden Gruppe, die sich um sie gebildet hatte.

Trotz den Vorwürfen, mit denen Madame Dubreuil sie überhäufte, hatte die Gegenwart der Pächterin und Clara's Marie über die Folgen dieses Auftrittes einigermaßen beruhiget; nach der Entfernung der Beiden aber, als sie allein sich in den Händen der Bauern befand, verließen sie die Kräfte; sie mußte sich auf die Lehne der Pferdetränke stützen.

Es läßt sich nichts Rührenderes denken als diese Unglückliche in dieser Stellung, aber auch nichts Drohenderes als die Worte und die Haltung der Leute um sie her. Marie saß fast auf dem Rande des Steines mit gesenktem Haupte, das sie mit beiden Händen bedeckte, während die Zipfel des rothen Tuches, welches um ihr Häubchen gebunden war, ihren Hals und ihren Busen verhüllten. So gewährte sie ein Bild des heftigsten Schmerzes und der völligen Ergebenheit.

Einige Schritte von ihr stand die Wittwe des Ermordeten, triumphirend und durch die Verwünschungen der Madame Dubreuil noch mehr gereizt, und zeigte ihren Kindern und den Arbeitsleuten das junge Mädchen mit Geberden des Hasses und der Verachtung. Die Leute, die im Kreise um sie standen, verhüllten die feindseligen Gesinnungen nicht, welche sie hegten; ihre rohen Gesichter drückten zu gleicher Zeit Unwillen, Zorn und einen beleidigenden Hohn aus. Am hitzigsten waren die Frauen und die

rührende Schönheit Mariens machte gewiß nicht die geringste Ursache der Erbitterung gegen sie aus.

Männer und Frauen konnten es Marien nicht verzeihen, daß sie von ihrer Herrschaft fast wie ihres Gleichen behandelt worden war.

Auch hegten einige der Arbeiter von Arnouville, die nicht so gute Zeugnisse hatten aufweisen können, um eine der so sehr gesuchten Stellen in Bouqueval zu erhalten, gegen Madame Georges einen gewissen Groll, den sie gegen den Schützling derselben ausließen.

Die ersten Regungen ungebildeter Naturen sind immer ungestüm, im Guten wie im Bösen; aber sie werden im höchsten Grade gefährlich, wenn irgend eine Volksmenge ihre Rohheiten durch wirkliches oder scheinbares Unrecht derjenigen für gerechtfertiget hält, gegen welche ihr Haß und Zorn sich richtet.

Obgleich die Meisten der Arbeiter von Arnouville vielleicht kein Recht hatten, die gekränkten Tugendhelden Marien gegenüber zu spielen, so stellten sie sich doch, als beflecke sie schon die Anwesenheit derselben; ihr Schamgefühl empörte sich bei dem Gedanken, welcher Classe die Unglückliche angehört hatte, die überdies gestanden, oft mit Mördern gesprochen zu haben.

Bedurfte es noch mehr, den Zorn dieser Bauern zu erregen, welche das Beispiel der Madame Dubreuil noch mehr aufreizte?

„Man muß sie zu dem Maire führen," sagte Einer.

„Ja, ja, und wenn sie nicht gehen will, so muß sie gestoßen werden —"

„Und sie wagt sich zu kleiden wie rechtschaffene Bauermädchen," setzte eine der häßlichsten Mägde hinzu.

„Und wie sie die Unschuldige zu spielen versteht, als trübe sie kein Wässerchen!"

„Mit den Herrschaften ging sie um."

„Als wenn wir ihr zu gering wären."

„Zum Glück kommt an Jeden die Reihe."

„Du sollst schon reden und den Mörder anzeigen müssen!" rief die Wittwe dazwischen. — „Ihr gehört alle zu einer Bande. — Vielleicht habe ich Dich sogar an jenem Tage unter ihnen gesehen. — Dein Weinen hilft Dir nichts, da Du nun einmal erkannt bist. — Laß Dein Lärvchen sehen; hübsch ist es."

„Und die Wittwe riß Marien die beiden Hände hinweg, mit denen sie ihr Gesicht verhüllte.

Das arme Mädchen, die anfangs nur Scham gefühlt hatte, fing jetzt an zu fürchten, als sie sich allein unter den Wüthenden sah; sie faltete die Hände, wendete ihre Augen flehentlich auf die Wittwe und sagte mit sanfter Stimme:

„Gute Frau, ich lebe ja schon seit zwei Monaten in Bouqueval und konnte also unmöglich Zeuge des Unglücks sein, von dem Sie sprechen."

Die schüchterne Stimme Mariens wurde durch das drohende Geschrei übertäubt:

„Zu dem Herrn Maire mit ihr! zu dem Maire! Dort wird sie reden müssen."

„Vorwärts! Marsch!"

Da die drohende Gruppe sich Marien immer mehr und mehr näherte, so faltete diese unwillkürlich die Hände, sah bald nach dieser, bald nach jener Seite und schien um Hilfe zu bitten.

„Ach!" fiel die Milchfrau ein, „wenn Du Dich auch umsiehst, Mamsell Clara ist nicht mehr da; Du wirst uns nicht entgehen."

„Ach, gute Frau," entgegnete Marie zitternd, „ich will ja nicht fliehen; ich verlange nichts als auf das zu antworten, was man mich fragt, wenn das Euch von Nutzen sein kann; aber was habe ich allen den Leuten, die drohend um mich herstehen, zu Leid gethan?"

„Du hast Dich bei unserer Herrschaft eingedrängt und uns über die Achsel angesehen, da wir doch tausendmal besser sind als Du. — Das hast Du uns zu Leide gethan."

„Und warum wolltest Du, daß man die arme Wittwe mit ihren Kindern von hier fortweise?" fragte ein Anderer.

„Ich habe dies nicht gewollt, sondern Mademoiselle Clara —"

„Schweig," unterbrach sie ein Anderer; „Du hast nicht einmal für die arme Wittwe gebeten; es war Dir gerade recht, daß man ihr ihr Brod nehmen wollte."

„Nein, nein, sie hat nicht für die arme Wittwe gebeten."

„Sie ist schlecht."

„Eine arme Wittwe, — mit drei Kindern!"

„Ich bat nicht für sie," entgegnete Marie, „weil ich kein Wort sprechen konnte."

„Du konntest ja mit Mördern sprechen.“

Wie es bei Volksaufläufen immer geschieht, so geschah es auch hier; die Bauern, die mehr dumm als böse waren, reizten und regten sich auf durch ihre eigenen Worte und steigerten ihren Eifer durch die Schimpfreden und Drohungen, welche sie gegen ihr Opfer schleuderten.

So gelangt das Volk bisweilen sich unbewußt von einer allmälig wachsenden Aufregung zu den ungerechtesten und rohesten Handlungen.

Der drohende Kreis näherte sich Marien immer mehr; Alle gesticulirten im Sprechen heftig und die Wittwe des Schmiedes war bereits ganz außer sich.

Marie, welche von dem tiefen Wasserbassin nur durch die Lehne getrennt war, auf die sie sich stützte, fürchtete in das Wasser gestürzt zu werden und rief deshalb aus, indem sie flehentlich die Hände ausbreitete:

„Aber, mein Gott! was wollen Sie von mir? Aus Barmherzigkeit, thut mir nichts zu Leide!“

Da die Milchfrau immer gesticulirte, immer näher und näher an sie trat und mit den beiden Händen fast das Gesicht der Unglücklichen berührte, rief Marie aus, indem sie sich entsetzt zurückbeugte:

„Um Gottes willen, Frau, kommen Sie mir nicht zu nahe; Sie werden mich in das Wasser stoßen.“

Diese Worte Mariens erweckten bei den rohen Menschen einen grausamen Gedanken. Um einen der Bauernspäße zu machen, bei welchen man oft halb todt auf dem Platze bleibt, rief Einer der Wüthendsten:

„Ins Wasser mit ihr! Wir wollen sie untertauchen!“

„Ja, ja, — in's Wasser! — in's Wasser!“ wiederholte man unter lautem Gelächter. „Das wird sie lehren, von rechtschaffenen Leuten wegzubleiben.“

„Einmal tüchtig eingetaucht, daran stirbt sie nicht.“

„Ja, ja, — in's Wasser! in's Wasser!“

„Es ist gut, daß man gerade früh das Eis aufgehackt hat.“

„Sie soll sich an die rechtschaffenen Leute von Arnouville erinnern.“

Marie glaubte sterben zu müssen, als sie diese unmenschlichen

Worte und den rohen Spott hörte und die Erbitterung auf allen Gesichtern sah, die sich an sie drängten.

Auf das erste Entsetzen folgte indeß bald eine gewisse bittere Befriedigung; die Zukunft stand in so dunkeln Farben vor ihr, daß sie im Stillen Gott für die Abkürzung ihrer Leiden dankte, welche sie erwartete; sie sprach kein Wort der Klage aus, sondern sank auf ihre Knie nieder, legte die Hände gekreuzt auf ihre Brust, schloß die Augen und wartete betend.

Die Leute, welche durch diese Stellung und die stumme Ergebung des Mädchens überrascht wurden, zögerten einen Augenblick mit der Ausführung ihres rohen Planes, der weibliche Theil der Versammlung hielt ihnen aber ihre Schwäche vor und sie fingen deshalb von neuem zu schreien an, um sich Muth zu ihrer schlechten That zu machen.

Zwei der Eifrigsten wollten eben Marie ergreifen, als eine heftig bewegte Stimme ihnen zurief:

„Haltet ein!"

In demselben Augenblicke erschien Madame Georges, die sich einen Weg durch die Menge gebahnt hatte, neben Marien, die noch immer kniete, umfaßte sie mit ihren beiden Armen, hob sie auf und sagte:

„Steh' auf, mein Kind! Steh' auf, meine liebe Tochter. Man darf nur vor Gott knien."

Der Zorn hatte das gewöhnlich blasse Gesicht der Madame Georges lebhaft roth gefärbt. Sie sah jetzt die Leute mit einem festen und strengen Blicke an und sagte mit lauter, drohender Stimme:

„Ihr Unseligen, schämt Ihr Euch nicht, solche Gewaltthätigkeit gegen das unglückliche Kind auszuüben!"

„Sie ist eine —"

„Sie ist meine Tochter!" fiel Madame Georges ein. „Der Herr Abbé Laporte, den Jedermann liebt und verehrt, liebt und schützt sie, und diejenigen, welche er achtet, müssen von Jedermann geachtet werden."

Diese einfachen Worte imponirten den Leuten.

Der Geistliche von Bouqueval galt in der Gegend fast für einen Heiligen; mehrere der Arbeiter kannten die Theilnahme recht wohl, welche er dem Mädchen schenkte. Trotzdem ließ sich nach

einiger Zeit wieder Gemurmel vernehmen, Madame Georges errieth, was dasselbe zu bedeuten haben sollte, und sprach:

„Wäre auch das Mädchen das geringste aller Geschöpfe und von Allen verlassen, so würde doch Euer Benehmen gegen sie nicht minder gehässig sein. Für was wollt Ihr sie strafen? Und nach welchem Rechte? Was berechtiget Euch dazu? Die Uebermacht? Ist es nicht schändlich und schmählich für Männer, ein junges schutzloses Mädchen zu opfern? Komm, Marie, komm, mein liebes Kind; wir wollen nach Hause zurückkehren, dort kennt und achtet man Dich."

Madame Georges nahm den Arm Mariens; die Arbeitsleute schämten sich, sahen ihr Unrecht ein und traten ehrerbietig bei Seite.

Nur die Wittwe trat vor und sagte entschlossen zu Madame Georges:

„Das Mädchen wird sich von hier nicht entfernen, bis sie bei dem Maire über die Ermordung meines armen Mannes ausgesagt hat, was sie weiß."

„Meine gute Frau," antwortete Mad. Georges, die sich mit Anstrengung mäßigte, „meine Tochter hat hier nichts auszusagen; später, wenn es die Justiz für gut befindet, ihre Zeugenaussage zu vernehmen, wird man sie berufen und ich werde sie begleiten. — Bis dahin hat Niemand ein Recht, sie zu verhören —"

„Aber, Madame, ich sage Ihnen —"

Madame Georges unterbrach die Frau und antwortete ernst und streng:

„Das Unglück, das Dich betroffen hat, kann kaum Dein Benehmen entschuldigen; Du wirst es noch schwer bereuen, die Leute hier so unvorsichtig aufgereizt zu haben; Mademoiselle Marie wohnt bei mir in Bouqueval, sage das dem Richter, der Deine erste Anzeige gehört hat, und wir werden seine Befehle erwarten."

Auf diese verständigen Worte konnte die Wittwe nichts antworten; sie setzte sich an dem Wasserbassin nieder und küßte unter bittern Thränen ihre Kinder.

Einige Minuten nach diesem Auftritte erschien Peter mit dem Wagen und Madame Georges und Marie stiegen ein, um nach Bouqueval zurückzukehren.

Als sie vor der Wohnung der Pächterin von Arnouville vorbeifuhren, bemerkte Marie Clara; sie weinte, halb versteckt hinter einer halb offenen Jalousie, und winkte der Freundin mit dem Taschentuche Abschied zu.

VII.

Tröstungen.

„Ach, Madame, welche Schande für mich, welcher Kummer für Sie!“ sagte Marie zu ihrer Adoptivmutter, als sie mit derselben in dem Wohnzimmer in Bouqueval wieder allein war. „Sie haben sich wahrscheinlich mit Madame Dubreuil für immer veruneiniget und meinetwegen! Ach, meine Ahnungen! Gott hat mich dafür gestraft, daß ich die Dame und ihre Tochter hinterging. Ich bin ein Gegenstand des Haders zwischen Ihnen und Ihrer Freundin.“

„Meine Freundin ist eine vortreffliche Frau, mein liebes Kind, aber nicht die verständigste. — Uebrigens wird sie, da sie ein sehr gutes Herz besitzt, morgen gewiß bereuen, was sie sich heute hat zu Schulden kommen lassen —“

„Glauben Sie nicht, daß ich sie rechtfertigen will, wenn ich Sie beschuldige, aber, bei Gott! Ihre Güte gegen mich verblendete Sie vielleicht. — Denken Sie sich an die Stelle der Madame Dubreuil. Kann man ihren mütterlichen Unwillen tadeln, da sie erfuhr, die Freundin ihrer geliebten Tochter sei eine —“

Madame Georges wußte leider auf diese Frage nichts zu antworten und Marie fuhr aufgeregt fort:

„Morgen wird die ganze Umgegend den entehrenden Auftritt kennen, welchen ich vor Aller Augen gehabt habe. Nicht meinetwegen fürchte ich es, aber wer weiß, ob nicht der Ruf Clara's für immer befleckt ist, weil sie mich ihre Freundin, ihre Schwester nannte! Ich hätte meinem ersten Gefühle folgen und

der Neigung widerstehen sollen, die mich zu Mamsell Dubreuil hinzog; es wäre besser gewesen, wenn ich, selbst auf die Gefahr hin, ihr Abneigung gegen mich einzuflößen, mich der Freundschaft entzogen hätte, die sie mir entgegenbrachte. — Aber ich vergaß den weiten Abstand, der mich von ihr trennte, und ich werde, wie Sie sehen, dafür gestraft, ach! grausam gestraft, denn ich habe dem armen so tugendhaften und so herzensguten Mädchen vielleicht einen unersetzlichen Schaden zugefügt —"

„Mein Kind," antwortete Madame Georges nach einigem Nachdenken, „Du machst Dir mit Unrecht so grausame Vorwürfe. Deine Vergangenheit ist eine schuldvolle, ja, eine sehr schuldvolle, aber ist es nichts, durch Deine Reue den Schutz unseres ehrwürdigen Geistlichen verdient zu haben? Bist Du nicht unter seinem und meinem Schutze der Madame Dubreuil vorgestellt worden? Hat sie Dich nicht blos Deiner Eigenschaften wegen liebgewonnen? Hat sie Dich nicht selbst aufgefordert, Clara Schwester zu nennen? Und dann, konnte ich, wie ich ihr eben gesagt habe, denn ich wollte und durfte ihr nichts verschweigen, konnte ich, da ich von Deiner Reue überzeugt war, die Vergangenheit bekannt und dadurch Deine Reinigung schwerer, vielleicht unmöglich machen, wenn ich Dir die Hoffnung benahm und Dich der Verachtung der Leute preisgab, die so unglücklich, so tief gesunken sind, wie Du es warst, aber nicht wie Du das Gefühl für Ehre und Tugend bewahrten? Die Entdeckung jener Frau ist traurig und beklagenswerth, durfte ich ihr aber zuvorkommen, durfte ich Deine künftige Ruhe einer fast unwahrscheinlichen Möglichkeit aufopfern?"

„Ach, Madame, wie falsch und traurig meine Stellung ist, ergiebt sich auch daraus, daß Sie, aus Liebe zu mir, Recht hatten, die Vergangenheit zu verheimlichen, und daß auch die Mutter Clara's Recht hatte, mich eben wegen dieser Vergangenheit zu verachten, — wie mich von nun an Jedermann verachten wird, denn der Auftritt in Arnouville wird weiter bekannt werden. — Ach, ich werde sterben vor Scham, ich werde Niemandem mehr in das Gesicht sehen können."

„Auch mir nicht? Armes Kind!" sprach Madame Georges mit Thränen in den Augen, indem sie Marien ihre Arme öffnete; „dennoch wirst Du in meinem Herzen nichts als die Zärtlichkeit und die Hingebung einer Mutter finden. Fasse also Muth, Ma-

rie. — Du bist hier von Freunden umgeben; dieses Haus wird für Dich die Welt sein. — Wir werden der Enthüllung, die Du fürchtest, entgegengehen; unser guter Abbé wird die Leute hier, die Dich schon so sehr lieben, zusammenberufen und ihnen die Wahrheit von der Vergangenheit sagen. — Glaube mir, mein Kind, sein Wort ist so gewichtig, daß die Enthüllung Dich Allen noch interessanter machen wird."

„Ich glaube Ihnen, Madame, und füge mich in mein Schicksal; gestern hatte mir der Abbé in der Unterredung mit mir schmerzliche Büßungen angekündiget; sie beginnen bereits und ich darf mich nicht wundern. — Er sagte mir auch, meine Leiden würden einst gezählt werden, — ich hoffe darauf. Wenn ich in diesen Prüfungen durch Sie und durch ihn unterstützt werde, will ich mich nicht beklagen."

„Du wirst ihn in einigen Augenblicken selbst sehen und sein Rath wird jetzt mehr als je heilsam für Dich sein. Es ist bereits halb fünf Uhr; mache Dich auf, mein Kind, zu ihm zu gehen. Ich werde an Herrn Rudolph schreiben, um ihm zu melden, was in Arnouville geschehen ist. — Ein besonderer Bote soll ihm meinen Brief überbringen, dann werde ich Dich bei dem guten Abbé selbst abholen, denn es ist nothwendig, daß wir drei mit einander sprechen."

Wenige Augenblicke nachher verließ Marie die Meierei, um sich durch den Hohlweg, wo der Schulmeister und der Lahme sich wieder einfinden wollten, wie sie den Tag vorher verabredet hatten, in die Wohnung des Geistlichen zu begeben.

VIII.

Reflexion.

Marie hatte, wie man aus ihren Gesprächen mit Madame Georges und dem Pfarrer von Bouqueval ersehen, den Rath ihrer Wohlthäter auf so edle Weise benutzt und sich deren Grund-

sätze in dem Maße angeeignet, daß sie bei dem Gedanken an ihre frühere Verworfenheit mehr und mehr verzweifelte.

Leider hatte sich auch ihr Geist eben so entwickelt, wie ihre trefflichen Gefühle sich enthüllten und in der Atmosphäre von Ehre und Reinheit, in welcher sie lebte, sich befruchteten.

Hätte Marie einen minder hohen Verstand, eine minder lebendige Phantasie besessen, so würde sie sich leicht getröstet haben.

Sie hatte Reue empfunden, ein ehrwürdiger Geistlicher hatte ihr verziehen und sie würde die Gräuel der Cité in den Annehmlichkeiten des Landlebens bei Madame Georges vergessen, sie würde sich ohne Scheu der Freundschaft hingegeben haben, welche Mamsell Dubreuil ihr erwies, und zwar nicht aus Gleichgiltigkeit gegen die Vergehen, die sie sich hatte zu Schulden kommen lassen, sondern in blindem Vertrauen auf das Wort der Personen, deren Vortrefflichkeit sie erkennen und würdigen lernte.

Sie sagten zu ihr: jetzt macht Dich Dein gutes Benehmen den rechtschaffenen Leuten gleich, und sie würde also keinen Unterschied mehr zwischen sich und den rechtschaffenen Leuten gesehen haben.

Der schmerzliche Auftritt in Arnouville würde sie zwar allerdings tief erschüttert haben, aber sie hätte sicherlich diesen Auftritt nicht gleichsam vorausgesehen, indem sie bei dem Anblicke Clara's, die rein und unschuldig in demselben Zimmer mit ihr schlief, bittere Thränen vergoß und unklare Gewissenspein fühlte.

Armes Mädchen! Hatte sie sich nicht oft in der Stille der langen schlaflosen Nächte selbst weit heftigere Vorwürfe gemacht, als sie von den Arbeitsleuten in Arnouville hören mußte! Marie tödtete sich langsam durch die unaufhörliche Prüfung und Erörterung dessen, was sie sich zum Vorwurfe machte, durch den beständigen Vergleich, welchen die nicht abzuändernde Vergangenheit ihr aufzwang, zwischen der Zukunft, die vor ihr lag, und zwischen der Zukunft, von der sie ohne jene Vergangenheit geträumt haben würde.

Der Geist der Prüfung, der Erörterung und Vergleichung findet sich fast immer bei einem überlegenen Verstande.

Bei den stolzen und hochmüthigen Seelen führt dieser Geist den Zweifel und die Auflehnung gegen die Uebrigen herbei, bei

den Schüchternen und Sanften Zweifel und Auflehnung gegen sich selbst.

Die erstern verurtheilt man und sie selbst sprechen sich frei.

Die letztern spricht man frei und sie verurtheilen sich selbst.

Der Pfarrer von Bouqueval konnte trotz seiner Heiligkeit, Madame Georges konnte trotz ihrer Tugenden oder vielmehr beide konnten wegen ihrer Tugenden und ihrer Heiligkeit sich keine Vorstellung von dem machen, was Marie litt, seit ihr Geist, von den Flecken befreit, die Tiefe des Abgrundes, in welchen man sie gestürzt hatte, zu ermessen vermochte.

Sie wußten nicht, daß die schrecklichen Erinnerungen Mariens fast so stark und mächtig waren wie die Wirklichkeit; sie wußten nicht, daß dieses Mädchen mit ihrer außerordentlichen Empfänglichkeit, mit ihrer träumerischen und poetischen Phantasie keinen Tag verlebte, ohne sich des schmachvollen Elendes ihrer frühern Existenz zu erinnern, dieselbe mit Schmerzen, Abscheu und Entsetzen fast noch zu empfinden.

Man denke sich ein reines Mädchen von sechzehn Jahren, das sich seiner Reinheit und Unschuld bewußt ist, durch irgend eine Höllenmacht in das schändliche Wirthshaus zum „weißen Kaninchen" gebracht und völlig den Händen der Wirthin übergeben. — So wirkte bei Marie die Vergangenheit auf die Gegenwart ein.

Wird man auf diese Weise das rückwirkende Gefühl oder vielmehr die moralische Nachwirkung begreifen, welche Marie auf so schmerzhafte Weise empfand, daß sie öfterer, als sie es dem Abbé zu gestehen wagte, bedauerte, in dem Schmutze nicht gestorben zu sein?

Wenn man ein wenig nachdenkt und das Leben einigermaßen kennt, wird man das Gesagte keineswegs für parador halten.

Marie verdiente Theilnahme und Mitleiden, nicht blos weil sie noch nie geliebt hatte, sondern weil auch ihre Sinnlichkeit noch nicht aus dem Schlummer erwacht war. Wenn häufig bei Frauen, die vielleicht selbst nicht ein so feines Zartgefühl besitzen, als Marie, lange nach der Verheirathung keuscher Widerwille sich einfindet, wird man sich wundern, daß die Unglückliche, welche, durch die Wirthin berauscht, in ihrem sechzehnten Jahre rohen wilden Männern überlassen worden war, nur Abscheu und Entsetzen gefühlt hatte und moralisch rein aus dieser Kloake hervorgegangen war?

Die aufrichtigen vertraulichen Geständnisse der Clara Dubreuil über ihre unschuldige Liebe zu dem jungen Manne, den sie heirathen sollte, hatten Marien in's Herz geschnitten; auch sie fühlte, daß sie innig geliebt, daß sie alles Hingebende, Edle, Reine und Große der Liebe empfunden haben würde, — aber sie durfte, sie konnte ein solches Gefühl nicht mehr einflößen, nicht mehr selbst empfinden; — denn wenn sie liebte, würde sie nach ihrer Seelenhoheit wählen, und je würdiger diese Wahl ihr war, um so mehr mußte sie sich derselben unwürdig halten.

IX.

Die Begegnung.

Die Sonne sank am Horizonte hinab; die Ebene war still und öde.

Marie näherte sich dem Hohlwege, durch welchen sie hindurchgehen mußte, um zur Wohnung des Geistlichen zu gelangen, als sie aus diesem Hohlwege einen kleinen lahmen Knaben herauskommen sah, der eine graue Blouse und eine blaue Mütze trug; er schien geweint zu haben und sobald er Marie bemerkte, lief er auf sie zu.

„Ach, meine gute Dame, erbarmen Sie sich meiner," rief er, indem er mit flehentlicher Miene die Hände faltete.

„Was willst Du? was ist Dir, mein Kind?" fragte Marie theilnehmend.

„Ach, meine gute Dame, meine arme Großmutter, die alt, sehr alt ist, ist hier unten gefallen und hat sich Schaden gethan; ich fürchte, sie hat das Bein gebrochen und ich bin so schwach, ich kann ihr nicht aufhelfen. Ach Gott, was soll ich anfangen, wenn Sie mir nicht zu Hilfe kommen? Arme Großmutter! Sie stirbt vielleicht gar."

Durch den Schmerz des kleinen Lahmen gerührt, antwortete Marie:

„Ich bin auch nicht sehr stark, mein Kind, vielleicht kann ich aber doch Deiner Großmutter beistehen. Wir wollen schnell zu ihr gehen; — ich wohne hier unten in der Meierei; wenn die arme alte Frau nicht mit uns dahin gehen kann, werde ich sie holen lassen."

„Ach, meine gute Dame, der liebe Gott wird Sie segnen. — Sehen Sie, hier, nur zwei Schritte in dem Hohlwege, ist sie gefallen, wie ich Ihnen sagte, als sie auf dem Wege da herunter ging."

„Du bist wohl nicht hier aus der Umgegend?" fragte Marie, indem sie dem Lahmen folgte, den man ohne Zweifel wohl schon erkannt hat.

„Nein, meine gute Dame, wir kommen von Ecouen."

„Und wohin wollt Ihr gehen?"

„Zu einem guten Geistlichen, der auf dem Berge dort wohnt," sagte der Sohn Roth-Arms, um das Vertrauen Mariens noch zu steigern.

„Zu dem Abbé Laporte vielleicht?"

„Ja, meine gute Dame, zu dem Herrn Abbé Laporte; meine arme Großmutter kennt ihn sehr genau."

„Ich wollte eben auch zu ihm gehen; welches Zusammentreffen!" sagte Marie, indem sie immer weiter in den Hohlweg hineinging.

„Großmutter! Da bin ich! Fasse Geduld, ich bringe Hilfe," rief der Lahme, um dem Schulmeister und der Eule anzuzeigen, daß sie sich bereit halten möchten, sich ihres Opfers zu bemächtigen.

„Deine Großmutter ist also nicht weit von hier gefallen?" fragte Marie.

„Nein, meine gute Dame, hinter dem dicken Baume dort unten, wo der Weg sich biegt, zwanzig Schritte von hier."

Der Lahme blieb mit einemmale stehen.

Man hörte ein Pferd in der Stille des Abends galoppiren.

„Wieder Alles verloren!" dachte der Lahme bei sich.

Der Weg machte eine sehr scharfe Ecke unweit von der Stelle, wo sich der Sohn Roth-Arms mit Marie befand.

An dieser Biegung erschien ein Reiter, der anhielt, als er an das Mädchen kam.

Man hörte dann die Tritte eines andern Pferdes und einige

Augenblicke nachher kam ein Reitknecht in braunem Rocke mit silbernen Knöpfen, in weißen Lederbeinkleidern und Stolpenstiefeln. Ein schmales Leder hielt hinter ihm den Makintosh seines Herrn zusammen. Der Herr, der einen einfachen dicken Rock und hellgraue Beinkleider trug, saß zierlich auf einem braunen außerordentlich schönen Vollblutpferde; trotz dem langen Ritte glänzte das Pferd und war nicht einmal schweißfeucht geworden.

Das Pferd des Reitknechtes, der einige Schritte von seinem Herrn hielt, war ebenfalls ein vorzügliches.

In dem Reiter mit dem hübschen gebräunten Gesichte erkannte der Lahme den Vicomte von Saint Remy, welchen man für den Liebhaber der Herzogin von Lucenay hielt.

„Mein schönes Kind," sagte der Vicomte zu Marie, deren Schönheit ihm auffiel, „wollten Sie wohl die Gefälligkeit haben, mir den Weg nach Arnouville zu zeigen?"

Marie schlug die Augen vor dem brennenden kecken Blicke des Reiters nieder und antwortete:

„Wenn Sie aus dem Hohlwege hinaus sind, schlagen Sie den ersten Fußweg rechts ein; dieser führt zu einer Kirschallee, welche Sie gerade nach Arnouville bringt."

„Tausend Dank, mein schönes Kind. — Sie geben mir bessere Auskunft als eine alte Frau, die zwei Schritte von hier unter einem Baume lag; ich konnte nichts als Wehklagen aus ihr herausbringen."

„Meine arme Großmutter!" murmelte der Lahme mit klägli-cher Stimme.

„Jetzt noch ein Wort," fuhr der Vicomte von Saint Remy fort; „können Sie mir auch sagen, ob ich in Arnouville das Pachtgut der Madame Dubreuil leicht finden werde?"

Marie erbebte unwillkürlich bei diesen Worten, welche sie an den peinlichen Auftritt am Vormittage erinnerten, und sie antwortete:

„Die Gebäude des Gutes stoßen an die Allee, in welcher Sie nach Arnouville kommen werden."

„Noch einmal Dank, mein schönes Kind," sagte Herr von Saint Remy, der darauf mit seinem Reitknechte in Galopp davonritt.

Die schönen Züge des Vicomte hatten sich, während er

mit Marie sprach, etwas aufgeheitert; sobald er wieder allein war, wurden sie von neuem durch eine gewisse Unruhe verdüstert.

Marie gedachte an die unbekannte Person, für welche man eilig den Pavillon in Arnouville auf Befehl der Herzogin von Lucenay einrichtete, und zweifelte nicht, daß der junge schöne Herr die fragliche Person sei.

Die hart gefrorene Erde erzitterte noch eine Zeitlang unter dem Galopp der Pferde, deren Hufschlag allmälig schwächer und schwächer wurde.

Alles war endlich wieder still.

Der Lahme athmete wieder auf.

Um seine Mitschuldigen zu beruhigen und aufmerksam zu machen, von denen der Schulmeister von den Reitern nicht gesehen worden war, rief der Sohn Roth-Arms:

„Großmutter! Ich komme — mit einer gütigen Dame, die Dir helfen will —"

„Schnell, schnell, mein Sohn; der Reiter hat uns um einige Augenblicke gebracht," sagte Marie, indem sie schneller ging, um die Biegung des Hohlweges zu erreichen.

Kaum war sie da angekommen, als die Eule, die dort auf der Lauer lag, leise sagte:

„Komm her, Männchen!"

Dann sprang die Einäugige auf, packte Marie mit der einen Hand am Halse und drückte ihr mit der andern die Lippen zusammen, während der Lahme sich an die Füße der Unglücklichen anklammerte, um sie zu hindern, einen Schritt thun zu können.

Dies war so schnell geschehen, daß die Eule keine Zeit gehabt hatte, das Gesicht des Mädchens zu betrachten; in der Zeit aber, welche verging, bevor der Schulmeister aus seinem Versteck hervorbrach und mit seinem Mantel herbeitappte, erkannte die Alte ihr ehemaliges Opfer.

„Der Balg!" rief sie, anfangs verwundert, aus; dann setzte sie mit wilder Freude hinzu: „Du bist es; der Bäcker schickt Dich mir; es ist Dein Schicksal, mir immer in die Hände zu gerathen. Ich habe mein Vitriolöl im Fiacre; diesmal werde ich Dir Dein Lärvchen waschen. — Komm, Mann, sieh

Dich vor, daß sie Dich nicht beißt, und halte sie fest, während wir sie einpacken."

Der Schulmeister erfaßte Marie mit seinen beiden gewaltigen Fäusten, und ehe sie schreien konnte, warf ihr die Eule den Mantel über den Kopf und wickelte sie fest in denselben ein.

Marie konnte sich weder bewegen, noch um Hilfe rufen.

„Jetzt nimm das Packet, Mann," sagte die Eule. „Es ist nicht so schwer, wie das der Frau vom Canal St. Martin, nicht wahr?" Da der Räuber schauderte bei diesen Worten, welche ihn an seinen entsetzlichen Traum in der letzten Nacht erinnerten, fuhr die Einäugige fort: „was hast Du denn, Mann? Du zitterst wohl gar? Seit heute früh schon klappern Dir manchmal die Zähne, als wenn Du das Fieber hättest, und Du drehst den Kopf herum, als suchtest Du etwas. Komm rasch, Mann. So! so!" setzte sie hinzu, als sie sah, daß der Schulmeister Marie wie ein schlafendes Kind auf die Arme nahm. „Rasch nach dem Fiacre!"

„Aber wer wird mich führen?" fragte der Schulmeister mit dumpfer Stimme, indem er seine leichte weiche Last in seinen Hercules-Armen drückte.

„Er denkt doch an Alles!" fiel die Eule ein. Damit schlug sie ihren Shawl zurück, knüpfte dann ein rothes Tuch ab, das ihren dürren Hals bedeckte, drehte dasselbe der Länge nach zusammen und sagte zu dem Schulmeister:

„Mach das Maul auf, nimm den Zipfel da zwischen die Zähne und beiß fest zu. Der Lahme wird das andere Ende in die Hand nehmen und Du brauchst nur nachzugehen."

Der kleine Lahme hüpfte herbei, nahm den andern Zipfel des Tuches in die Hand und führte so den Schulmeister, während die Eule schnell vorausging, um Barbillon Anzeige zu machen.

Wir haben nicht versucht, das Entsetzen Mariens zu schildern, als sie sich in der Gewalt der Eule und des Schulmeisters sah. Sie war einer Ohnmacht nahe und konnte keinen Widerstand leisten.

Einige Minuten nachher war Marie in den Fiacre Barbillon's gebracht; ob es gleich Nacht war, wurde doch der Wagen sorgfältig zugemacht und die drei Verbrecher fuhren mit ihrem dem Tode nahen Opfer nach der Ebene von St. Denis, wo Tom sie erwartete.

X.

Clemence von Harville.

Der Leser wird uns entschuldigen, wenn wir eine unserer Heldinnen in einer so kritischen Lage verlassen, deren Entwickelung wir später melden.

Die Erfordernisse dieser vieltheiligen und in ihrer Einheit so mannichfaltigen Erzählung nöthigen uns, unaufhörlich von einer Person uns zu der andern zu wenden, um, so viel an uns ist, das allgemeine Interesse des Werkes (wenn dieses eben so schwierige als unvollkommene Werk Interesse besitzt) fortschreiten zu lassen.

Wir haben noch einigen Personen dieser Erzählung in jene Dachstübchen zu folgen, wo verschämte, schüchterne, rechtschaffene und arbeitsame Arme frieren und hungern; — in die Gefängnisse von Männern und Frauen; in die Gefängnisse, die oft zierlich und mit Blumen geschmückt, oft düster und schauerlich, immer aber großartige Schulen der Entartung sind, eine verdorbene Atmosphäre, in welcher die Unschuld verkümmert und stirbt, finstere Pandämoniums, in welche ein Angeklagter rein eintreten kann, die er aber fast immer verdorben verlassen wird —;

— in die Hospitäler, in denen der Arme bisweilen mit rührender Theilnahme und Freundlichkeit behandelt wird, bisweilen sich aber auch auf sein einsames hartes Lager zurücksehnt, das er mit dem kalten Fieberschweiße benetzte; — in jene geheimnißvollen Zufluchtsstätten, in denen das verführte und verlassene Mädchen unter bittern Thränen das Kind, das sie nicht wiedersehen soll, zur Welt bringt; — an jene schrecklichen Orte, wo die Geisteskrankheit, die rührende, groteske, dumme, häßliche oder tobende, sich unter stets gräßlichen Gestalten zeigt, von dem friedlichen Irren an, der traurig mit dem Lächeln lacht, über das man weinen möchte, bis zu dem Tobenden, der wie ein wildes Thier brüllt und sich an dem Gitter seines Käfigs anklammert —

Wir haben noch zu erforschen —

Doch wozu diese lange Aufzählung? Müssen wir nicht fürchten, den Leser zu erschrecken? Er hat uns bereits an ziemlich seltsame und grauenhafte Oerter begleitet, er würde sich vielleicht scheuen, uns auf neuen Wanderungen zu folgen —

— — — — — — — — — — — — —

Man erinnert sich, daß am Tage vor dem, an welchem die eben erzählten Ereignisse (der Raub Mariens durch die Eule) geschehen, Rudolph die Frau von Harville aus einer drohenden Gefahr befreit hatte, in die sie durch die Eifersucht Sarah's gestürzt worden war, welche Herrn von Harville das von der Marquise dem Herrn Karl Robert so unvorsichtig bewilligte Rendezvous verrathen hatte.

Rudolph war, durch den Auftritt tief ergriffen, von dem Hause in der Rue du Temple aus in seine Wohnung zurückgekehrt und hatte den Besuch, welchen er der Lachtaube und der Familie der armen Leute zu machen gedachte, auf den nächsten Tag verschoben, weil er für den Augenblick die Noth durch das Geld beseitiget glaubte, das er der Marquise gegeben hatte, um deren angeblichen mildthätigen Besuch in den Augen des Herrn von Harville wahrscheinlicher zu machen. Leider vergaß Rudolph, daß der kleine Lahme sich dieser Börse bemächtiget hatte, — auf welche Weise, ist dem Leser bekannt.

Gegen vier Uhr erhielt der Fürst folgendes Schreiben, das von einer bejahrten Frau übergeben worden war, welche sich entfernt hatte, ohne auf Antwort zu warten:

„Ich verdanke Ihnen mehr als das Leben und möchte heute „noch meinen Dank gegen Sie aussprechen — Morgen macht „mich vielleicht die Scham stumm. — Wenn Sie mir die Ehre „erzeigen können, diesen Abend zu mir zu kommen, so würden „Sie diesen Tag beschließen, wie Sie ihn begonnen haben, — „durch eine edle Handlung.

Clemence von Harville.

„NS. Belästigen Sie sich nicht mit einer Antwort; ich „werde den ganzen Abend zu Hause sein."

Obwohl Rudolph sich freute, der Marquise von Harville einen so großen Dienst geleistet zu haben, so bedauerte er doch, daß dieser Umstand eine gewisse nothwendige Vertraulichkeit zwischen ihm und der Marquise herbeiführte.

Da er nicht fähig war, die Freundschaft Harville's zu verrathen, die geistreiche Anmuth und die reizende Schönheit der Marquise aber auch einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, so hatte er es nach einiger Zeit fast vermieden, sie zu sehen.

Auch erinnerte er sich der Unterredung zwischen Tom und Sarah, die er in dem Palaste der Gesandtschaft von *** belauscht hatte. Sarah hatte, um ihren Haß und ihre Eifersucht zu rechtfertigen, nicht ohne Grund behauptet, die Frau von Harville hege noch immer, wenn auch vielleicht unbewußt, eine ernste Zuneigung zu Rudolph. Sarah war zu scharfsinnig, zu klug und kannte das menschliche Herz zu genau, um nicht errathen zu können, daß Clemence, die sich von dem Manne, der einen so tiefen Eindruck auf sie gemacht, für vernachlässiget, vielleicht für verschmäht hielt, nur aus Verdruß dem Andringen ihrer treulosen Freundin nachgegeben und sich für das eingebildete Unglück des Herrn Robert interessirt, keineswegs aber Rudolph ganz vergessen habe.

Andere Frauen würden der Erinnerung an den Mann, welchen sie zuerst ausgezeichnet, treu und bei den melancholischen Blicken des „Commandanten" gleichgiltig geblieben sein. Clemence von Harville war also doppelt schuldig, ob sie gleich nur der Verführung des Unglücks nachgegeben hatte und durch ein lebendiges Pflichtgefühl, vielleicht auch durch die Erinnerung an den Fürsten, die noch immer in ihrem Herzen schlummerte, vor einem unverbesserlichen Fehltritt bewahrt worden war.

Rudolph wurde, wenn er an seine Zusammenkunft mit der Frau von Harville dachte, durch seltsam einander widerstreitende Gefühle gepeinigt, obwohl er sich fest vorgenommen hatte, die Neigung zu bekämpfen, die ihn zu ihr zog.

— — — — — — — — — — — — —

Clemence von Harville sah dieser Zusammenkunft mit ängstlicher Spannung entgegen; die beiden Gefühle, die in ihr vorherrschten, waren eine schmerzliche Verlegenheit, wenn sie an Rudolph dachte, tiefer Abscheu dagegen, wenn ihre Gedanken sich dem Herrn Karl Robert zuwendeten.

Diesen Abscheu, diesen Haß rechtfertigten viele Gründe.

Eine Frau wird für einen Mann ihre Ruhe und ihre Ehre wagen, aber nie wird sie ihm verzeihen, daß er sie in eine sie entwürdigende oder lächerliche Lage brachte.

Die Frau von Harville aber war vor Scham fast gestorben, als sie die höhnenden Worte und die frechen beleidigenden Blicke der Frau Pipelet ertragen mußte.

Das war noch nicht alles.

Clemence war, nachdem Rudolph sie auf die Gefahr aufmerksam gemacht, eilig in die fünfte Etage hinaufgegangen. Die Treppe wandte sich so, daß sie bei dem Hinaufgehen den Herrn Karl Robert in dem prächtigen Schlafrocke in dem Augenblicke sehen konnte, als er den leichten Tritt der Dame hörte, welche er erwartete, und mit einer lächelnden, siegesbewußten Miene seine Thüre halb öffnete. Die insolente Eitelkeit des bedeutungsvollen Anzugs des Commandanten deutete der Marquise an, wie sehr sie sich in diesem Manne getäuscht hatte. Ihre Herzensgüte, ihr edler Charakter hatten sie zu einem Schritte verleitet, der sie in das Verderben stürzen konnte; sie hatte ihm das Rendezvous nicht aus Liebe, sondern nur aus Mitleid bewilliget, um ihn über die schlechte Rolle zu trösten, in die ihn in ihrer Gegenwart bei dem Balle im Gesandtschaftshôtel der Herzog von Lucenay gebracht.

Man denke sich den Unwillen, die Enttäuschung der Frau von Harville bei dem Anblicke des Herrn Karl Robert — in der Kleidung als Triumphator!

Die Pendule in dem Zimmer, in welchem sich die Frau von Harville gewöhnlich aufhielt, verkündigte die neunte Stunde.

Die Modenhändlerinnen und die Kaffeehauswirthe haben mit dem Style Ludwigs XV. und dem Renaissance-Styl einen solchen Mißbrauch getrieben, daß die Marquise, als Frau von gutem Geschmacke, aus ihrer Wohnung jede Art des so gemein gewordenen Luxus verbannt und in den Theil ihres Hauses verwiesen hatte, welchen sie den großen Gesellschaften öffnete.

Das Ameublement des Zimmers, in welchem die Marquise Rudolph erwartete, war im höchsten Grade elegant und ausgezeichnet.

Die Tapeten und die Vorhänge waren von strohgelbem indischem Stoffe und auf diesem glänzenden Grunde zeigten sich die reizendsten Arabesken, die in matter Seide von derselben Farbe eingestickt waren. Doppelte Vorhänge von Alençoner Spitzen verhüllten die Fenster ganz und gar.

Die Thüren von Rosenholz waren mit zierlich ciselirten ver-

goldeten Silberverzierungen besetzt, welche in jedem Felde ein ovales Medaillon von Sèvres-Porzellan einfaßten, das etwa einen Fuß im Durchmesser hatte und prächtig gemalte Vögel und Blumen zeigte. Die Spiegelrahmen und die Stäbchen an den Tapeten waren ebenfalls von Rosenholz und mit denselben Verzierungen von vergoldetem Silber geschmückt.

Der Fries des Kamins von weißem Marmor und seine beiden Caryatiden von antiker Schönheit und seltener Anmuth rührten von dem ausgezeichneten Meißel Marochetti's her, jenes vorzüglichen Künstlers, der dieses kleine allerliebste Meisterwerk zu liefern eingewilliget hatte, wahrscheinlich weil er sich erinnerte, daß es auch Benvenuto nicht verschmäht hatte, Becken und Waffen zu ciseliren.

Zwei Candelaber und zwei Flambeaux von vergoldetem Silber von der Hand Gouttière's standen zu beiden Seiten der Pendule, eines viereckigen Blocks von Lapislazuli auf einem Sockel von orientalischem Jaspis mit einem großen prächtigen Becher von emaillirtem Golde mit Perlen und Rubinen, welcher aus der schönsten Zeit der florentinischen Renaissance stammte.

Mehrere vortreffliche Gemälde aus der venetianischen Schule und von mittlerer Größe vervollständigten das prachtvolle Ganze.

Dieses schöne Zimmer wurde mild durch eine Lampe erleuchtet, deren Glocke von mattem Glase halb inmitten eines Bouquets von natürlichen Blumen verschwand, das in einem tiefen großen Becher von japanischem Porzellan in Blau, Roth und Gold ruhete. Diese Lampe hing wie ein Kronleuchter mittelst dreier dicker Ketten von vergoldetem Silber, um die sich die grünen Stengel mehrerer Kletterpflanzen schlangen, an der Decke; einige der biegsamen und mit Blüthen bedeckten Zweige reichten über die Glocke hinweg und fielen anmuthig, wie frische grüne Fransen, auf den mit Gold, Roth und Blau emaillirten Porzellanbecher.

Wir verweilen bei diesen Details, um eine Vorstellung von dem natürlichen guten Geschmacke der Frau von Harville zu geben (dem fast immer sichern Symptome eines nicht gewöhnlichen Geistes) und weil eine gewisse unbekannte Noth, gewisses geheimnißvolles Unglück noch weit schmerzensreicher erscheinen, wenn sie mit dem Scheine von dem zusammentreffen, was in den Augen Aller das Leben glücklich und beneidenswerth macht.

Clemence von Harville saß auf einem großen gleich den übri-

gen Meubles mit strohgelbem Stoffe überzogenen Sessel und trug ein nicht ausgeschnittenes Kleid von schwarzem Sammet, das die bewundernswürdige Arbeit ihres breiten Kragens und ihrer glattanliegenden Manschetten von englischen Spitzen hervorhob, welche einen vermittelnden Uebergang von dem schwarzen Sammet zu der blendenden Weiße ihrer Hände und ihres Halses bildeten.

Je näher die Zeit ihrer Besprechung mit Rudolph kam, um so höher stieg die Unruhe der Marquise; ihre Verlegenheit wich jedoch vor entschlossenen Gedanken. Nach langem Nachdenken entschloß sie sich, Rudolph ein großes, — ein grausames Geheimniß mitzutheilen, indem sie hoffte, ihre große Offenheit würde ihr vielleicht eine Achtung gewinnen, die sie so ernstlich erstrebte.

Ihre erste Zuneigung zu Rudolph erwachte mit neuer Kraft, da die Dankbarkeit dieselbe stützte. Eine Ahnung, wie sie die liebenden Herzen selten täuscht, sagte ihr, nicht blos der Zufall habe den Fürsten so gelegen hinzugeführt, daß er sie hatte retten können, er habe vielmehr, wenn er sie mehrere Monate nicht gesehen, einem ganz andern Gefühle als der Abneigung nachgegeben. Ein gewisser Instinct erregte auch in der Seele der Marquise Zweifel an der Aufrichtigkeit der Liebe Sarah's.

Nach einigen Minuten trat ein Diener, nachdem er an der Thüre deutlich angeklopft hatte, herein und sagte zu Clemence:

„Will die Frau Marquise Madame Asthon und Mademoiselle empfangen?"

„Gewiß, wie immer . . .," antwortete die Frau von Harville, und ihre Tochter trat langsam in das Zimmer.

Sie war ein allerliebstes Kind von vier Jahren, das ohne die krankhafte Bläße und die außerordentliche Magerkeit reizend gewesen sein würde. Madame Asthon, die Gouvernante, führte das Kind an der Hand. Clara (so hieß das Kind) eilte trotz ihrer Schwäche schnell zu ihrer Mutter, gegen die sie die Aermchen ausbreitete. Zwei kirschrothe Bandschleifen hielten an jedem Schlafe ihr braunes, geflochtenes und an jeder Seite der Stirn zusammengerolltes Haar fest. Ihr Gesundheitszustand war so schwankend, daß sie einen wattirten braunen seidenen Oberrock statt eines der hübschen weißen Mousselinkleider trug, die mit Bändern gleich denen im Haar besetzt und tief ausgeschnitten sind, damit man die röthlichen Arme und die frischen

glatten Schultern sehen kann, welche bei gesunden Kindern so schön sind.

Die großen schwarzen Augen dieses Kindes sahen zu groß aus, weil die Wangen eingefallen waren. Trotz dieser anscheinenden Schwächlichkeit lag in dem Gesichte Clara's ein liebliches Lächeln, als sie auf die Knie ihrer Mutter gehoben wurde, die sie mit trauriger, aber inniger Zärtlichkeit küßte.

„Wie hat sie sich in der letzten Zeit befunden, Madame Asthon?" fragte die Frau von Harville die Gouvernante.

„Ziemlich wohl, Frau Marquise, ob ich gleich einen Augenblick fürchtete —"

„Noch immer?" entgegnete Clemence, indem sie ihre Tochter in unwillkürlicher Angst an ihr Herz drückte.

„Zum Glücke hatte ich mich getäuscht," fuhr die Gouvernante fort; „der Anfall kam nicht und Clärchen wurde wieder ruhig; sie fühlte nur eine kurze Zeit lang eine Schwäche. — Sie hat diesen Nachmittag ein wenig geschlafen, wollte aber nicht zu Bett gehen, ohne der Frau Marquise eine gute Nacht zu wünschen."

„Armer lieber Engel!" sagte die Frau von Harville, indem sie ihre Tochter küßte.

Diese erwiederte die Liebkosungen mit kindlicher Freude, als der Kammerdiener die beiden Flügelthüren öffnete und meldete:

„Se. k. Hoheit der Herr Großherzog von Gerolstein."

Clara, die auf den Knien ihrer Mutter saß, hatte die beiden Aermchen um deren Hals geschlungen und hielt sich so an ihr fest. Bei dem Anblicke Rudolph's erröthete Clemence, hob ihre Tochter sanft auf den Teppich herunter, winkte der Madame Asthon, das Kind fortzubringen, und stand auf.

„Sie werden mir erlauben," sagte Rudolph lächelnd, nachdem er sich vor der Marquise verbeugt hatte, „die Bekanntschaft meiner kleinen Freundin da zu erneuern, die mich, wie ich fürchte, vergessen hat."

Dabei bückte er sich ein wenig und reichte Clara die Hand.

Diese sah ihn anfangs neugierig mit ihren beiden großen schwarzen Augen an, dann erkannte sie ihn, nickte freundlich und warf ihm einen Handkuß zu.

„Du kennst den Herrn, mein Kind?" fragte Clemence ihre

Tochter. Diese nickte bejahend und warf Rudolph nochmals einen Kuß zu.

„Ihr Gesundheitszustand scheint sich, seit ich sie nicht gesehen, gebessert zu haben," sagte der Fürst mit Theilnahme zu der Marquise.

„Es geht allerdings etwas besser mit ihr," antwortete sie, „ob sie gleich noch immer etwas leidend ist."

Da die Marquise wie Rudolph nicht ohne Verlegenheit an die Besprechung dachten, die sie mit einander haben sollten, so sahen sie dieselbe nicht ungern auf einige Minuten durch die Anwesenheit Clara's verschoben. Bald indeß führte die Gouvernante, um nicht neugierig zu erscheinen, das Kind hinweg und Rudolph und Clemence waren allein.

XI.

Die Geständnisse.

Der Sessel der Frau von Harville stand rechts von dem Kamine, auf den sich Rudolph, welcher stehen blieb, leicht aufstützte.

Die edeln und anmuthsvollen Züge des Fürsten hatten auf Clemence nie einen tiefern Eindruck gemacht; seine Stimme war ihr nie so sanft, so wohlklingend vorgekommen.

Rudolph, der wohl fühlte, wie peinlich es für die Marquise sein müsse, die Unterredung zu beginnen, brach deshalb das Schweigen zuerst und sagte:

„Sie sind das Opfer eines unwürdigen Verrathes gewesen; eine abscheuliche Anklage durch die Gräfin Sarah Mac Gregor hätte Sie beinahe in das Unglück gestürzt."

„Es ist also wahr?" rief Clemence aus. „Meine Ahnung täuschte mich also nicht? und wie erhielten Ew. königl. Hoheit Kenntniß davon?"

„Ich entdeckte gestern bei dem Balle der Gräfin *** zufällig

das Geheimniß dieser Niederträchtigkeit. Ich saß in einem Versteck in dem Wintergarten, und die Gräfin Sarah, die nicht wußte, daß nur ein Gebüsch mich von ihr trenne und mir erlaube, Alles zu hören, sprach da mit ihrem Bruder über ihre Pläne und die Schlinge, die Ihnen gelegt werden sollte. Um Sie vor der Gefahr zu warnen, von welcher Sie bedroht waren, eilte ich auf den Ball der Frau von Nerval, weil ich Sie dort zu finden glaubte; Sie waren aber dort nicht erschienen. Wenn ich Ihnen diesen Morgen geschrieben, hätte mein Brief zufälliger Weise dem Herrn Marquis in die Hände fallen können, dessen Verdacht bereits erregt sein mußte. Ich zog es deshalb vor, Sie in der Rue du Temple zu erwarten, um den Verrath der Gräfin Sarah zu vereiteln. Sie verzeihen mir, nicht wahr? daß ich so lange von einem Gegenstande spreche, der Ihnen unangenehm sein muß? Wenn Sie mir nicht selbst geschrieben hätten, würde ich nie ein Wort davon erwähnt haben —"

Nach einer kurzen Pause antwortete die Frau von Harville:

„Ich kann Ihnen nur auf eine Art meine Dankbarkeit beweisen, — indem ich Ihnen ein Geständniß ablege, das ich Niemandem gethan habe. — Dieses Geständniß wird mich in Ihren Augen nicht rechtfertigen, aber Sie werden doch mein Verhalten weniger schuldvoll finden —"

„Offen gesagt, Madame," sprach Rudolph lächelnd, „ich befinde mich Ihnen gegenüber in einer Lage voll Verlegenheit."

Clemence erstaunte über diesen fast leichtfertigen Ton und sah Rudolph verwundert an.

„Wie so?"

„In Folge eines Umstandes, den Sie ohne Zweifel errathen werden, bin ich genöthiget, mich fast als den Urheber eines Abenteuers anzusehen, das nicht verdient, so ernst genommen zu werden, da Sie der abscheulichen Schlinge entgangen sind, welche die Gräfin Sarah Ihnen legte. — Aber," setzte Rudolph mit einem gewissen milden und liebevollen Ernste hinzu: „Ihr Gemahl ist mir fast ein Bruder; mein Vater hegte gegen seinen Vater die liebevollste Dankbarkeit. Ich wünsche Ihnen in vollem Ernste Glück dazu, daß Sie Ihrem Gemahle die Ruhe und das Gefühl der Sicherheit wiedergegeben haben."

„Eben weil Sie den Herrn von Harville mit Ihrer Freundschaft beehren, will ich Ihnen die ganze Wahrheit mittheilen so-

wohl über eine Wahl, die Sie für so unglücklich halten müssen als sie es wirklich ist, als über mein Benehmen, das denjenigen verletzt, den Ew. königl. Hoheit fast Ihren Bruder nennen —"

„Ich werde immer stolz auf den geringsten Beweis Ihres Vertrauens sein; indessen erlauben Sie mir zu bemerken, daß ich in Bezug auf die Wahl, von der Sie sprechen, weiß, daß Sie eben so sehr einem Gefühle aufrichtigen Mitleidens als dem Andringen der Gräfin Sarah Mac Gregor nachgegeben haben, die ihre Gründe hatte, Sie in das Verderben zu stürzen. Ich weiß auch, daß Sie lange zögerten, bevor Sie sich zu einem Schritte entschlossen, den Sie jetzt so sehr bereuen."

Clemence sah den Fürsten erstaunt an.

„Sie wundern sich darüber? Ich werde Ihnen später das Räthsel lösen, um nicht in Ihren Augen für einen Zauberer zu gelten," antwortete Rudolph lächelnd. „Ist aber Ihr Gemahl vollkommen beruhiget?"

„Ja, königl. Hoheit," antwortete Clemence, indem sie verlegen die Augen niederschlug, „aber ich gestehe es Ihnen, es ist mir peinlich, ihn um Verzeihung dafür, daß er Verdacht gegen mich hegte, bitten und begeistert mein bescheidenes Schweigen von meinen guten Werken rühmen zu hören."

„Er fühlt sich glücklich in seiner Illusion; tadeln Sie ihn darum nicht, erhalten Sie ihn vielmehr in seinem tröstenden Irrthume. — Wenn es mir nicht verboten wäre, leichtfertig über dieses Abenteuer zu sprechen und wenn es sich nicht um Sie handelte, Frau Marquise, so würde ich sagen, daß eine Frau ihrem Manne nie reizender vorkommt, als wenn sie ihm etwas Unrechtes zu verheimlichen hat. Man kann sich keine Vorstellung von allen den verführerischen Schmeicheleien machen, zu denen ein böses Gewissen drängt; man kann sich die herrlichen Blüten nicht denken, welche aus einer Treulosigkeit aufsprießen. — Als ich noch jung war," setzte Rudolph lächelnd hinzu, „fühlte ich immer unwillkürlich ein gewisses Mißtrauen bei gewisser gesteigerter Zärtlichkeit, und da ich mich meinerseits niemals mehr angeregt fühlte, als wenn ich Verzeihung für irgend etwas zu erlangen wünschte, so war ich, wenn man sich gegen mich so perfid liebenswürdig zeigte, als ich zu erscheinen mich bemühete, jedesmal überzeugt, daß — irgend eine Untreue im Spiele sei."

Die Frau von Harville wunderte sich mehr und mehr, Ru-

dolph so spottend über ein Abenteuer sprechen zu hören, das so schreckliche Folgen hätte haben können; da sie indessem bald errieth, daß der Fürst durch diesen Anschein von Leichtfertigkeit die Wichtigkeit des Dienstes zu verringern sich bemühete, den er ihr geleistet hatte, so sagte sie, durch diese zarte Rücksichtnahme tief gerührt:

„Ich begreife Ihren Edelmuth und erlaube Ihnen nun, über die Gefahr, der Sie mich entrissen haben, zu scherzen, ja, sie ganz zu vergessen. — Das aber, was ich Ihnen zu sagen habe, ist so ernst, so traurig, steht mit den Ereignissen von heute früh in so enger Verbindung, Ihr guter Rath kann mir so nützlich sein, daß ich Sie beschwöre, daran zu denken, daß Sie mir die Ehre und das Leben, ja, königl. Hoheit, das Leben gerettet haben. — Mein Mann war bewaffnet; er hat es mir in seiner übergroßen Reue gestanden; er wollte mich ermorden."

„Großer Gott!" rief Rudolph in tiefer Bewegung aus.

„Er hatte das Recht dazu," antwortete die Frau von Harville bitter.

„Ich beschwöre Sie," sprach Rudolph, diesmal sehr ernsthaft; „glauben Sie mir, ich vermag bei dem, was Sie betrifft, nicht gleichgiltig zu bleiben. Wenn ich eben jetzt scherzte, so geschah es, um Ihre Gedanken nicht mit neuer Trauer auf diesen Morgen hin zu richten, der Sie so schrecklich erschüttert haben muß. Jetzt höre ich Sie aufmerksam an, da Sie mir sagen, mein Rath könnte Ihnen in irgend einer Sache nützen."

„Ja, er kann mir sehr nützen. Aber ehe ich Sie darum ersuche, erlauben Sie mir, einige Worte über die Vergangenheit zu sagen, die Ihnen noch unbekannt ist, über die Jahre vor meiner Verheirathung mit dem Herrn von Harville."

Rudolph verbeugte sich und Clemence fuhr fort:

„Als ich sechzehn Jahre alt war, verlor ich meine Mutter," sagte sie, ohne eine Thräne dabei unterdrücken zu können; „wie sehr ich sie liebte, will ich nicht sagen; denken Sie sich das Ideal der Herzensgüte auf Erden. Ihre zärtliche Liebe zu mir war grenzenlos; sie fand in derselben einen süßen Trost für bittern Kummer. Da sie die Geselligkeit nicht sehr liebte, kränklich war und viel saß, so fand sie das größte Vergnügen darin, meine Erziehung ganz allein zu übernehmen, und ihre tiefen mannich-

fachen Kenntnisse erlaubten ihr auch mehr als sonst Jemandem, die Pflicht, welche sie übernommen hatte, zu erfüllen.

„Denken Sie sich nun ihr und mein Erstaunen, als in meinem sechzehnten Jahre, zur Zeit, als meine Erziehung fast beendiget war, mein Vater den bedauerlichen Gesundheitszustand meiner Mutter vorschützte und uns ankündigte, eine junge Wittwe, eine ausgezeichnete Frau, welche durch großes Unglück noch interessanter geworden, würde vollenden, was meine Mutter begonnen. — Meine Mutter widerstrebte anfangs diesem Wunsche meines Vaters. Ich selbst bat ihn, keine Fremde zwischen sie und mich zu stellen; aber er blieb unerbittlich trotz unsern Thränen. Madame Roland, die Wittwe eines Obersten, der in Indien gestorben war, wie sie sagte, zog in unser Haus als meine Erzieherin."

„Wie! Jene Madame Roland, die Ihr Herr Vater fast sogleich nach Ihrer Verheirathung heirathete?"

„Dieselbe."

„Sie war wohl sehr schön?"

„Nur mäßig hübsch."

„Also sehr geistreich?"

„Heuchlerisch, schlau, weiter nichts. Sie stand ungefähr im fünfundzwanzigsten Jahre, hatte sehr blaßblondes Haar, fast weiße Augenbrauen und große hellblaue Augen. Ihr Gesicht war unangenehm freundlich und ihr Charakter treulos bis zur Grausamkeit, dem Anscheine nach aber bis zur Gemeinheit zuvorkommend."

„Und ihre Kenntnisse?"

„Völlig Null. Ich kann nicht begreifen, wie mein Vater, der bis dahin so streng auf Schicklichkeit gehalten, nicht daran gedacht hatte, daß die Unfähigkeit dieser Frau den wirklichen Beweggrund ihrer Anwesenheit bei ihm sofort verrathen müsse. Meine Mutter machte ihm bemerklich, daß Madame Roland gar nichts wisse; er aber antwortete in einem Tone, der keine Erwiederung zuließ, er würde die junge und interessante Wittwe bei sich behalten, sie möchte gelehrt sein oder nicht; die Stellung sei ihr einmal angewiesen. Später erfuhr ich es auch, meine arme Mutter aber errieth sogleich Alles und wurde davon tief ergriffen, wenn sie wohl auch weniger die Untreue meines Vaters als die

Störung des Hausfriedens und das böse Beispiel beklagte, welche die Folgen davon sein und die auch mich berühren mußten."

„Selbst aus dem Gesichtspunkte seiner thörichten Liebe rechnete Ihr Herr Vater, wie mir scheint, falsch, indem er diese Frau in sein Haus nahm."

„Ihr Erstaunen würde sich verdoppeln, wenn Sie wüßten, daß mein Vater der stolzeste Mann ist, den ich kenne; um auf solche Weise jede Rücksicht und alle Schicklichkeit zu vergessen, mußte er völlig unter dem grenzenlosen Einflusse der Madame Roland stehen. Und dieser Einfluß bestand um so gewisser, da sie ihn unter dem Scheine einer heftigen Liebe zu ihm verhüllte."

„Wie alt war damals Ihr Herr Vater?"

„Ungefähr sechzig Jahre."

„Und er glaubte an die Liebe dieser jungen Frau?"

„Mein Vater war früher einer der modischesten Herren gewesen und Madame Roland, die ihrem Instincte oder Rathschlägen folgte —"

„Rathschlägen? Und wer konnte ihr Rathschläge geben?"

„Das werde ich Ihnen sogleich erzählen. — Die Frau, welche wohl errieth, daß ein Mann, der Glück bei den Frauen gemacht hat, im Alter Schmeicheleien über seine körperlichen Vorzüge um so lieber höre, weil sie ihn an die schönste Zeit seines Lebens erinnern, schmeichelte meinem Vater, werden Sie es glauben, über die Anmuth und den Reiz seiner Züge, über die unnachahmliche Zierlichkeit seiner Taille und Tournüre, — und er war sechzig Jahre alt, Jedermann schätzt seinen klaren Verstand, und er ging blindlings in diese ihm so plump gestellte Schlinge. Das war und das ist ohne Zweifel noch jetzt die Ursache des Einflusses dieser Frau auf ihn. — Trotz meiner traurigen Gedanken kann ich mich eines Lächelns nicht enthalten, wenn ich mich erinnere, daß ich vor meiner Verheirathung Madame Roland oft sagen und behaupten hörte, die „wirkliche Reife" sei das schönste Alter im Leben und diese „wirkliche Reife" beginne mit dem fünfundfunfzigsten oder sechzigsten Jahre."

„Mit dem Alter Ihres Herrn Vaters."

„Ja. Da erst, sagte Madame Roland, erlangten der Geist und die Erfahrung ihre höchste Entwickelung; da erst erfreue sich ein in der Welt hochgestellter Mann seines ganzen Ansehens, das er erstreben könnte, da erst erhielten auch seine Züge wie die

Anmuth seines Benehmens ihre äußerste Vollkommenheit, denn das Gesicht zeige in diesem Lebensalter eine seltene, göttliche Mischung von anmuthiger Heiterkeit und sanftem Ernst. Endlich vervollständige ein leichter Anflug von Melancholie in Folge der Täuschungen, welche die Erfahrung immer mit sich bringe, den unwiderstehlichen Reiz der „wirklichen Reife," einen Reiz, den, wie Madame Roland hinzusetzte, nur die Frauen von Geist und Gemüth würdigen könnten, welche so viel Geschmack besäßen, um die Achseln zu zucken über die Jugendausbrüche jener Wildfänge von vierzig Jahren, deren Charakter keine Sicherheit biete und deren ausdruckslos jugendliche Züge noch nicht durch jenen majestätischen Ausdruck gehoben würden, welcher die tiefe Kenntniß des Lebens verrathe."

Rudolph konnte sich eines Lächelns über den ironischen Eifer nicht enthalten, mit welchem die Frau von Harville ihre Stiefmutter schilderte.

„Etwas," sagte er zu der Marquise, „verzeihe ich lächerlichen Menschen niemals —"

„Was?"

„Die Böswilligkeit; sie hindert, in aller Ruhe über sie zu lachen."

„Vielleicht ist das von ihnen wohl berechnet," entgegnete Clemence.

„Ich glaube es wohl und es ist Schade, denn wenn ich z. B. vergessen könnte, daß diese Madame Roland Ihnen wahrscheinlich viel Leiden verursacht hat, würde ich über die Erfindung der „wirklichen Reife" der tollen Jugend der Springinsfelde von vierzig Jahren gegenüber herzlich lachen, welche, der Ansicht dieser Frau nach, kaum das Pagenkleid abgelegt zu haben scheinen, wie sich unsere Großeltern ausgedrückt haben würden."

„Mein Vater fühlt sich wenigstens, wie ich glaube, in den Illusionen glücklich, mit denen ihn meine Stiefmutter umgiebt."

„Ohne Zweifel erduldet sie auch, schon jetzt für ihre Falschheit bestraft, die Folgen ihrer leidenschaftlichen Liebe, die sie zur Schau trug; Ihr Herr Vater hat sie bei dem Worte genommen und umgiebt sie mit Einsamkeit und Liebe. — Erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, das Leben Ihrer Stiefmutter muß so unerträglich wie das ihres Gatten glücklich sein. Denken Sie sich die stolze Freude eines Mannes von sechzig Jahren, der an Glück bei

Frauen gewöhnt ist und wähnt, von einer jungen Frau noch so leidenschaftlich geliebt zu werden, daß sie sich gern mit ihm völlig von der Welt abschließe."

„Da mein Vater sich glücklich fühlt, darf ich mich vielleicht über Madame Roland nicht beklagen; aber ihr gehässiges Benehmen gegen meine Mutter und die leider nur zu thätige Rolle, welche sie bei meiner Verheirathung spielte, flößen mir Abneigung gegen sie ein," sagte die Frau von Harville nach kurzer Zögerung.

Rudolph sah sie verwundert an.

„Herr von Harville ist Ihr Freund," fuhr Clemence mit fester Stimme fort. — „Ich weiß, wie bedeutungsvoll und gewichtig die Worte sind, welche ich eben ausgesprochen habe. — Sie werden mir aber auch sogleich sagen, ob sie gerecht sind. — Ich komme auf Madame Roland zurück, die trotz ihrer anerkannten Unfähigkeit mir zur Erzieherin gegeben wurde. Meine Mutter hatte darüber eine unangenehme Unterredung mit meinem Vater und erklärte ihm, daß sie, um gegen die unerträgliche Stellung dieser Frau zu protestiren, in Zukunft nicht mehr bei Tische erscheinen würde, wenn Madame Roland nicht sofort das Haus verlasse. Meine Mutter war die Sanftmuth und Herzensgüte selbst, entwickelte aber auch eine unerschütterliche Festigkeit, wenn es sich um ihre persönliche Würde handelte. Mein Vater blieb unbeugsam und meine Mutter hielt, was sie angekündiget hatte; wir lebten von diesem Augenblicke an nur in ihrem Zimmer. Mein Vater war von da gegen mich eben so kalt wie gegen meine Mutter, während Madame Roland fast öffentlich die Honneurs in unserm Hause machte, — immer in der Eigenschaft als meine Erzieherin."

„Zu welchen Seltsamkeiten verleitet doch eine thörichte Leidenschaft selbst die ausgezeichnetsten Geister! Und dann macht man uns weit stolzer, wenn man Eigenschaften und Vorzüge an uns rühmt, die wir nicht oder nicht mehr besitzen, als wenn man die rühmt, welche wir haben. Einem Manne von sechzig Jahren zu beweisen, er sei erst dreißig Jahre alt, ist das ABC der Schmeichelei; je plumper sie ist, um so größern Erfolg hat sie. — Das wissen wir Fürsten am besten."

„Man macht an Ihnen so oft den Versuch —"

„In dieser Hinsicht ist Ihr Herr Vater wie ein König be-

handelt worden. — Aber Ihre Frau Mutter mußte ungemein darunter leiden.“

„Mehr meinet- als ihretwegen, denn sie dachte an die Zukunft. — Ihr bereits sehr bedenklicher Gesundheitszustand wurde immer schwächer; sie wurde ernstlich krank; das Unglück wollte, daß der Hausarzt, Herr Sorbier, starb, zu dem meine Mutter das größte Vertrauen hatte. Madame Roland dagegen hatte einen Italiener zum Arzte und Freund, der sehr geschickt sein sollte; mein Vater gebrauchte ihn bisweilen, befand sich wohl dabei und schlug ihn meiner Mutter vor, die ihn leider annahm. — Er behandelte sie in ihrer letzten Krankheit.“ Bei diesen Worten füllten sich die Augen der Frau von Harville mit Thränen. „Ich schäme mich, Ihnen diese Schwäche zu gestehen,“ setzte sie dann hinzu, „aber der bloße Umstand, daß Madame Roland diesen Arzt meinem Vater empfohlen hatte, erregte (ohne daß ich damals einen Grund dazu hatte) Widerwillen in mir. Ich sah mit Besorgniß, daß meine Mutter ihm ihr Vertrauen schenkte; indessen den Kenntnissen nach hatte der Doctor Polidori —“

„Was sagen Sie?“ unterbrach sie Rudolph.

„Was ist Ihnen?“ fragte Clemence verwundert über den Ausdruck in den Zügen Rudolph's.

„Nein, nein,“ sprach Rudolph mit sich selbst, „ich irre mich ohne Zweifel; — es sind fünf bis sechs Jahre seitdem vergangen, während man mir gesagt hat, Polidori sei erst seit zwei Jahren und unter falschem Namen in Paris. — Er ist es, den ich gestern gesehen habe, jener Charlatan Bradamanti. Freilich — zwei Aerzte dieses Namens, — das wäre ein seltsames Zusammentreffen. — Frau Marquise,“ fuhr Rudolph laut fort, „einige Worte über Polidori; wie alt war dieser Italiener?“

„Etwa funfzig Jahre.“

„Seine Figur, — sein Gesicht?“

„Es war finster. — Niemals werde ich die grauen Augen und die Nase vergessen, die wie ein Adlerschnabel gebogen war —“

„Er ist es! Er ist es!“ rief Rudolph aus.

XII.

Fortsetzung der Erzählung.

„Glauben Sie, Frau Marquise, daß der Doctor Polidori noch in Paris wohnt?“ fragte Rudolph die Frau von Harville.

„Das weiß ich nicht. Ungefähr ein Jahr nach der Verheirathung meines Vaters hat er Paris verlassen. Eine meiner Bekannten, deren Arzt jener Italiener damals auch war, die Herzogin von Lucenay —“

„Die Herzogin von Lucenay!“ rief Rudolph aus.

„Ja, königl. Hoheit. Warum dieses Erstaunen?“

„Erlauben Sie mir, Ihnen die Ursache zu verschweigen. — Was sagte Ihnen damals die Herzogin über diesen Mann?“

„Daß sie seit seiner Abreise von Paris oftmals sehr geistreiche Briefe über die Länder erhalte, die er besuche; denn er reisete viel. Jetzt — erinnere ich mich; vor einem Monate ungefähr fragte ich die Herzogin von Lucenay, ob sie noch immer Nachricht von Polidori erhalte, und sie antwortete mir verlegen, man höre seit langer Zeit nichts mehr von ihm, man wisse nicht, was aus ihm geworden; manche Leute hielten ihn sogar für todt —“

„Seltsam,“ sprach Rudolph, indem er an den Besuch der Herzogin von Lucenay bei dem Charlatan Bradamanti dachte.

„Sie kennen also diesen Mann?“

„Ja, leider ja. — Aber fahren Sie in Ihrer Erzählung fort; später will ich Ihnen sagen, wer und was dieser Polidori ist —“

„Dieser Arzt?“

„Sagen Sie vielmehr dieser Mann, auf dem die schrecklichsten Verbrechen lasten.“

„Verbrechen!“ wiederholte die Frau von Harville entsetzt; „dieser Mann, der Freund der Madame Roland, der Arzt meiner Mutter, hat Verbrechen begangen? Meine Mutter starb nach einigen Tagen unter seinen Händen. Ach, wie haben mich

Ew. königl. Hoheit erschreckt! Sie sagen mir zu viel, — oder nicht genug."

„Ohne diesen Mann eines Verbrechens mehr anzuklagen, ohne Ihre Stiefmutter einer entsetzlichen Mitschuld zu beschuldigen, sage ich blos, daß Sie Gott danken müssen, daß Ihr Vater nach seiner Verheirathung mit Madame Roland der Kunst Polidori's nicht bedurft hat —"

„Ach, mein Gott!" rief die Frau von Harville aus, „meine Ahnungen täuschten mich also nicht?"

„Ihre Ahnungen?"

„Ja — eben erwähnte ich den Widerwillen, den ich gegen diesen Arzt fühlte, weil er durch Madame Roland in unser Haus gebracht worden war, — aber ich sagte Ihnen nicht Alles —"

„Was haben Sie noch zu sagen?"

„Ich fürchtete einen Unschuldigen anzuklagen, zu sehr auf meine Abneigung zu hören. — Die Krankheit meiner Mutter hatte fünf Tage gewährt; ich war nicht von ihrem Bette gewichen. — Ich werde Ew. königl. Hoheit Alles sagen. — Eines Abends trat ich auf die Terrasse an unserm Hause hinaus, um frische Luft zu athmen. Nach einer Viertelstunde kehrte ich über einen dunkeln Corridor zurück. In dem schwachen Scheine eines Lichtes, das aus der Thüre des Zimmers der Madame Roland herausschimmerte, sah ich Herrn Polidori mit dieser Frau heraustreten. Ich stand in dem Schatten; sie bemerkten mich nicht. Madame Roland sagte sehr leise einige Worte zu ihm, die ich nicht verstehen konnte. Der Arzt antwortete lauter: „übermorgen!" Und als Madame Roland noch immer leise zu ihm sprach, wiederholte er mit seltsamer Betonung: „übermorgen, sage ich Ihnen, übermorgen."

„Was bedeuteten diese Worte?"

„Was sie bedeuteten? Mittwoch Abends sagte Herr Polidori: „übermorgen" — Am Freitage starb meine Mutter —"

„Das ist entsetzlich."

„Als ich meine Gedanken sammeln und mich erinnern konnte, fiel mir das Wort: „übermorgen" wieder ein, das den Zeitpunkt des Todes meiner Mutter verkündiget zu haben schien; ich glaubte, Polidori habe, durch seine Wissenschaft auf die kurze Zeit aufmerksam gemacht, welche meine Mutter noch leben könnte, Madame Roland davon benachrichtiget, — Madame Roland, die so

viele Gründe hatte, über diesen Tod sich zu freuen. — Blos deshalb verabscheuete ich diesen Mann und dieses Weib; aber nie würde ich zu muthmaßen gewagt haben, — nein, nein, — noch jetzt kann ich an ein solches Verbrechen nicht glauben —"

„Polidori hat Ihre Frau Mutter allein behandelt?"

„An dem Tage vor ihrem Tode hatte dieser Mann einen andern Arzt mitgebracht. — Nach dem, was mir später mein Vater sagte, hatte dieser Arzt meine Mutter in einem sehr gefährlichen Zustande gefunden. Als das Unglück geschehen war, brachte man mich zu einer Verwandten, die meine Mutter innig geliebt hatte. Sie vergaß die Rücksichten, die meine Jugend verlangte, und sagte mir ohne Umstände, wie viele Gründe ich hätte, Madame Roland zu hassen. Sie klärte mich auf über die ehrgeizigen Hoffnungen, welche dieses Weib schon damals hegte —

„Diese Enthüllung erschreckte mich und ich sah endlich ein, was meine Mutter hatte leiden müssen. Als ich meinen Vater wiedersah, brach mein Herz; er kam, um mich nach der Normandie abzuholen, wo wir die erste Zeit der Trauer verbringen wollten. Unterwegs weinte er viel und sagte, nur ich könnte ihm diesen schweren Schlag des Schicksals ertragen helfen. — Ich antwortete aus vollem Herzen, daß ich wohl fühle, wie mir nach dem Verluste der verehrten Mutter auf der Welt nur er, der Vater, geblieben sei. — Nach einigen Worten über die Verlegenheit, in der er sich befinde, wenn er genöthiget sei, mich allein zu lassen, was bei seinen Geschäften nicht immer zu vermeiden sein dürfte, theilte er mir mit einemmale mit als etwas, das ganz natürlich sei und sich gleichsam von selbst verstehe, Madame Roland habe zum Glück für ihn und für mich eingewilliget, das Hauswesen zu führen und mir Führerin und Freundin zu sein.

„Das Staunen, der Schmerz, der Unwille machten mich stumm; ich weinte schweigend; mein Vater fragte mich über die Ursache meiner Thränen und ich antwortete, wahrscheinlich mit zu großer Bitterkeit, ich würde nie in einem Hause mit Madame Roland zusammenwohnen, denn ich verachte die Frau eben so sehr als ich sie wegen des Kummers hasse, den sie meiner Mutter verursacht. Er blieb ruhig, bekämpfte meine Kinderei, wie er

sich ausdrückte, und sagte sodann kalt, sein Entschluß stehe unerschütterlich fest und ich müßte mich in denselben fügen.

„Ich bat ihn, mir zu erlauben, mich in das Kloster vom heiligen Herzen zu begeben, wo ich einige Freundinnen hatte und wo ich bleiben wollte, bis er es für passend hielt, mich zu verheirathen. Er entgegnete darauf, die Zeit sei vorbei, in der man mich an dem Sprachgitter eines Klosters verheirathe; mein eifriges Bestreben, ihn zu verlassen, würde ihm sehr wehthun, wenn er nicht in meinen Worten eine zu entschuldigende Aufregung sähe, die freilich nicht sehr verständig sei, sich aber nothwendiger Weise beruhigen würde; dann küßte er mich auf die Stirn und nannte mich einen kleinen Eigensinn.

„Ich mußte mich wirklich fügen. Denken Sie sich meinen Schmerz, jeden Tag mit einer Frau zusammensein zu müssen, der ich fast den Tod meiner Mutter Schuld gab. — Ich sah die unangenehmsten Auftritte zwischen meinem Vater und mir voraus, da mich nichts hindern konnte, meine Abneigung gegen Madame Roland zu erkennen zu geben. — Es war mir, als räche ich auf diese Weise meine Mutter, während ich das geringste Wort der Liebe gegen diese Frau für eine Sünde an dem Gedächtnisse meiner Mutter gehalten haben würde."

— „Wie peinlich muß dieses Leben für Sie gewesen sein! wie wenig ahnete ich, daß Sie schon so viel gelitten, als ich das Vergnügen hatte, Sie öfterer zu sehen. Kein Wort von Ihnen deutete mir dies an."

— „Weil ich damals keine unverzeihliche Schwäche vor Ihnen zu entschuldigen hatte. — Ich spreche so ausführlich über jene Zeit meines Lebens, weil ich Ihnen andeuten möchte, in welcher Lage ich mich befand, als ich mich verheirathete, und warum ich, trotz einer Andeutung, die mich hätte aufklären sollen, meine Hand dem Herrn von Harville gab."

„Als wir in Aubiers, wie die Besitzung meines Vaters heißt, angekommen, war Madame Roland die erste Person, die uns entgegentrat. Sie hatte sich am Todestage meiner Mutter hieher begeben. Trotz ihrer demüthigen und süßlich-freundlichen Miene, ließ sie bereits eine schlecht verhüllte triumphirende Freude durchblicken. Nie werde ich den zugleich ironischen und boshaften Blick vergessen, den sie mir bei unserer Ankunft zuwarf; sie schien mir sagen zu wollen: „ich bin hier in meinem Hause und Sie

sind die Fremde.“ Noch ein neuer Schmerz war mir vorbehalten, denn aus unverzeihlicher Tactlosigkeit oder aus schamloser Frechheit bewohnte dieses Weib das Zimmer meiner Mutter. Ich klagte in meiner Entrüstung über diese Unschicklichkeit gegen meinen Vater; er aber antwortete streng, das dürfe mich um so weniger Wunder nehmen, da ich mich gewöhnen müsse, Madame Roland für meine zweite Mutter anzusehen und als solche zu achten. Ich entgegnete ihm, dies heiße diesen heiligen Namen entweihen, und versäumte zu seinem großen Verdrusse keine Gelegenheit, meinen Widerwillen gegen Madame Roland laut werden zu lassen; er gerieth darüber mehrmals in Zorn und schalt mich im Beisein dieser Frau hart aus. Er warf mir meine Undankbarkeit und meine Kälte gegen den tröstenden Engel vor, den die Vorsehung uns gesandt habe. „Ich bitte Sie, Vater, sprechen Sie nur in Ihrem Namen,“ antwortete ich ihm einst. Er behandelte mich darauf grausam. Madame Roland verwendete sich mit tiefer Heuchelei für mich. „Haben Sie Nachsicht mit Clemence,“ sagte sie mit ihrer süßlichen Stimme; „der Kummer über den Verlust der trefflichen Frau, die wir beweinen, ist so natürlich, so lobenswerth, daß man Rücksicht auf ihren Schmerz nehmen muß.“

„Nun,“ entgegnete mein Vater, indem er voll Bewunderung auf Madame Roland deutete; „da hörst Du! Sie ist so gutherzig, so edelsinnig! Du solltest ihr in die Arme sinken, — das sollte Deine Antwort sein.“ — „Das ist nicht nöthig, Vater; Madame haßt mich und — ich hasse sie.“ — „Ach, Clemence, — Sie thun mir sehr weh, — aber ich verzeihe Ihnen,“ setzte Madame Roland hinzu, indem sie die Augen zum Himmel aufschlug. „Meine edle Freundin!“ rief dagegen mein Vater mit bewegter Stimme aus, „beruhigen Sie sich, ich beschwöre Sie; aus Rücksicht auf mich üben Sie Mitleid mit einer Thörin, die zu beklagen ist, weil sie Sie verkennt.“ Dann warf er mir zornige Blicke zu und rief aus: „zittere, wenn Du noch ferner wagst, die schönste Seele in der Welt zu kränken; augenblicklich bitte ihr ab.“ — „Meine Mutter sieht und hört mich, — sie würde mir diese Feigheit nicht verzeihen,“ sagte ich zu meinem Vater, ging fort und überließ es ihm, Madame Roland zu trösten und deren Crocodilsthränen zu trocknen. Verzeihen Sie mir, Hoheit, daß ich so lange bei diesen Kleinigkeiten verweile, aber nur sie

können eine Vorstellung von dem Leben geben, das ich damals führte."

„Es ist mir, als wohnte ich diesen so traurigen und so menschlich wahren häuslichen Scenen bei. — In wie vielen Familien mögen sie sich schon wiederholt haben und wie oft werden sie sich noch erneuen! Nichts ist gemeiner, aber auch geschickter als das Benehmen der Madame Roland; diese einfachen Mittel in der Perfidie machen sie so manchem mittelmäßigen Verstande möglich. Und übrigens war die Frau nicht blos klug, Ihr Herr Vater war auch schwach, verblendet. Als was stellte er Madame Roland in der Nachbarschaft vor?"

„Als meine Erzieherin und seine Freundin, — und so behandelte man sie."

„Ich brauche nicht zu fragen, ob er noch immer so eingezogen lebte?"

„Mit Ausnahme einiger weniger Besuche, die wegen der Nachbarschaft oder wegen Geschäftsverhältnissen nicht zu vermeiden waren, sahen wir fast Niemanden; mein Vater, der durch seine Liebe völlig beherrscht war und ohne Zweifel dem Andringen der Madame Roland nachgab, legte nach kaum drei Monaten die Trauer um meine Mutter ab, unter dem Vorwande, daß er — im Herzen trauere. Seine Kälte gegen mich steigerte sich mehr und mehr und seine Gleichgiltigkeit ging so weit, daß er mir eine für ein Mädchen von meinem Alter ganz unglaubliche Freiheit gestattete. Ich sah ihn beim Frühstücke; dann begab er sich in sein Zimmer mit Madame Roland, die ihm seine Geschäftscorrespondenz führte, darauf fuhr oder ging er aus mit ihr und kam erst eine Stunde vor dem Diner zurück. Madame Roland machte dann eine sehr hübsche Toilette und mein Vater kleidete sich ebenfalls mit einer in seinem Alter seltsamen Zierlichkeit; nach Tische empfing er bisweilen Personen, die er nicht abweisen konnte; bis zehn Uhr spielte er Dame mit Madame Roland, — dann bot er ihr den Arm, um sie in das Zimmer meiner Mutter zu führen, küßte ihr ehrerbietig die Hand und begab sich zur Ruhe. Ich konnte vollkommen frei über meine Zeit verfügen, in Begleitung eines Reitknechtes spazieren reiten oder lange Spaziergänge in dem Walde an dem Schlosse machen. Bisweilen, wenn mich die Trauer überwältigte, erschien ich nicht

bei dem Frühstücke und mein Vater fragte dann auch nicht nach mir —"

„Wie sehr vergaß er sich!"

„Da ich mehrmals in dem Walde, in welchen ich gewöhnlich spazieren ritt, einem unserer Nachbarn begegnete, so gab ich diese Spazierritte auf und verließ den Park nicht mehr."

„Wie benahm sich die Frau gegen Sie, wenn Sie mit ihr allein waren?"

„Sie vermied es ebenso wie ich, mit mir allein zu sein. Ein einziges Mal sagte sie in Bezug auf einige harte Worte, die ich am Tage vorher an sie gerichtet hatte: „sehen Sie sich vor; Sie wollen mit mir kämpfen, Sie werden aber unterliegen." — „Wie meine Mutter?" entgegnete ich; „es ist Schade, Madame, daß Herr Polidori nicht da ist, um Ihnen die Versicherung geben zu können, es werde „übermorgen" geschehen." Diese Worte machten einen tiefen Eindruck auf Madame Roland, den sie jedoch bald bekämpfte. Jetzt, da ich durch Ew. königl. Hoheit weiß, wer und was dieser Polidori, wessen er fähig ist, könnte der Schrecken, den Madame Roland zeigte, als ich sie an diese räthselhaften Worte erinnerte, vielleicht als Bestätigung eines schrecklichen Verdachtes dienen. Aber nein, nein, ich will nicht daran glauben; ich würde mich bei dem Gedanken zu sehr ängstigen, daß jetzt mein Vater fast ganz in den Händen meiner Stiefmutter ist."

„Und was antwortete sie, als Sie an diese Worte Polidori's erinnert hatten?"

„Zuerst erröthete sie, dann überwand sie ihren Schreck und fragte kalt, was ich mit diesen Worten meine. „Fragen Sie sich selbst, wenn Sie allein sind, und Sie werden sich Antwort darauf geben." Kurze Zeit darauf ereignete sich ein Auftritt, der gleichsam mein Schicksal entschied. Unter einer großen Anzahl von Familiengemälden in einem Saale, in welchem wir uns Abends versammelten, befand sich auch das Portrait meiner Mutter. Eines Tages vermißte ich es. Zwei unserer Nachbarn hatten bei uns gespeist und der Eine, Herr Dorval, Notar, hatte immer die höchste Achtung gegen meine Mutter geäußert. Als ich in den Saal trat, sagte ich zu meinem Vater: „wo ist das Portrait meiner Mutter?" — „Der Anblick dieses Portraits regte meinen Schmerz zu sehr auf," antwortete er mir verlegen, indem er

mich durch einen Blick auf die fremden Zeugen dieses Gesprächs aufmerksam machte. „Und wo befindet sich dieses Portrait jetzt, Vater?“ Er wendete sich an Madame Roland und fragte sie mit einem Blicke der Ungeduld: „wohin hat man das Portrait gebracht?“ — „In die Rumpelkammer,“ antwortete sie, diesmal mit einem herausfordernden Blicke, da sie wohl glaubte, die Anwesenheit Fremder würde mich hindern, ihr zu antworten. „Ich begreife, Madame,“ entgegnete ich kalt, „daß der Blick meiner Mutter Ihnen lästig sein mußte; aber dies ist kein Grund, das Portrait einer Frau, die Sie, als Sie arm waren, mitleidig in dieses Haus aufnahm, in die Rumpelkammer zu verweisen.“

„Sehr gut,“ fiel Rudolph ein. „Diese eiskalte Verachtung war vernichtend.“

„Mademoiselle!“ rief mein Vater.

„Sie werden gewiß gestehen,“ unterbrach ich ihn, „daß eine Person, welche auf diese Weise sich an dem Andenken an eine Frau vergeht, die ihr Almosen gab, nur Verachtung und Abscheu verdient.“

Mein Vater stand einen Augenblick ganz verlegen da; Madame Roland wurde vor Scham und Aerger purpurroth; die Nachbarn schlugen die Augen nieder und schwiegen. „Mademoiselle!“ begann sodann mein Vater, „Du vergißt, daß Madame Deine Erziehung geleitet hat und noch immer mit mütterlicher Sorgfalt leitet; Du vergißt, daß ich die höchste Achtung für sie fühle. — Da Du Dir einen so unziemlichen Ausfall gegen sie in Anwesenheit dieser Herrn erlaubst, so will ich Dir sagen, daß die undankbar sind, welche die liebevollste Sorgfalt vergessen und einer Person, die Theilnahme und Achtung verdient, ihr edles Unglück vorzuwerfen wagen.“ — „Ich werde mir nicht erlauben, diese Sache mit Ihnen, lieber Vater, zu erörtern,“ sagte ich mit unterwürfiger Stimme. — „Vielleicht bin ich glücklicher, Mademoiselle,“ fiel Madame Roland ein, die sich diesmal durch den Zorn über die Grenzen ihrer gewöhnlichen Klugheit hinausreißen ließ. „Vielleicht haben Sie die Gewogenheit,“ fuhr sie fort, „wenn auch nicht die Sache zu erörtern, aber doch zu gestehen, daß ich, weit entfernt, Ihrer Mutter Dank schuldig zu sein, mich vielmehr über die Abneigung zu beklagen habe, die sie stets gegen mich äußerte, denn ich habe ganz gegen ihren Willen . . .“ — „Ach, Madame,“ unterbrach ich sie, „ersparen Sie uns diese

schmachvollen Geständnisse; ich müßte bedauern, Sie zu so demüthigenden Eröffnungen veranlaßt zu haben ..." — „Wie, Mademoiselle," rief sie fast außer sich vor Zorn aus, „Sie wagen zu sagen ..." — „Ich sage, Madame," unterbrach ich sie nochmals, „ich sage, meine Mutter erlaubte Ihnen, in ihrem Hause zu leben, statt Sie aus demselben weisen zu lassen, wozu sie ein Recht hatte. Sie mußte Ihnen durch Verachtung beweisen, daß Sie von ihr nur gezwungen geduldet wurden —"

„Immer besser!" rief Rudolph aus; „das war eine vollkommene Vernichtung. Und die Frau?"

„Madame Roland beendigte diese Unterredung durch ein sehr gewöhnliches und sehr bequemes Mittel; sie rief aus: „ach Gott!" und wurde ohnmächtig. In Folge dieses Vorfalles verließen die beiden Zeugen dieses Auftrittes das Zimmer, um, wie sie sagten, Hilfe zu holen; ich folgte ihrem Beispiele, während mein Vater sich zärtlich besorgt um Madame Roland bemühete."

Wie zornig mußte Ihr Vater sein, als sie ihn darauf wiedersahen!"

„Er kam am nächsten Morgen zu mir und sagte: Damit Auftritte wie der gestrige sich nicht von neuem wiederholen, so erkläre ich Dir, daß ich nach Ablauf unserer Trauerzeit Madame Roland heirathen werde. Du wirst sie also von nun an mit der Achtung und der Rücksicht behandeln, die — meine Frau verdient ... Aus besondern Gründen mußt Du Dich vor mir verheirathen; das Vermögen Deiner Mutter beträgt mehr als eine Million; es ist dies Deine Mitgift. Von heute an werde ich eifrig besorgt sein, Dir eine passende Verbindung zu sichern, da mir bereits einige Anträge gemacht worden sind; die Ausdauer, mit welcher Du meinen Bitten zum Trotz eine Person angreifst, die mir so theuer ist, läßt mich Deine Liebe zu mir selbst ermessen. Madame Roland verachtet diese Ausfälle gegen sie, ich aber werde nicht zugeben, daß solche Unziemlichkeiten sich in meinem Hause in Gegenwart von Fremden wiederholen. Du wirst von nun an nur in den Salon kommen oder da bleiben, wann ich und Madame Roland allein da sind.

„Nach dieser letzten Besprechung lebte ich noch einsamer. Ich sah meinen Vater nur bei Tische und dann wurde wenig oder gar nichts gesprochen. Mein Leben war ein so trauriges, daß ich mit Ungeduld den Augenblick erwartete, in welchem mir mein Vater

irgend eine Heirath vorschlagen würde, um sie anzunehmen. Madame Roland, die es aufgegeben hatte, übel von meiner Mutter zu sprechen, rächte sich auf eine andere Weise; um mich zu ärgern, gebrauchte und benutzte sie tausenderlei Dinge, die meiner Mutter angehört hatten, ihren Sessel, ihren Stickrahmen, die Bücher aus ihrer Bibliothek, selbst einen Schirm, den ich für sie gestickt hatte und an dem man ihren Namenszug sah. Das Weib entweihete Alles —"

„Ich begreife, wie schmerzlich Ihnen diese Entweihung gewesen sein muß."

„Und dann macht die Einsamkeit den Aerger noch um Vieles schmerzlicher."

„Und Sie hatten Niemanden, Niemanden, dem Sie sich anvertrauen konnten?"

„Niemanden. — Ich erhielt indeß einen Beweis von Theilnahme, der mich rührte, und der mich über meine Zukunft hätte aufklären sollen. Einer der beiden Zeugen jenes Auftrittes, bei dem ich Madame Roland so hart behandelt hatte, war Herr Dorval, ein alter redlicher Notar, dem meine Mutter einige Gefälligkeiten erwiesen, indem sie sich für eine seiner Nichten interessirt hatte. Dem Verbote meines Vaters zufolge begab ich mich nie in den Salon, wann Fremde da waren, ich hatte also Herrn Dorval nicht wieder gesehen. Eines Tages kam er zu meiner großen Verwunderung mit geheimnißvoller Miene in einem Gange des Parkes zu mir, wo ich gewöhnlich spazieren ging. — „Mein Fräulein," sagte er zu mir, „ich fürchte von dem Herrn Grafen überrascht zu werden; lesen Sie diesen Brief und verbrennen Sie ihn sodann; es handelt sich um etwas für Sie sehr Wichtiges." Dann entfernte er sich wieder.

„In dem Briefe sagte er mir, man wolle mich mit dem Marquis von Harville verheirathen; die Partie scheine in jeder Rücksicht passend zu sein, man bürge mir für die guten Eigenschaften des Herrn von Harville; er sei jung, sehr reich, gebildet und ziemlich hübsch, und doch hätten die Familien der beiden jungen Mädchen, denen er seine Hand nach einander angetragen, nach einiger Zeit plötzlich mit ihm gebrochen. Den Grund dieses Bruches konnte der Notar nicht angeben, aber er hielt es, wie er sagte, für seine Pflicht, mich darauf aufmerksam zu machen, wenn er auch nicht annehmen möge, die Ursache dieses Bruches könne

nachtheilig für den Herrn von Harville sein. Die beiden Mädchen, um die es sich handelte, waren die Tochter des Herrn von Beauregard, Pairs von Frankreichs, und die des Lords Boltrop. Herr Dorval machte mir diese Mittheilung, weil mein Vater, der meine Verheirathung sehr zu beschleunigen wünsche, keine große Wichtigkeit auf die Umstände zu legen scheine, die er mir eben mitgetheilt."

XIII.

Fortsetzung der Erzählung.

„Ja," sagte Rudolph nach kurzem Nachdenken, „ich erinnere mich jetzt, daß Ihr Gemahl in einer Zeit von einem Jahre zwei Mal von seinen Heirathsplänen erzählte, die sich plötzlich wieder zerschlagen hätten, wegen Geldangelegenheiten, wie er mir schrieb.

Die Frau von Harville lächelte bitter und antwortete:

„Sie werden sogleich die Wahrheit erfahren. — Ich war, nachdem ich den Brief des alten Notars gelesen hatte, eben so neugierig als ängstlich. Wer war der Herr von Harville? Mein Vater hatte ihn nie erwähnt. Ich suchte mich vergebens seines Namens zu erinnern. Bald reisete zu meiner großen Verwunderung Madame Roland nach Paris ab. Ihre Abwesenheit sollte höchstens acht Tage dauern und doch äußerte mein Vater tiefen Schmerz über diese kurze Trennung. Er wurde immer reizbarer und kälter gegen mich. Eines Tages entschlüpfte ihm sogar die Antwort, als ich ihn fragte, wie er sich befinde: „nicht wohl, und Deinetwegen." — „Meinetwegen, Vater?" — „Ja, gewiß; Du weißt, wie sehr ich an die Gesellschaft der Madame Roland gewöhnt bin und diese bewundernswürdige Frau, die Du so schwer gekränkt hast, macht blos Deinetwegen die Reise, welche sie fern von mir hält." Dieser Beweis von „Theilnahme" von Seiten der Madame Roland erschreckte mich; ich ahnete, daß es sich um

meine Verheirathung handele. Denken sich Ew. königl. Hoheit selbst die Freude meines Vaters bei der Rückkehr meiner zukünftigen Stiefmutter. Den Tag darauf beschied er mich in sein Zimmer; er war allein mit ihr. „Ich habe," begann er, „schon lange mich mit Deiner Versorgung beschäftiget. In einem Monate geht Deine Trauerzeit zu Ende. Morgen wird der Herr Marquis von Harville hier ankommen, ein junger ausgezeichneter, sehr reicher Mann, der wohl im Stande sein wird, Dein Glück zu sichern. Er hat Dich in Gesellschaft gesehen; er wünscht diese Verbindung lebhaft; alle Angelegenheiten sind bereits geordnet und es wird also nur von Dir abhängen, noch vor sechs Wochen verheirathet zu sein. Wenn Du dagegen aus einer Laune, die ich nicht erwarten will, diese fast unverhoffte Partie ausschlagen solltest, so werde ich mich dennoch nach meiner Absicht verheirathen, sobald meine Trauerzeit abgelaufen ist. In dem letztern Falle muß ich Dir erklären, daß mir Deine Anwesenheit in meinem Hause nur dann angenehm sein würde, wenn Du mir versprächst, meiner Frau die Liebe und Achtung zu erzeigen, welche sie verdient." — „Ich verstehe, lieber Vater. Wenn ich nicht heirathe, heirathen Sie und dann wird es weder für Sie noch für — Madame unpassend sein, wenn ich mich in das Kloster zurückziehe." — „Keineswegs," antwortete er kalt."

„Das ist mehr als Schwachheit, das ist Grausamkeit!" fiel Rudolph ein.

„Wissen Sie, was mich immer gehindert hat, meinem Vater deshalb zu zürnen? Eine Ahnung sagte mir, er würde eines Tages schwer für die verblendete Liebe zu Madame Roland büßen müssen . . . Gott sei Dank, diese Zeit ist noch nicht eingetreten."

„Sagten Sie ihm nichts von dem, was Sie durch den alten Notar erfahren hatten, daß zwei Mal eine beabsichtigte Verheirathung Harville's plötzlich abgebrochen worden sei?"

„Allerdings. — Noch denselben Tag ersuchte ich meinen Vater um eine Besprechung unter vier Augen. „Ich habe kein Geheimniß vor Madame Roland; Du kannst in ihrer Gegenwart sprechen," antwortete er mir. Ich schwieg und er fuhr ernst und streng fort: „noch einmal, ich habe kein Geheimniß vor Madame Roland. Sprich es also aus, was Du sagen willst." — „Wenn Sie mir erlauben, lieber Vater, werde ich warten, bis Sie al-

lein sind.“ Madame Roland stand auf und ging hinaus. „Nun ist Dir Dein Wunsch befriediget —,“ sagte er. „So rede.“ — „Ich habe keine Abneigung gegen die Verbindung, welche Sie mir antragen, lieber Vater, aber ich erfuhr, der Herr von Harville sei schon zwei Mal auf dem Punkte gewesen, sich zu verheirathen . . .“ — „Schon gut, schon gut,“ unterbrach er mich; „ich weiß, was das heißen soll. Diese Verbindungen wurden in Folge von Erörterungen über Geldangelegenheiten abgebrochen, bei denen das Zartgefühl des Herrn von Harville durchaus tadellos geblieben ist. Wenn Du keinen andern Einwurf hast als diesen, so kannst Du Dich bereits für verheirathet ansehen, für glücklich verheirathet, denn ich wünsche nur Dein Glück.“

„Ohne Zweifel war Madame Roland über diese Heirath entzückt?“

„Entzückt? Ja,“ entgegnete Clemence mit Bitterkeit, — „sehr entzückt, denn diese Heirath war ihr Werk. — Sie hatte meinen Vater zuerst darauf aufmerksam gemacht. Sie kannte die eigentliche Ursache, aus welcher die beiden ersten Heirathsversuche Harville's gescheitert waren, und deshalb lag ihr gerade so viel daran, mich zur Frau des Marquis zu machen.“

„Zu welchem Zwecke?“

„Sie wollte sich an mir rächen, indem sie mir ein entsetzliches Schicksal bereitete —“

„Aber, Ihr Vater —“

„War durch Madame Roland getäuscht und glaubte, die Heirathspläne des Herrn von Harville seien wirklich an Vermögensrücksichten gescheitert.“

„Welches entsetzliche Complott! — Aber die geheimnißvolle, räthselhafte Ursache?“

„Ich werde Ihnen dieselbe sogleich mittheilen. — Herr von Harville kam bei uns an; sein Benehmen, sein Geist, sein Gesicht gefielen mir; er hatte etwas Gutmüthiges in seinen Zügen; sein Charakter war mild, seine Stimmung etwas melancholisch. Ich bemerkte in ihm einen Contrast, der mich in Erstaunen setzte und mir doch angenehm war; sein Geist war sehr gebildet, sein Vermögen höchst bedeutend, seine Familie gehörte zu den ausgezeichnetsten und doch lag in seinen gewöhnlich energischen und entschlossenen Zügen eine gewisse fast furchtsame Schüchternheit, Niedergeschlagenheit und ein gewisses Mißtrauen gegen sich selbst, das

mich sehr rührte. Mit Vergnügen bemerkte ich auch, daß er sehr gütig und freundlich gegen einen sehr alten Diener war, der ihn erzogen hatte und der ihn ganz allein bediente. Einige Zeit nach seiner Ankunft blieb Herr von Harville zwei ganze Tage in seinem Zimmer; mein Vater wollte ihm einen Besuch machen, aber der alte Diener wies ihn ab, indem er sagte, sein Herr werde von so heftigen Kopfschmerzen geplagt, daß er durchaus Niemanden bei sich sehen könne. Als Harville wieder erschien, fand ich ihn sehr blaß, sehr verändert. — Später verrieth er immer eine gewisse fast unwillige Ungeduld, wenn man mit ihm von diesem flüchtigen Unwohlsein sprach. — Je mehr ich den Herrn von Harville kennen lernte, um so liebenswürdigere Eigenschaften entdeckte ich an ihm. — Er hatte so viele Gründe, glücklich zu sein, daß ich ihm seine Bescheidenheit im Glücke hoch anrechnete. Nachdem die Zeit unserer Verbindung festgesetzt war, kam er stets auch meinen geringsten Wünschen in meinen Plänen für die Zukunft entgegen. Fragte ich ihn bisweilen über die Ursache seiner Melancholie, so sprach er von seiner Mutter und von seinem Vater, die hocherfreut und stolz gewesen sein würden, ihn nach seinem Herzen und nach seinem Geschmack verheirathet zu sehen ... Herr von Harville errieth die Verhältnisse, in welchen ich bis dahin mit Madame Roland und meinem Vater gelebt hatte, obgleich der letztere, erfreut über meine Heirath, weil sie die seinige beschleunigte, wieder sehr zärtlich gegen mich geworden war. — In mehrern Unterredungen gab mir Harville mit vielem Tact und großer Zurückhaltung zu verstehen, daß er mich wegen meiner frühern Leiden vielleicht nur noch mehr liebe. — Ich glaubte ihm bei dieser Gelegenheit anzeigen zu müssen, daß mein Vater sich wieder zu verheirathen gedenke, und als ich die Veränderung erwähnte, welche diese Wiederverheirathung in meinem Vermögen bewirken müßte, ließ er mich nicht ausreden, und bewies dadurch eine edle Uneigennützigkeit. Die Familien, in welche er früher heirathen wollte, müssen sehr geizig gewesen sein, dachte ich da, indem Vermögensumstände ihm gegenüber bis zum Bruche führen konnten."

„So habe ich ihn immer gekannt," sagte Rudolph, „als einen Mann von Herz und Zartgefühl, jeder Aufopferung fähig. — Aber haben Sie nie seine frühern Heirathspläne gegen ihn erwähnt?"

„Ich gestehe es, daß mir diese Frage mehrmals auf den Lippen schwebte, da ich sah, daß er so rechtlich und gut sei, aber dann fürchtete ich wieder, ihn zu kränken, und ich wagte es nicht, über einen solchen Gegenstand mit ihm zu sprechen. Je näher der Tag unserer Heirath heranrückte, um so glücklicher pries sich Harville. — Dennoch sah ich ihn zwei oder drei Mal von tiefer Trauer niedergedrückt; eines Tages zumal sah er mich mit einer Thräne im Auge an; es schien ihm etwas schwer auf dem Herzen zu liegen; es war, als wollte er mir ein wichtiges Geheimniß anvertrauen, könnte aber den Muth dazu nicht finden. Ich dachte wieder an seine beiden frühern Heirathsversuche und gestehe, daß ich besorgt und ängstlich wurde. Eine geheime Ahnung sagte mir, es handele sich vielleicht um das Unglück meines ganzen Lebens, aber bei meinem Vater befand ich mich so übel, daß ich meine Besorgniß überwand —"

„Und Herr von Harville vertraute Ihnen nichts an?"

„Nichts. — Als ich ihn um die Ursache seiner Traurigkeit fragte, antwortete er mir: „Verzeihen Sie mir, aber ich habe das traurige Glück —" Diese Worte, die er mit rührender Stimme sprach, beruhigten mich ein wenig. — Und dann —, wie konnte ich gerade in dem Augenblicke, da seine Augen voll Thränen standen, ein beleidigendes Mißtrauen wegen der Vergangenheit gegen ihn äußern?

„Die Trauzeugen des Herrn von Harville, der Herzog von Lucenay und der Herr von St. Remy, kamen einige Tage vor meiner Verheirathung an. Nur meine nächsten Verwandten wurden eingeladen. Wir sollten gleich nach der Trauung nach Paris abreisen. — Ich fühlte keine Liebe zu Harville, aber er besaß meine Theilnahme und sein Charakter flößte mir Achtung ein. — Ohne die Ereignisse, welche später folgten, würde mich ohne Zweifel ein zärtlicheres Gefühl für immer an ihn gefesselt haben. Wir wurden vermählt —"

Bei diesen Worten erbleichte die Frau von Harville leicht und ihr Vorsatz schien zu wanken; doch fuhr sie nach einiger Zeit fort:

„Gleich nach der Trauung schloß mich mein Vater in seine Arme, auch Madame Roland küßte mich und ich konnte mich im Beisein so vieler Personen dieser neuen Heuchelei nicht entziehen; sie drückte mir die Hand mit ihrer dürren weißen Hand, daß sie

mir schmerzte, und sagte mir mit heuchlerisch freundlicher Stimme die Worte, welche ich nie vergessen werde, in das Ohr: „Denken Sie in Ihrem Glücke bisweilen an mich, denn ich habe Ihre Heirath geschlossen.“ Ach, ich war so weit entfernt, den wahren Sinn ihrer Worte zu errathen. — Die Trauung hatte um elf Uhr stattgefunden; gleich darauf setzten wir uns in den Wagen und wir fuhren so schnell, daß wir vor zehn Uhr Abends in Paris sein mußten.

„Ich würde mich über das Schweigen und die Traurigkeit des Herrn von Harville gewundert haben, wenn ich nicht gewußt hätte, daß er, wie er sich ausdrückte, stets im Glücke traurig sei. Ich selbst war schmerzlich bewegt, denn ich kehrte zum ersten Male nach dem Tode meiner Mutter nach Paris zurück, und ob ich gleich keine Gründe hatte, mich in das Vaterhaus zurück zu sehnen, so war ich dort doch zu Hause und vertauschte es jetzt mit einem andern Hause, in welchem mir Alles neu und unbekannt sein mußte, wo ich allein mit meinem Gatten ankam, den ich kaum seit sechs Wochen kannte und der noch kein Wort gesagt hatte, das nicht steif und förmlich gewesen wäre. Vielleicht achtet man nicht genug auf die Angst, welche wir bei der plötzlichen Aenderung in dem Tone und dem Benehmen fühlen, die sich selbst die gebildetsten Männer zu Schulden kommen lassen, sobald wir ihnen angehören. Man bedenkt nicht, daß die junge Frau unmöglich in wenigen Stunden die Schüchternheit und Aengstlichkeit des Mädchens vergessen kann.“

„Ich habe stets nichts Roheres gekannt, als die Sitte, eine junge Frau wie eine Beute fortzuführen, während die Ehe nur die Weihe des Rechtes sein sollte, alle Mittel der Liebe, alle Reize der leidenschaftlichen Zärtlichkeit aufzubieten und anzuwenden, um sich Liebe zu erwerben.“

„Sie werden sich demnach die Angst und Unruhe denken können, mit der ich nach Paris, in jene Stadt zurückkam, wo meine Mutter vor kaum einem Jahre gestorben war. Wir langten in dem Hause Harville's an —“

Die Verlegenheit der Frau von Harville verdoppelte sich, ihre Wangen bedeckten sich mit brennender Röthe und sie setzte mit schmerzlich bewegter Stimme hinzu:

„Doch — Sie müssen Alles wissen, sonst — würde ich Ihnen zu verächtlich erscheinen. Nun,“ fuhr sie mit verzweiflungs-

voller Entschlossenheit fort, — „man führte mich in die Zimmer, die mir bestimmt waren, — man ließ mich allein, — dann kam Harville zu mir. Ich starb fast vor Angst und Furcht trotz seinen Liebesbetheuerungen; vor Schluchzen konnte ich nicht sprechen; — ich gehörte ihm an, — und ich mußte mich fügen. Aber bald faßte mein Gemahl mich an dem Arme, als wolle er ihn zerdrücken, während er einen entsetzlichen Schrei ausstieß; vergebens versuchte ich mich aus dieser eisernen Umarmung loszumachen und ihn um Gnade zu bitten, — er hörte mich nicht mehr, sein Gesicht wurde durch gräßliche Zuckungen verzerrt, seine Augen rollten zum Entsetzen schnell in ihren Höhlen und vor dem Munde stand ihm blutiger Schaum. — Seine Hand hielt mich noch immer fest, — ich machte eine verzweifelte Anstrengung, mich zu befreien, — seine steifen Finger ließen mich endlich los und ich wurde ohnmächtig, während Harville im Paroxysmus dieses gräßlichen Anfalles zuckte. — Das war meine Brautnacht, — das war die Rache der Madame Roland!"

„Unglückliche Frau!" sprach Rudolph mit tiefgefühlter wehmüthiger Theilnahme; — „ich verstehe, — er ist epileptisch. Es ist entsetzlich!"

„Und das ist noch nicht Alles," setzte Clemence hinzu. — „Ach — daß diese Nacht ewig verflucht sein möge! Meine Tochter, der arme kleine Engel, hat diese gräßliche Krankheit geerbt."

„Ihre Tochter — auch? Wie! — ihre Bläße . . ., ihre Schwäche —?"

„Ist dies, ach Gott! — ist dies, und die Aerzte glauben, das Uebel sei unheilbar, — weil es angeerbt ist."

Die Frau von Harville bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen; nachdem sie dieses schreckliche Geständniß abgelegt hatte, vermochte sie kein Wort mehr zu sprechen.

Auch Rudolph schwieg.

Seine Gedanken wendeten sich mit Entsetzen von dem schrecklichen Geheimniß jener Brautnacht ab. — Er stellte sich die junge Frau vor, die schon traurig gestimmt ist durch die Rückkehr in die Stadt, in welcher ihre Mutter gestorben war, wie sie in dem unbekannten Hause ankommt und allein ist mit einem Manne, für den sie zwar ein gewisses Interesse und Achtung fühlt, aber keine Liebe, nichts von dem, was süße Unruhe erregt, nichts von

dem, was berauscht und ein Weib die keusche Angst in dem Aufflammen einer rechtmäßigen und getheilten Leidenschaft vergessen läßt. — Nein, zitternd in züchtiger Furcht kam Clemence an, traurig, kalt, mit gebrochenem Herzen, schamroth, die Augen mit Thränen gefüllt. — Sie ergiebt sich und dann sieht sie, statt Worte des Dankes, der Liebe und der Zärtlichkeit zu hören, die sie trösten für das Glück, das sie gegeben hat, zu ihren Füßen einen Mann sich wälzen, der sich krümmt und windet, der schäumt und schreit in den grauenvollen Zuckungen einer der entsetzlichsten Krankheiten, von denen der Mensch unheilbar getroffen wird.

Noch nicht genug. — Ihre Tochter, der arme kleine unschuldige Engel, hat dieses Leiden geerbt. — Diese schmerzlichen und traurigen Geständnisse erweckten in Rudolph bittere Gedanken.

So ist das Gesetz hier zu Lande, dachte er bei sich, — ein junges schönes züchtiges Mädchen, das treue und vertrauende Opfer einer schändlichen Verstellung, verbindet ihr Geschick mit dem eines Mannes, der mit einer grauenvollen Krankheit behaftet ist, einem traurigen Erbe, das er auch seinen Kindern hinterlassen muß. — Die unglückliche Frau entdeckt dieses entsetzliche Geheimniß; was kann sie thun? — nichts, nichts als dulden und weinen, nichts als sich bestreben, ihr Grauen und ihr Entsetzen zu überwinden, — nichts als ihre Tage in endloser Angst und Pein zu verbringen, — nichts als vielleicht verbrecherischen Trost außerhalb der trostlosen Existenz zu suchen, die man ihr bereitet hat.

Noch einmal, dachte Rudolph bei sich, diese seltsamen Gesetze nöthigen bisweilen zu schmachvollen Vergleichen —

In diesen Gesetzen scheinen die Thiere stets über dem Menschen zu stehen, weil man für sie sorgt, sie zu verbessern und zu veredeln sich bemüht, sie schützt und mit Bürgschaften umgiebt.

Man kaufe irgend ein Thier; zeigt sich eine früher nicht bekannte Krankheit bei ihm nach dem Kaufe, so ist dieser Kauf ungiltig. Es gilt also für etwas Unwürdiges, für ein Verbrechen an der Menschenwürde, wenn man einen Menschen zwingen wollte, ein Thier zu behalten, das bisweilen hustet oder das lahm geht; das wäre etwas Entsetzliches, ein schreckliches Verbrechen. Man bedenke nur, gezwungen zu sein, für immer, vielleicht das ganze Leben hindurch einen Maulesel behalten zu müssen, der hustet, ein Pferd, das übel riecht, einen Esel, der lahm geht! Welche

schreckliche Folgen könnte das für das Wohl der ganzen Menschheit haben! Also hier gilt kein Handel und kein Contract. Das allmächtige Gesetz löset, was gebunden war.

Aber nun handele es sich um ein Wesen, das nach dem Bilde Gottes geschaffen ist, um ein junges Mädchen, das in seinem unschuldigen Glauben an die Rechtlichkeit eines Mannes sich mit diesem verbindet und nun findet, daß sie die Gefährtin eines Epileptischen ist, eines Unglücklichen, an dem eine entsetzliche Krankheit haftet, deren moralische und körperliche Folgen gräßlich sind, eine Krankheit, die Widerwillen und Entsetzen in die Familie bringen, ein schreckliches Uebel fortpflanzen, ganze Generationen verderben kann —

Das Gesetz, das hinkenden, stinkenden und hustenden Thieren gegenüber so unerbittlich, so vorsorglich ist, nach dem kein krankes Pferd zur Fortpflanzung tauglich sein soll, dieses Gesetz wird sich wohl hüten, das Opfer einer solchen Verbindung frei zu geben. Dieses Band ist heilig und unauflöslich; wer es zerreißt, vergeht sich an Gott und an den Menschen.

Wahrhaftig, dachte Rudolph, der Mensch ist bisweilen schmählich demüthig und empörend egoistisch. Er erniedriget sich unter das Vieh, das er mit Bürgschaften umgiebt, welche er sich selbst versagt, und er weiht und verewiget seine fürchterlichsten Krankheiten, indem er sie unter die Obhut der Unveränderlichkeit göttlicher und menschlicher Gesetze stellt.

XIV.

Die Mildthätigkeit.

Rudolph tadelte innerlich den Herrn von Harville, nahm sich aber vor, ihn der Frau desselben gegenüber zu entschuldigen, ob er gleich nach den traurigen Geständnissen derselben überzeugt sein mußte, daß der Marquis ihr Herz für immer verloren habe.

Eine Gedankenreihe folgte nach der andern und so sagte Rudolph endlich zu sich selbst:

Aus Pflichtgefühl habe ich mich von einer Frau fern gehalten, die ich liebte und die vielleicht für mich bereits im Stillen eine gewisse Zuneigung fühlte. — Wegen der Leere ihres Herzens oder aus Mitleid hätte sie beinahe ihre Ehre und ihr Leben verloren um eines Tropfes willen, den sie für unglücklich hielt. Wenn ich mich um sie bemüht hätte, statt mich von ihr fern zu halten, so würde ich so schonend, so rücksichtsvoll verfahren sein, daß ihr Ruf nicht im mindesten angetastet worden wäre; ihr Gatte würde durchaus keinen Verdacht geschöpft haben, während sie jetzt fast ganz in den Händen des eiteln Karl Robert ist, der, wie ich fürchte, um so weniger verschwiegen sein wird, als er Gründe hat, es zu sein.

Und dann, — wer weiß jetzt, ob trotz den Gefahren, denen sie ausgesetzt war, das Herz der Frau von Harville immer unbeschäftiget bleibt? — Ihrem Manne kann es sich unmöglich wieder zuwenden. Welchen Gefahren, welchen Klippen ist sie ausgesetzt, die junge schöne Frau mit ihrem Herzen, das Mitleiden fühlt mit allen Schmerzen! Welche Besorgnisse, welcher Gram dagegen für Harville! Er ist verliebt in seine Frau und eifersüchtig auf sie, trotzdem daß sie den Widerwillen, das Entsetzen nicht überwinden kann, das er ihr seit der schrecklichen Brautnacht eingeflößt hat. Welches Schicksal!

Clemence stützte die Stirn auf ihre Hand, ihre Augen waren thränenfeucht, ihre Wange brannte vor Scham und sie vermied das Auge Rudolph's, so schwer war ihr die Enthüllung ihrer Leiden geworden.

„Jetzt," begann Rudolph nach einer langen Pause, „jetzt errathe ich die Ursache der Traurigkeit Harville's, die ich mir bis jetzt nicht enträthseln konnte. — Ich erkenne sein Bedauern —"

„Sein Bedauern!" entgegnete Clemence; „sagen Sie seine Reue, — wenn er dergleichen fühlt — denn nie ist ein solches Verbrechen mit so kalter Ueberlegung vollbracht worden."

„Ein Verbrechen, Frau Marquise?"

„Ist es kein Verbrechen, ein junges Mädchen, das der Ehrenhaftigkeit eines Mannes vertraut, durch unauflösliche Bande an sich zu fesseln, obgleich man mit einer Krankheit behaftet ist, welche Grauen und Entsetzen erregt? Ist es kein Verbrechen, ein unglückliches Kind sicherlich demselben Leiden zu weihen?

Wer nöthigte den Herrn von Harville, zwei Menschen zu opfern? Eine verblendete leidenschaftliche Liebe? — Nein, meine Familie, mein Vermögen, meine Person sagten ihm zu, — er wollte eine „passende Verbindung" eingehen, weil das ehelose Leben ihn ohne Zweifel langweilte —"

„Madame, — üben Sie wenigstens Mitleiden —"

„Mitleiden! — Wissen Sie, wer Mitleiden verdient? — Meine Tochter, das arme Opfer dieser Ehe! Wie viele Nächte, wie viele Tage habe ich an ihrem Bette verbracht, wie viele bittere Thränen haben ihre Schmerzen mir ausgepreßt!"

„Aber ihr Vater — erlitt dieselben Schmerzen auch unverdient."

„Ihr Vater hat sie zu einer kränklichen Kindheit, zu einer gebrandmarkten Jugend und, wenn sie am Leben bleibt, zu einem Leben voll Kummer und Einsamkeit verurtheilt, denn sie wird und kann sich nie verheirathen. Ach nein, ich liebe sie viel zu sehr, als daß ich sie dahin bringen könnte, eines Tages ihr Kind beweinen zu müssen, wie ich sie beweine. Ich habe von diesem Verrathe zu viel gelitten, als daß ich mich eines gleichen Verrathes schuldig oder mitschuldig machen sollte."

„Sie haben Recht, — Ihre Stiefmutter hat sich auf eine entsetzliche Weise gerächt. Doch Geduld! Vielleicht werden auch Sie gerächt," sagte Rudolph nach kurzem Nachdenken.

„Wie meinen dies Ew. königl. Hoheit?" fragte Clemence, verwundert über den Ton seiner Stimme.

„Ich habe fast immer — das Glück gehabt, die bösen Menschen, die ich kannte, strafen, grausam strafen zu sehen," setzte er in einem Tone hinzu, bei dem Clemence zitterte. — „Was sagte Ihr Gemahl nach der schrecklichen Brautnacht?"

„Er gestand mir mit entsetzlicher Naivetät, die Familien, mit denen er früher wegen seiner Heirath unterhandelt, hätten das Geheimniß seiner Krankheit entdeckt und deshalb mit ihm gebrochen. So hatte er dennoch, obgleich zweimal abgewiesen, — o, es ist gräßlich! — Und das nennt man in der Welt einen Mann von Ehre!"

„Sie, sonst immer so weich und gut, werden bitter und grausam."

„Ich bin grausam und bitter, weil man mich auf eine unwürdige Art hintergangen hat. Harville wußte, daß ich guther-

zig war, warum wendete er sich nicht offen an mich, warum sagte er mir nicht die Wahrheit?"

„Sie hätten ihn dann zurückgewiesen."

„Gerade dies verurtheilt Harville; sein Benehmen war ein unwürdiger Verrath, wenn er dies fürchtete."

„Aber er liebte Sie!"

„Mußte er mich seinem Egoismus opfern, wenn er mich liebte? Aber, mein Gott! ich befand mich in einer so schrecklichen Lage, ich wünschte so lebhaft das Haus meines Vaters zu verlassen, daß Harville, wenn er offen und ehrlich gesprochen, mich durch die Schilderung des Fluches, der auf ihm laste, der Abgeschiedenheit, zu der ihn sein schreckliches Leiden verdamme, vielleicht gerührt und bewegt hätte. Ja, wenn ich ihn so unglücklich und doch so redlich vor mir gesehen, würde ich vielleicht den Muth nicht gehabt haben, ihn abzuweisen, und hätte ich auf diese Weise die heilige Verpflichtung übernommen, die Folgen meiner Hingebung zu tragen, so würde ich auch muthig mein Versprechen gehalten haben, aber eine Thorheit und eine Schlechtigkeit zu gleicher Zeit war es, mein Interesse und Mitleiden dadurch erzwingen zu wollen, daß er mich vor allem an sich fesselte, dieses Interesse und dieses Mitleiden als meine Frauenpflicht zu fordern, nachdem er die Pflicht eines redlichen Mannes mit Füßen getreten hatte. — Jetzt mögen Ew. königl. Hoheit über mein Leben, über meine grausame Täuschung urtheilen! Ich glaubte an die Rechtlichkeit Harville's und wurde unwürdig betrogen. — Seine stille, sanfte Melancholie rührte mich, und diese Melancholie, die durch fromme Erinnerungen, wie er sagte, in ihm geweckt sein sollte, war nur die Ueberzeugung von der Unheilbarkeit seiner Krankheit."

„Aber der Anblick seiner Leiden hätte Ihre Theilnahme erregen müssen, selbst wenn er ein Fremder, ein Feind gewesen; Ihr Herz ist ja so edel."

„Kann ich diese Leiden beruhigen, endigen? — Wenn nur wenigstens meine Stimme gehört würde, wenn ein Blick des Dankes meinen mitleidigen Blicken antwortete! Aber nein. Ach, Ew. königl. Hoheit wissen nicht, wie grauenvoll jene Anfälle sind, in denen der Mensch in wilder Wuth um sich schlägt, nichts sieht, nichts hört, nichts fühlt, und aus diesem Wahnsinne nur heraustritt, um in eine völlige Stumpfheit zu verfallen. Wenn

meine Tochter einen solchen Anfall bekommt, kann ich nichts thun als verzweifeln; mein Herz zerreißt und ich küsse weinend die armen kleinen Arme, welche die Krämpfe starr und steif machen, die sie umbringen ... Aber sie ist meine Tochter, — meine Tochter — und wenn ich sie so leiden sehe, fluche ich ihrem Vater tausendmal mehr. Lassen die Schmerzen meines Kindes nach, so mindert sich auch mein Zorn gegen meinen Gatten; dann, ja dann beklage ich ihn, weil ich gutmüthig bin, und auf meinen Widerwillen folgt ein gewisses schmerzliches Mitleiden. — Aber habe ich mich in meinem siebenzehnten Jahre verheirathet, um nur immer abwechselnd Haß und schmerzliches Mitleiden zu fühlen? — um ein unglückliches Kind zu beweinen, das ich vielleicht nicht am Leben erhalte? Und was meine Tochter betrifft, so erlauben mir Ew. königl. Hoheit, einen Vorwurf zu erwähnen, den ich vielleicht verdiene, den Sie mir aber vielleicht nicht zu machen wagen. Sie ist so interessant, daß sie wohl allein mein Herz hätte beschäftigen sollen, denn ich liebe sie wahrhaft und innig, aber diese Liebe vermischt sich mit so vieler Bitterkeit der Gegenwart, mit so vielen Besorgnissen in der Zukunft, daß meine Zärtlichkeit für meine Tochtee sich zuletzt immer in Thränen auflöset. In ihrer Nähe bricht stets mein Herz und fühlt die qualvollste Pein, denn ich vermag ihre Leiden, die man unheilbar nennt, nicht zu enden oder zu lindern. — Um aus dieser drückenden Atmosphäre herauszukommen, träumte ich von einer Liebe, in deren Wonne ich mich flüchten, in der ich ausruhen wollte. Ach, ich wurde getäuscht, grausam getäuscht, ich gestehe es, und sinke wieder in das schmerzensvolle Dasein zurück, das mir mein Gemahl bereitet hat. War dies das Leben, das ich zu erwarten ein Recht hatte? Bin ich allein schuldig an dem Vergehen, für das mich diesen Morgen Harville mit dem Leben büßen lassen wollte? Das Vergehen ist groß, ich weiß es, um so größer, da ich mich meiner Wahl zu schämen habe. Zum Glück für mich haben Ew. königl. Hoheit die Unterredung der Gräfin Sarah mit ihrem Bruder über Herrn Karl Robert gehört und es ist mir dadurch die Scham über dieses neue Geständniß erspart. Ich hoffe aber wenigstens eben so viel Mitleiden als Tadel zu verdienen; ich hoffe, daß Sie mir in der schrecklichen Lage, in welcher ich mich befinde, mit Ihrem Rathe beistehen werden."

„Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie sehr Ihre Erzählung mich ergriffen hat; welchen Kummer, welche geheimen Schmerzen müssen Sie erduldet haben von dem Tode Ihrer Mutter an bis zur Geburt Ihrer Tochter! — Sie, die Bewunderte, allgemein Beneidete!“

„Glauben Sie mir, es ist, wenn man gewisse Schmerzen erträgt, entsetzlich, um sich her sagen zu hören: „Wie ist sie so glücklich!“

„Nicht wahr? Nichts kann qualvoller sein. Aber Sie sind nicht die Einzige, die von diesem grellen Abstande zwischen der Wirklichkeit und dem Scheine leidet.“

„Was meinen Ew. königl. Hoheit damit?“

„In den Augen Aller muß Ihr Mann noch glücklicher als Sie erscheinen, — weil er Sie besitzt. Und ist er nicht auch zu beklagen? Giebt es ein entsetzlicheres Leben als das seinige? — Er hat viel verschuldet gegen Sie, aber ist er nicht auch hart gestraft? Er liebt Sie, wie Sie geliebt zu werden verdienen, — und er weiß, daß Sie gegen ihn eine unüberwindliche Abneigung haben müssen. Er sieht in seiner leidenden, kränklichen Tochter einen fortwährenden Vorwurf. — Und dies ist noch nicht Alles; auch die Eifersucht quält ihn noch —“

„Was kann ich dabei thun? — Ihm keine Veranlassung zur Eifersucht zu geben, — wohl; gehört ihm aber mein Herz mehr an, weil es Niemandem gehört? Er weiß es, daß dies nicht der Fall ist. — Seit dem entsetzlichen Vorfalle, den ich Ihnen beschrieben habe, leben wir getrennt; aber vor den Augen der Welt nehme ich alle Rücksichten auf ihn, welche die Schicklichkeit verlangt, und ich habe, außer Ihnen, Niemandem ein Wort von diesem entsetzlichen Geheimnisse gesagt.“

„Und ich versichere, Frau Marquise, daß, wenn der Dienst, den ich Ihnen leistete, eine Belohnung verdiente, ich mich durch diesen Beweis Ihres Vertrauens für tausendfach bezahlt halte; da Sie mich aber um meinen Rath befragen und Sie mir erlauben, ganz offen zu sprechen —“

„Ich bitte Ew. königl. Hoheit darum.“

„So gestatten Sie mir die Bemerkung, daß Sie durch die Nichtanwendung einer Ihrer vortrefflichsten Eigenschaften einen großen Genuß verlieren, der nicht blos das Bedürfniß Ihres Herzens stillen, sondern Sie selbst Ihren häuslichen Kummer ver-

gessen lassen und jenes Bedürfniß von lebhaften Anregungen, ich möchte fast hinzusetzen (verzeihen Sie mir meine schlimme Meinung von den Frauen) die natürliche Vorliebe für das Geheimniß und die Intrigue befriedigen würde, welche so großen Einfluß auf die Frauen haben."

„Was wollen Ew. königl. Hoheit damit sagen?"

„Ich meine, wenn Sie sich durch Gutes-Thun unterhalten wollten, würde Ihnen nichts mehr gefallen, Sie nichts mehr interessiren."

„Die Frau von Harville sah Rudolph verwundert an.

„Sie sehen ein," fuhr er fort, „daß ich Sie nicht auffordern will, mit Gleichgiltigkeit, fast mit Verachtung reiche Almosen den Unglücklichen zu senden, die Sie nicht kennen und die oft die Wohlthaten nicht verdienen. Wenn Sie sich dagegen gleich mir damit unterhielten, von Zeit zu Zeit die Vorsehung zu spielen, so würden Sie gestehen, daß manche gute Werke bisweilen das Pikante eines Romans haben."

„Ich habe allerdings noch nie daran gedacht, die Wohlthätigkeit von der unterhaltenden Seite zu betrachten," entgegnete Clemence lächelnd.

„Es ist dies eine Entdeckung, die ich meinem Widerwillen vor allem Langweiligen verdanke, dem Widerwillen, den mir besonders meine politischen Conferenzen mit meinen Ministern eingeflößt haben. Um jedoch auf unsere unterhaltende Wohlthätigkeit zurückzukommen, so muß ich leider! gestehen, daß ich die Tugend jener uneigennützigen Personen nicht besitze, welche Andern die Sorge überlassen, ihre Almosen zu verwenden. Wenn ich blos durch einen meiner Kammerherrn jedem Bezirke von Paris einige hundert Louisd'or senden sollte, so (ich gestehe es zu meiner Schande) würde ich wenig Geschmack daran finden, während es im höchsten Grade unterhaltend ist, auf meine Weise das Wohlthun zu üben. Ich bleibe bei dem Worte „unterhaltend", weil es die Sache vollkommen ausdrückt und Alles bezeichnet, was gefällt, was einen Reiz ausübt. Wenn Sie meine Mitschuldige bei einigen solchen „finstern Intriguen" werden wollten, würden Sie sehen, ich wiederhole es, daß, ganz abgesehen von der edlen That, oft nichts merkwürdiger, anziehender, seltsamer, bisweilen sogar spaßhafter sein kann, als diese mildthätigen Abenteuer. Und dann, welche Geheimnisse sind nöthig, um seine

Wohlthat zu verbergen, welche Vorsichtsmaßregeln zu gebrauchen, um nicht erkannt zu werden! Welche gewaltigen verschiedenartigen Gefühle empfindet man bei dem Anblicke der armen guten Leute, die vor Freude weinen, wenn man erscheint! Das ist gar oft mehr werth, als das verdrießliche Gesicht eines eifersüchtigen oder untreuen Liebhabers, und das ist abwechselnd jeder. Sehen Sie, diese Empfindungen sind ungefähr dieselben, welche Sie diesen Morgen gefühlt haben, als Sie sich nach der Rue du Temple begaben. Einfach gekleidet, um nicht erkannt zu werden, würden Sie Ihr Haus mit klopfendem Herzen verlassen, ebenfalls in großer Unruhe in einen bescheidenen Fiacre steigen, den Sie völlig zumachten, um nicht gesehen zu werden, und dann, nachdem Sie rings um sich gesehen haben, ob Sie wohl bemerkt würden, verstohlen in ein Haus von ärmlichem Aussehen treten, gerade wie diesen Vormittag. — Der einzige Unterschied ist der, daß Sie heute dachten: wenn man mich erkennt, bin ich verloren; bei dem Wohlthun würden Sie denken: wenn man mich erkennt, wird man mich segnen. Da Sie aber bei Ihren Tugenden auch die Bescheidenheit besitzen, so würden Sie jede List, selbst die diabolischeste, aufbieten, um — nicht gesegnet zu werden."

„Ach, Ew. königl. Hoheit retten mich," rief die Frau von Harville tief ergriffen aus. — „Ich kann Ihnen nicht sagen, welche neue Ideen, welche tröstende Hoffnungen Ihre Worte in mir erwecken. Sie haben Recht; wenn man sein Herz und seinen Geist dadurch beschäftiget, daß man sich die Segnungen der Armen erwirbt, so kommt dies fast dem Lieben gleich, oder es ist vielmehr mehr als Lieben. — Wenn ich das Leben, das ich mir denke, mit dem vergleiche, welches mir ein schmachvoller Fehltritt bereitet haben würde, so werden die Vorwürfe, die ich mir mache, noch weit bitterer."

„Das würde mir sehr leid thun," entgegnete Rudolph lächelnd, „denn ich wünsche nichts mehr, als Sie die Vergangenheit vergessen zu lassen und Ihnen nur zu beweisen, daß das Herz auf sehr verschiedene Art sich zerstreuen kann. — Die Mittel, durch die man zum Guten oder zum Schlechten gelangt, sind oft so ziemlich dieselben, — nur der Zweck ist ein anderer. Um es kurz zu sagen: warum sollte man das Schlechte vorziehen, wenn das Gute eben so anziehend, eben so unterhaltend ist? Erlauben Sie mir einen gewöhnlichen Vergleich. Ma-

rum wählen sich viele Frauen Liebhaber, die ihren Männern bei weitem nicht gleichkommen? Weil der größte Zauber der Liebe der Reiz der verbotenen Frucht ist. Sie werden gestehen müssen, daß, wenn man dieser Liebe die Besorgnisse, die Angst, die Schwierigkeiten, das Geheimnißvolle, die Gefahren nähme, nichts oder doch nur sehr wenig übrig bleiben würde, d. h. — der Liebhaber in seiner ursprünglichen Einfachheit; es würde mit einem Worte immer mehr oder weniger das Abenteuer jenes Mannes sein, zu dem man sagte: „warum heirathen Sie aber diese Wittwe, Ihre Geliebte, nicht?“ — „Ich habe auch daran gedacht,“ antwortete er; „aber wo sollte ich dann meine Abende zubringen?“

„Das ist leider nur zu wahr,“ sagte die Frau von Harville lächelnd.

„Wenn ich nun ein Mittel fände, Ihnen diese Besorgnisse, diese Angst, diese Unruhe zu verschaffen, welche ein Reiz für Sie sind; wenn ich Ihre natürliche Vorliebe für das Geheimnißvolle, für die Abenteuer, für die Verstellung und die List (Sie sehen, daß meine übele Meinung von den Frauen gegen meinen Willen immer durchblickt) zu etwas Gutem benutzte,“ setzte Rudolph heiter hinzu, „würde ich wahrscheinlich die gebieterischen und unerbittlichen natürlichen Neigungen, die bei guter Verwendung vortrefflich, bei schlimmer aber höchst verderblich sind, in edle Eigenschaften und Tugenden umwandeln. Wollen wir beide alle Arten von wohlthuenden Machinationen und von mildthätiger List erdenken, deren Opfer, wie immer, sehr gute Menschen sein sollen? Wir würden dann Rendezvous haben, eine Correspondenz, Geheimnisse und wir würden uns, vor Allem, vor dem Marquis verbergen, denn Ihr Besuch heute bei Morels wird ihn aufmerksam gemacht haben, kurz wir würden, wenn Sie es wollen, die regelmäßigste Intrigue haben.“

„Ich trete mit Freuden, mit dankerfülltem Herzen diesem finstern Bunde bei,“ entgegnete Clemence heiter, „und ich werde, um unsern Roman zu beginnen, schon morgen wieder zu jenen Unglücklichen gehen, denen ich diesen Morgen leider nur einige tröstende Worte bringen konnte, da ein kleiner hinkender Knabe meine Unruhe und Angst benutzte und mir die Börse stahl, welche Sie mir übergeben hatten. — Ach, königl. Hoheit,“ setzte Clemence hinzu, und ihr Gesicht verlor den Ausdruck sanfter

Heiterkeit, der es einen Augenblick überstrahlt hatte, „wenn Sie wüßten, welche Noth da herrscht! Nein, ich hatte es bis dahin nicht geglaubt, daß es so großes Elend geben könnte. Und ich beklage mich, ich klage mein Schicksal an!“

Rudolph, der nicht merken lassen wollte, wie sehr ihn diese Rückkehr der Frau von Harville zu sich selbst bewegte, setzte heiter hinzu:

„Wenn Sie mir erlauben, nehme ich die Morels von unserer Gemeinschaft aus. Ueberlassen Sie diese Armen mir allein und versprechen Sie mir vor Allem, nie wieder in jenes traurige Haus zu gehen, denn dort wohne ich —“

„Sie, königl. Hoheit? — Welcher Scherz!“

„Es ist mein voller Ernst. — Freilich eine bescheidene Wohnung, — für 200 Frcs. jährlich und sechs Frcs. monatlich an die Portiersfrau, Frau Pipelet, die schreckliche Alte, die Sie kennen. Meine Nachbarin ist die hübscheste Grisette in dem ganzen Stadttheile, Mademoiselle Lachtaube, und Sie werden gestehen, daß dies für einen Handlungsdiener, der jährlich 1800 Frcs. verdient (ich gelte für einen Handlungsdiener), höchst angenehm ist.“

„Ihre so unverhoffte Anwesenheit in jenem Hause ist mir ein Beweis, daß Ew. königl. Hoheit nicht scherzen. — Ohne Zweifel handeln Sie in irgend einer guten Absicht so, aber welche gute That überlassen Sie mir? Welche Rolle bestimmen Sie für mich?“

„Die eines tröstenden Engels und — erlauben Sie mir dieses abscheuliche Wort — eines schlauen, listigen Teufels, denn wenn es gewisse schmerzliche Wunden giebt, welche nur eine weibliche Hand pflegen und heilen kann, so giebt es auch so stolzes, so mißtrauisches, so verstecktes Unglück, daß ein seltener Scharfsinn dazu gehört, dasselbe zu entdecken, und ein unwiderstehlicher Zauber, das Vertrauen zu gewinnen.“

„Und wann werde ich diesen Scharfsinn, diese Gewandtheit, die Sie mir beilegen, anwenden können?“ fragte die Frau von Harville ungeduldig.

„Hoffentlich werden Sie bald eine Ihrer würdige Eroberung zu machen haben; aber Sie werden dann Ihre ganze List und Schlauheit aufbieten müssen.“

„Und wann werden Sie mir dieses große Geheimniß mittheilen?“

„Sehen Sie, da stehen wir bereits bei dem Rendezvous. — Können Sie mir das Vergnügen gewähren, nach vier Tagen mich bei Ihnen zu sehen?“

„So spät!“ antwortete Clemence unverstellt.

„Und das Geheimniß? Die Schicklichkeit? Bedenken Sie doch! Wenn man uns beide für gleichschuldig hielt, würde man vor uns auf der Hut sein; — vielleicht habe ich Ihnen aber zu schreiben. — Wer ist die bejahrte Frau, welche mir heute Abend Ihren Brief überbrachte?“

„Eine alte Kammerfrau meiner Mutter, die Sicherheit und Verschwiegenheit selbst.“

„Ihr werde ich meine Briefe zufertigen, sie mag Ihnen dieselben übergeben. — Wenn Sie die Güte haben, mir zu antworten, so schreiben Sie: „An Herrn Rudolph, Rue Plumet.“ Ihr Kammermädchen trägt die Briefe auf die Post —“

„Ich werde sie selbst abgeben, wenn ich wie gewöhnlich meine Promenade zu Fuß mache.“

„Gehen Sie oft allein aus?“

„Fast täglich, wenn es schönes Wetter ist.“

„Vortrefflich! Es ist dies eine Gewohnheit, die alle Frauen gleich in den ersten Monaten ihrer Ehe annehmen sollten; man kann nicht wissen, wozu sie später gut sein kann. Es ist Präcedenzfall, wie die Advokaten sagen, und diese gewöhnlichen Spaziergänge werden später nicht übel gedeutet. Wenn ich eine Frau wäre (unter uns gesagt, ich würde sehr mildthätig und sehr leichtfertig sein, fürchte ich), würde ich gleich nach dem Trauungstage in aller Unschuld die geheimnißvollsten Gänge gemacht, absichtlich den gefährlichsten Schein gegen mich erregt haben, eben um den Präcedenzfall zu haben und dann später meine Armen oder — meine Liebhaber besuchen zu können.“

„Das wäre ja aber eine entsetzliche Treulosigkeit,“ sagte die Frau von Harville lächelnd.

„Es ist ein Glück für Sie, daß Sie nie in den Fall gekommen sind, die Nützlichkeit solcher Präcedentien würdigen zu können.“

Die Frau von Harville lächelte nicht mehr; sie schlug die Augen nieder, erröthete und sagte traurig:

„Das ist nicht edel, königl. Hoheit."

Rudolph sah die Marquise anfangs verwundert an, dann entgegnete er:

„Ich verstehe, — aber ein für alle Mal, lassen Sie mich Ihre Stellung zu dem Herrn Karl Robert klar erkennen. Eines Tages zeigt Ihnen eine Freundin einen jener jammernden Bettler, die schmachtend die Augen verdrehen und gewöhnlich einer Clarinette verzweiflungsvolle Töne entlocken, um die Vorübergehenden zum Mitleide zu bewegen. — „Das ist ein guter Armer," sagte Ihre Freundin, „er hat wenigstens sieben Kinder und eine Frau, die blind, taub und stumm ist." — „Ach, der Unglückliche!" entgegneten Sie, indem Sie ihm mildthätig ein Almosen reichten, und so oft Sie nun diesem Bettler begegnen, sieht er Sie, sobald er Sie von weitem erblickt, recht schmachtend an, lockt die kläglichsten Töne aus seiner Clarinette und erhält von Ihnen eine Gabe. Eines Tages, als Ihre Freundin, die Ihr Herz böswilliger Weise irre leitete, Sie für den „guten Armen" noch mitleidiger gestimmt hatte, nehmen Sie sich vor, aus Mitleid in das Haus des Unglücklichen zu gehen, um sein Elend selbst zu sehen. — Sie kommen an und finden keine melancholische Clarinette, keinen jammervollen schmachtenden Blick, sondern einen jovialen lustigen Menschen, der ein Trink- und Liebeslied anstimmt. — Da tritt an die Stelle des Mitleidens die Verachtung, denn Sie hielten einen „schlechten Armen" für einen „guten Armen", weiter nichts. Ist dem so?"

Die Frau von Harville mußte unwillkürlich über den seltsamen Vergleich lächeln und antwortete Rudolph:

„So annehmbar auch diese Rechtfertigung klingt, so scheint sie mir doch zu schwach zu sein."

„Sie haben doch nur, wenn man Alles berücksichtigt, eine edelsinnige Unvorsichtigkeit begangen. — Es bleiben Ihnen zu viele Mittel, sie wieder gut zu machen, als daß Sie große Reue darüber zu fühlen nöthig hätten. — Werde ich aber diesen Abend den Herrn von Harville nicht sehen?"

„Nein. — Der Auftritt von heute Morgen hat ihn so ergriffen, daß — er unwohl ist," sagte die Marquise leise.

„Ah, ich verstehe," entgegnete Rudolph traurig; „aber fassen Sie Muth! Es fehlte Ihrem Leben ein Zweck, Sie bedurften in Ihrem Kummer, wie Sie selbst sagten, einer Zerstreuung.

Lassen Sie mich glauben, daß Sie diese Zerstreuung in der Zukunft finden werden, von welcher ich sprach; dann werden Sie so vielen süßen Trost finden, daß vielleicht selbst Ihr Haß gegen Ihren Gemahl schwindet. Sie werden einigermaßen Mitleid mit ihm haben, wie mit Ihrem Kinde. — Und was den kleinen Engel betrifft, so könnte ich, da ich nun die Ursache seiner Kränklichkeit kenne, Sie fast auffordern, zu hoffen . . ."

„Wäre es möglich? Aber wie?" rief Clemence aus, indem sie dankend die Hände faltete.

„Mein Leibarzt ist ein sehr unbekannter, aber sehr gelehrter Arzt; er hielt sich lange in America auf; ich erinnere mich, daß er von einigen fast wunderbaren Heilungen gesprochen hat, die er an Sclaven bewirkte, welche an dieser fürchterlichen Krankheit litten."

„Ach, wäre es möglich?"

„Hoffen Sie nicht zu viel, denn die Täuschung würde grausam sein. — Aber wir wollen nicht alle Hoffnung aufgeben —"

Clemence von Harville warf auf die edeln Züge Rudolph's einen Blick unaussprechlichen Dankes. — Der Mann vor ihr, fast ein König, tröstete sie mit so viel Verstand, Anmuth und Güte.

Und sie fragte sich, wie sie sich für den Herrn Karl Robert habe interessiren können.

Diese Erinnerung war jetzt schrecklich für sie.

„Wie viel bin ich Ew. königl. Hoheit schuldig!" sprach sie mit bewegter Stimme. „Sie beruhigen mich, Sie geben mir Hoffnung für meine Tochter, Sie zeigen mir eine neue Zukunft, die zugleich ein Trost, eine Freude und ein Verdienst sein würde. Hatte ich nicht Recht — Ihnen zu schreiben, daß, wenn Sie diesen Abend zu mir kommen wollten, Sie den Tag beendigen würden, wie Sie ihn begonnen, mit einer guten That —?"

„Setzen Sie hinzu, eine gute That, wie ich sie bei meiner Selbstsucht liebe, eine gute That voll Reiz und Unterhaltung," sagte Rudolph, indem er aufstand, denn es war bereits halb zwölf Uhr.

„Leben Sie wohl und vergessen Ew. königl. Hoheit nicht, mir bald von den armen Leuten in der Rue du Temple Nachricht zu geben."

„Ich werde sie morgen früh sehen, — denn ich hatte unglücklicherweise vergessen, daß der kleine Lahme Ihnen die Börse

gestohlen, und die Armen befinden sich vielleicht in der schrecklichsten Noth. Nach vier Tagen, vergessen Sie es nicht, werde ich wiederkommen und Ihnen die Rolle mittheilen, die Sie zu übernehmen bereit sind. — Ich muß indeß noch hinzusetzen, daß eine Verkleidung Ihnen wohl nothwendig werden wird —"

„Eine Verkleidung? Welches Glück! Und welche?"

„Das kann ich noch nicht sagen. — Ich werde Ihnen die Wahl überlassen —"

— — — — — — — — — — — — —

Als der Fürst in seine Wohnung zurückgekehrt war, freute er sich aufrichtig über die Wirkung seiner Unterredung mit der Frau von Harville, denn es stand nun fest:

den Geist und das Herz dieser jungen Frau auf eine edle Weise zu beschäftigen, die durch eine unüberwindliche Abneigung von ihrem Manne getrennt war, und in ihr so viel romanhafte Neugierde, so viel geheimnißvolles Interesse, außerhalb der Liebe, zu wecken, daß das Bedürfniß ihrer Phantasie und ihres Gemüthes befriediget und sie vor einer neuen Liebe gesichert würde, oder auch —

der Frau von Harville eine so gewaltige, so unheilbare und zu gleicher Zeit so reine und so edle Liebe einzuflößen, daß die junge Frau nicht mehr im Stande sei, eine minder erhabene Liebe zu empfinden, und folglich auch die Ruhe Harville's nicht mehr gefährde, den Rudolph wie einen Bruder liebte.

XV.

Armuth.

Man hat vielleicht nicht vergessen, daß eine unglückliche Familie, deren Haupt, ein Steinschneider, Morel hieß, das Dachstübchen des Hauses in der Rue du Temple bewohnte.

In diese traurige Wohnung wollen wir den Leser führen.

Es ist früh fünf Uhr.

Draußen ist es still, dunkel und kalt. Es schneit.

Ein Talglicht, das durch zwei Holzspähne auf einem viereckigen Brettchen gehalten wird, vermag mit seinem bleichgelben Lichte kaum das tiefe Dunkel des Stübchens zu durchdringen, das klein und niedrig ist und zu zwei Drittheilen durch das steil abfallende Dach bedeckt wird, welches einen sehr spitzen Winkel mit dem Fußboden bildet. Ueberall sieht man die grünlichen Ziegel des Daches.

Die geweißten, durch die Zeit aber geschwärzten und von vielen Rissen durchzogenen Wände lassen die wurmstichigen Balken sehen, welche sie bilden; in einer dieser Wände führt eine schlechtschließende Thüre auf die Treppe.

Der klebrige Fußboden von namenloser Farbe ist hier und da mit Halmen verfaulten Strohes, mit schmutzigen Lumpen und den dicken Knochen bedeckt, welche der Arme bei den gemeinsten Verkäufern von verdorbenem Fleische kauft, um die Knorpel abzunagen, die noch daran hängen [1]).

Eine so entsetzliche Unordnung verkündiget immer entweder Liederlichkeit oder so tiefe große Noth, daß der gleichsam vernichtete Mensch den Willen, die Kraft und das Bedürfniß nicht mehr fühlt, aus dem Schmutze sich herauszuarbeiten; er kauert darin wie das Thier in seiner Grube.

Am Tage wird diese elende Wohnung durch ein schmales längliches Fenster an dem abschüssigen Theile des Daches erhellt.

Zu der Zeit, von welcher wir sprechen, lag auf diesem Fensterchen eine dicke Schneeschicht.

Das Licht, welches fast in der Mitte des Stübchens auf dem Arbeitstische des Steinschneiders steht, verbreitet an dieser Stelle einen Kreis von bleicher Helle, die allmälig abnimmt und sich im Schatten verliert, von welchem das Stübchen umhüllt ist, in dem Schatten, in welchem undeutlich einige weißliche Gestalten erscheinen.

Auf diesem Arbeitstische, einem viereckigen schweren plump gearbeiteten, von Fett und Talg befleckten Tische liegt, funkelt

---

1) Man findet häufig in den sehr volkreichen Stadttheilen Leute, welche Fleisch von todtgebornen Kälbern und von Vieh verkaufen, das an irgend einer Krankheit starb.

und flimmert eine Handvoll Diamanten und Rubinen von bewundernswürdiger Größe und seltenem Glanze.

Morel schliff ächte Steine, nicht falsche, wie er sagte und wie man in dem Hause glaubte. — Nach dieser unschuldigen Lüge erschienen die Steine, welche man ihm anvertraute, von so geringem Werthe, daß er sie ohne Furcht, bestohlen zu werden, bei sich haben konnte.

Da so große Schätze so großer Armuth anvertraut sind, so brauchen wir von der Ehrlichkeit Morel's nicht weiter zu sprechen.

Der Steinschneider sitzt, überwältigt von der Anstrengung, der Kälte und der Müdigkeit nach einer langen Winternacht, die er arbeitend verbracht hatte, auf einem Schemel ohne Lehne und hat sein schweres Haupt, seine erstarrten Arme auf den Arbeitstisch sinken lassen; seine Stirn stützt sich auf einen großen Schleifstein, der horizontal auf dem Tische steht und gewöhnlich durch ein kleines Rad mit der Hand gedreht wird; eine feine Stahlsäge und einige andere Werkzeuge liegen daneben. Der Mann, von dem man nur den kahlen Schädel mit wenigem grauen Haar sieht, trägt eine alte braune gestrickte Jacke auf der bloßen Haut und schlechte Beinkleider von Leinwand; seine zerrissenen Schuhe von Anschrot verhüllen kaum die kalten bläulichen Füße, die auf dem Fußboden ruhen.

Es ist in der Stube so eiskalt, daß der Handwerker trotz seiner Schläfrigkeit, in die er aus Ermattung gesunken ist, von Zeit zu Zeit am ganzen Körper schauert.

Die lange Schnuppe des Lichtes zeigt, daß Morel bereits seit einiger Zeit schlummert; man hört nichts als sein beschwerliches Athmen, denn die sechs andern Bewohner dieser Dachstube — schlafen nicht.

Ja in dieser kleinen Dachstube leben sieben Personen.

Fünf Kinder, von denen das jüngste vier, das älteste kaum zwölf Jahre alt ist; dann die kranke Mutter und endlich eine achtzigjährige Blödsinnige, die Mutter der Mutter.

Die Kälte ist sehr bedeutend, da die natürliche Wärme der sieben Personen, die in diesen engen Raum zusammengedrängt sind, die eisige Atmosphäre nicht mildert; aber diese hagern, erschöpften zitternden Körper, von dem kleinsten Kinde an bis zur Großmutter, strömen auch wenig Wärmestoff aus, wie ein Gelehrter sagen würde.

Außer dem Familienvater, der einen Augenblick entschlummerte, weil seine Kräfte erschöpft waren, schläft Niemand, — nein, denn die Kälte, der Hunger und die Krankheit halten den Schlaf ab von den müden Augen.

Man weiß es nicht, wie selten, wie kostbar für den Armen der tiefe gesunde Schlaf ist, in welchem er neue Kräfte sammelt und seine Leiden vergißt. Er erwacht so heiter, so kräftig und entschlossen zu der schwersten Arbeit nach einer wohlthätigen Nacht, daß selbst die durchaus nicht Religiösen ein gewisses Dankgefühl, wenn auch nicht gegen Gott, so doch gegen den Schlaf empfinden, — und wer die Wirkung segnet, segnet auch die Ursache.

Bei dem Anblicke der fürchterlichen Armuth dieses Handwerkers, verglichen mit dem hohen Werthe der Edelsteine, die man ihm anvertraut, fällt einer jener Contraste grell in die Augen, welche die Seele zu gleicher Zeit erheben und niederdrücken.

Der Mann hat fortwährend den herzzerreißenden Anblick der Schmerzen der Seinigen vor den Augen; Alles lastet auf ihnen, von dem Hunger bis zum Blödsinne, und er schont diese Edelsteine, von denen ein einziger seine Frau, seine Kinder den Entbehrungen entreißen würde, die ihnen langsam den Tod geben.

Er erfüllt ohne Zweifel seine Pflicht, er thut nichts als seine Pflicht als ehrlicher Mann, aber ist die Erfüllung dieser Pflicht minder groß, minder schön, weil die Pflicht so einfach ist? Können die Bedingungen, unter welchen die Pflicht vollbracht wird, die Ausübung derselben nicht noch verdienstlicher machen?

Und repräsentirt nicht dieser Handwerker, der neben diesem Schatze so arm und rechtschaffen bleibt, die unermeßliche und furchtbare Majorität der Menschen, die für immer zu Entbehrungen verdammt, aber friedlich, arbeitsam, ergeben sind und jeden Tag ohne Haß und Neid die Pracht der Reichen vor ihren Augen glänzen sehen?

Ist es nicht ein edler, ein tröstender Gedanke, daß nicht die Gewalt, nicht die Furcht, sondern nur der moralische gute Sinn den furchtbaren Volksozean zurückhält, der, sobald er über seine Ufer träte, die ganze Gesellschaft verschlingen und deren Gesetze

und Macht spielend zernichten würde, wie das zornige Meer die Dämme und Wälle zerbricht?

Fühlt man dann nicht das innigste Mitleid mit jenen edeln Seelen, die nur einen kleinen Raum in der Sonne verlangen für so großes Unglück, so großen Muth und so gänzliche Ergebenheit?

— — — — — — — — — — — — —

Doch kehren wir zu diesem nur zu wahren Beispiele entsetzlicher Armuth zurück, die wir in ihrer grauenhaften Nacktheit zu schildern versuchen wollen.

Der Steinschneider besaß nur noch eine dünne Matratze und ein Stück Decke, welche der blödsinnigen Großmuttter überlassen waren, die in ihrer stumpfen Selbstsucht ihr Lager mit Niemandem theilen wollte.

Im Anfange des Winters war sie tobsüchtig geworden und hatte das jüngste Kind fast erstickt, das man neben sie gelegt, — ein kleines Mädchen von vier Jahren, das seit einiger Zeit schwindsüchtig war und in dem Strohsacke, in welchem es mit seinen Brüdern und Schwestern lag, zu sehr fror.

Wir werden diese Schlafweise, die bei den Armen sehr häufig ist, sogleich erklären. Ihnen gegenüber wird das Vieh wahrhaft sybaritisch behandelt, denn man erneuert diesem die Streu.

Das ist das vollständige Bild, welches das Dachstübchen des Handwerkers gewährt, wenn das Auge durch das Halbdunkel hindurchdringt, welches der schwache Schein des Lichtes nicht ganz zu vertreiben vermag.

An der Querwand, die weniger feucht ist als die übrigen, liegt auf dem Fußboden die Matratze, auf welcher die alte Blödsinnige ruht.

Da sie nichts auf dem Kopfe duldet, so lassen ihre glatt abgeschnittenen weißen Haare vollkommen deutlich die Form ihres Schädels mit der eingedrückten Stirn erkennen; ihre dicken grauen Brauen beschatten die tiefen Augenhöhlen, in denen ein scheuer Blick funkelt; die bleichen eingefallenen, von tausend Runzeln durchzogenen Wangen hangen an den Backenknochen und den vorspringenden Ecken der Kinnlade. Sie liegt auf der Seite, zusammengekauert da, ihr Kinn berührt fast die Knie und sie zittert vor Frost unter einer grauen wollenen Decke, die zu klein ist, als

daß sie sich ganz darein hüllen könnte, und die fleischlosen Beine nebst dem Saume eines alten zerrissenen Unterrockes sehen läßt.— Ein ekelhafter Geruch verbreitet sich von diesem Lager aus.

In geringer Entfernung von dem Lager der Großmutter liegt, ebenfalls parallel mit der Wand, der Strohsack, welcher den fünf Kindern als Bett dient, und zwar in folgender Weise:

Man hat zwei Oeffnungen in die Leinwand in der Quere gemacht, die eine an dem einen, die andere an dem andern Ende, und dann die Kinder in ein feuchtes übelriechendes Stroh hineingesteckt; die Leinwand dient ihnen als Decke.

Zwei kleine Mädchen, von denen das eine schwer krank ist, zittern vor Frost an der einen Seite, drei Knaben an der andern.

Die Mädchen und die Knaben liegen in dem Strohsacke in den Kleidern, wenn einige armselige Lumpen Kleidungsstücke genannt werden können.

Dickes blondes, verworrenes, starres Haar, das ihnen die Mutter wachsen läßt, weil es doch ein wenig vor der Kälte schützt, bedeckt zur Hälfte ihre bleichen krankhaften Gesichter. Einer der Knaben zieht mit den steifen Fingern die Strohsackleinwand bis an das Kinn an sich, um sich besser zuzudecken; der andere hält, um nicht die Hände der Kälte auszusetzen, die Leinwand mit den Zähnen fest, die klappernd aufeinanderschlagen; der dritte schmiegt sich zwischen seine beiden Brüder.

Das zweite der Mädchen, an dem die Schwindsucht zehrt, stützt matt das arme kleine Gesicht, das schon leichenbläulich aussieht, auf die kalte Brust ihrer Schwester, die fünf Jahre alt ist, sie vergebens in ihren Armen zu erwärmen sucht und mit ängstlicher Besorgniß neben ihr wacht.

Auf einem andern Strohsacke, der an der untern Seite jenes der Kinder liegt, ruht die Frau des Handwerkers, erschöpft durch ein schleichendes Fieber und eine schmerzhafte Krankheit, die sie seit mehrern Monaten an das harte Lager gefesselt hält.

Magdalene Morel ist sechsunddreißig Jahre alt. Ein altes blaues baumwollenes Tuch, das sie um die Stirn gebunden hat, hebt die gallige Bläße ihres abgezehrten Gesichtes noch mehr hervor. Ein bräunlicher Ring umschließt die eingefallenen erloschenen Augen; ihre bleichen Lippen sind aufgesprungen und bluten.

Ihr muthloses Gesicht, ihre ausdruckslosen Züge verrathen einen der sanften Charaktere ohne Spannkraft und Energie, die nicht gegen das Unglück ankämpfen, sondern sich beugen, zusammenbrechen und wehklagen.

Sie war bei ihrer Trägheit und Beschränktheit ehrlich geblieben, weil ihr Mann ehrlich war; wäre sie sich selbst überlassen gewesen, so hätte die Armuth sie wohl zum Bösen treiben können. Sie liebte ihre Kinder und ihren Mann, aber sie besaß weder den Muth noch die Kraft, ihre bittern Klagen über ihr gemeinsames Unglück zurückzuhalten. Oft sah sich der Steinschneider, der allein durch angestrengte Arbeit die Familie erhielt, genöthiget, seine Arbeit zu unterbrechen, um die arme Kranke zu trösten und zu beruhigen.

Ueber ein schlechtes grobes und zerrissenes Betttuch, welches die Frau bedeckte, hatte Morel, um sie zu erwärmen, einige Kleidungsstücke gebreitet, die so alt und so geflickt waren, daß der Pfandleiher sie nicht hatte annehmen mögen.

Ein kleiner Ofen, eine Pfanne und ein irdener Topf mit abgebrochener Schneppe, nebst einem Paar gesprungener Tassen, die hier und da standen, ein Eimer, ein Brett zum Einseifen und ein großer steinerner Krug, der unter dem Dachwinkel neben der klaffenden Thüre stand, an welcher fortwährend der Wind rüttelte, das war das ganze Besitzthum dieser Familie.

Dieses trostlose Bild wird durch das Talglicht beleuchtet, dessen Flamme der Wind bewegt, der durch die Ziegelritzen des Daches hereinpfeift. Das Licht wirft seinen bleichen flackernden Schein bald auf diese Armuth, bald blitzt es in tausend prismatischen Funken auf den Diamanten und Rubinen, die auf dem Tische liegen, auf welchem der Steinschneider schlummert.

Mit unwillkürlicher Aufmerksamkeit haften die Augen aller dieser Armen, die alle schweigen und alle wachen, von der Großmutter bis zu dem jüngsten Kinde, auf dem Steinschneider, ihrer einzigen Hoffnung, ihrer einzigen Hilfe.

In ihrer schuldlosen Selbstsucht sahen sie ihn mit Besorgniß unthätig, von der Last der Arbeit niedergedrückt dasitzen;

Die Mutter dachte an ihre Kinder;

Die Blödsinnige schien an gar nichts zu denken.

Mit einemmale aber setzte sie sich auf, schlug die langen dürren gelblichen Arme über ihrer skelettartigen Brust zusammen, sah

blinzelnd in das Licht, — stand dann langsam auf und zog ihren Deckfetzen gleich einem Leichentuche nach sich.

Sie war sehr lang, ihr glattgeschorener Kopf dagegen sah übermäßig klein aus. Ihre dicke, hängende Unterlippe zitterte krampfhaft, und dieses häßliche Gesicht trug den Stempel völligen Stumpfsinnes an sich.

Die Blödsinnige schlich bedächtig an den Arbeitstisch wie ein Kind, das einen Streich ausführen will.

Als sie das Licht erreichen konnte, hielt sie ihre beiden zitternden Hände an die Flamme und sie waren so abgezehrt, daß ihnen das Licht eine gewisse Durchsichtigkeit gab.

Magdalene Morel folgte von ihrem Lager aus jeder Bewegung der Alten, welche sich fortwährend an der Flamme des Lichtes wärmte, dann den Kopf sinken ließ und mit kindischer Neugierde das Flimmern der Diamanten und Rubinen betrachtete, die auf dem Tische lagen.

Bei dieser Betrachtung hielt die Blödsinnige die Hände nicht fern genug von der Flamme, verbrannte sich und stieß einen heisern Schrei aus —

Morel fuhr aus dem Schlafe auf und richtete rasch den Kopf empor.

Er war vierzig Jahre alt und hatte ein offenes, kluges, mildes, aber durch die Noth abgezehrtes Gesicht; ein grauer mehrere Wochen alter Bart bedeckte den untern Theil seines von den Blattern zerrissenen Gesichtes; vorzeitige Runzeln durchzogen seine bereits kahle Stirn und seine Augenlider waren durch übermäßiges Wachen geröthet.

Eine Erscheinung, welche bei schwächlichen Handwerkern häufig ist, die sitzen und dabei fast den ganzen Tag in einer und derselben Stellung bleiben müssen, hatte seinen Körper verunstaltet. Da er immer an seinem Arbeitstische gebückt sitzen und sich nach der rechten Seite hin beugen mußte, um den Schleifstein zu drehen, so hatte der Steinschneider von der Stellung, die er des Tages zwölf bis funfzehn Stunden einnehmen mußte, einen krummen Rücken und eine hohe Schulter erhalten.

Sein rechter Arm hatte durch die fortwährende beschwerliche Drehung des Schleifsteines eine bedeutende Muskelentwickelung erlangt, während der linke Arm und die linke Hand, die immer nur ruhig dalagen, um die Facetten der Diamanten dem Schleif-

steine hinzuhalten, in entsetzlicher Weise abgezehrt waren; die hagern, durch den gänzlichen Mangel an Bewegung fast gänzlich kraftlos gewordenen Beine konnten den erschöpften Körper kaum noch tragen, dessen ganze Kraft und Lebensthätigkeit sich ausschließlich in dem Theile concentrirt zu haben schienen, der durch Arbeit immer geübt wurde.

Mit bitterer Resignation pflegte Morel zu sagen:

„Ich esse weniger um meiner selbst willen, als um den Arm zu stärken, der den Schleifstein dreht."

— — — — — — — — — — — —

Der Steinschneider fuhr aus dem Schlafe empor und sah dicht vor sich die blödsinnige Alte.

„Was ist Dir, Mutter? Was willst Du?" fragte Morel; dann setzte er leiser hinzu, um seine Familie nicht zu wecken, die nach seiner Meinung schlief: „lege Dich nieder, Mutter, und mache keinen Lärm; Magdalene und die Kinder schlafen."

„Ich schlafe nicht, — ich wärme Adele," sagte das älteste der kleinen Mädchen.

„Ich kann nicht schlafen, mich hungert zu sehr," fiel einer der Knaben ein; „es war gestern nicht die Reihe an mir, bei Mamsell Lachtaube Suppe zu essen."

„Ihr armen Kinder!" seufzte Morel; „ich glaubte, Ihr schliefet wenigstens."

„Ich fürchtete Dich zu wecken, Morel," sprach die Frau, „sonst würde ich Dich um einen Trunk Wasser gebeten haben; mich dürstet; ich liege im Fieber."

„Sogleich," antwortete Morel; „erst will ich nur Deine Mutter wieder zur Ruhe bringen. — Laß meine Steine liegen!" sagte er dann zu der Alten, die nach einem großen Rubin griff, dessen Funkeln ihre Aufmerksamkeit erregte.

„Lege Dich wieder nieder, Mutter!" wiederholte er.

„Da! — Da!" antwortete die Blödsinnige, indem sie auf den Edelstein wies.

„Wir werden uns veruneinigen," sagte Morel mit stärkerer Stimme, um seine Schwiegermutter zu erschrecken, deren Hand er sanft wegschob.

„Ach Gott, Morel, mich dürstet!" flüsterte Magdalene. — Komm, gieb mir zu trinken."

„Ich kann ja nicht, — ich darf Deine Mutter meine Steine

nicht angreifen lassen, damit sie mir nicht noch einen Diamanten verliert wie vor einem Jahre. — Gott weiß, wie theuer uns dieser Diamant zu stehen gekommen ist und wie theuer er uns vielleicht noch zu stehen kommt!"

Der Steinschneider legte mißmuthig die Hand an seine Stirn, dann sagte er zu einem seiner Kinder:

„Felix, geh und gieb Deiner Mutter zu trinken, da Du nicht schläfst."

„Nein, nein, ich werde warten; er könnte sich erkälten," antwortete Magdalene.

„Ich werde auch nicht mehr frieren als in dem Strohsacke," sagte der Knabe, indem er aufstand.

„Laß das sein!" rief Morel jetzt mit drohender Stimme, um die Blödsinnige fortzutreiben, die sich von dem Arbeitstische nicht entfernen mochte und durchaus einen der Steine an sich nehmen wollte.

„Mutter, das Wasser in dem Kruge ist gefroren," sagte Felix.

„So zerbrich das Eis," antwortete Magdalene.

„Es ist zu dick, — es geht nicht."

„Morel, zerbrich doch das Eis in dem Kruge," sagte Magdalene mit jammernder und ungeduldiger Stimme; „da ich nichts Anderes zu trinken habe als Wasser, so gieb mir wenigstens Wasser; Du lässest mich verschmachten."

„Guter Gott! Wie kann ich nur anders? Deine Mutter geht ja nicht von der Stelle," sprach der unglückliche Steinschneider.

Es gelang ihm nicht, die Blödsinnige zu entfernen, die über den Widerstand, welchen sie fand, zornig zu werden begann und ein gewisses Knurren hören ließ.

„Rufe sie doch!" sagte Morel zu seiner Frau; „bisweilen hört sie ja auf Dich."

„Mutter, lege Dich nieder; wenn Du recht folgsam bist, gebe ich Dir auch Kaffee, den Du so gern trinkst."

„Da! — Da!" wiederholte die Blödsinnige und diesmal suchte sie sich mit Gewalt des Rubins zu bemächtigen.

Morel stieß sie schonend zurück, aber umsonst.

„Guter Gott, Du weißt, daß Du mit ihr nicht fertig wirst, wenn Du ihr nicht mit der Peitsche drohest," fiel Magdalene

ein; „es giebt ja nun einmal kein anderes Mittel, Ruhe zu halten.“

„Es ist freilich nothwendig, aber es ist mir immer zuwider, einer alten Frau mit Peitschenhieben zu drohen, wenn sie auch blödsinnig ist,“ antwortete Morel.

Dann sagte er zu der Alten, die ihn zu beißen suchte und die er mit einer Hand hielt, mit dem schrecklichsten Tone seiner Stimme:

„Nimm Dich vor der Peitsche in Acht — wenn Du Dich nicht sogleich niederlegst.“

Auch diese Drohung war vergebens.

Er nahm deshalb die Peitsche unter seinem Arbeitstische hervor, klatschte heftig damit, drohete der Blödsinnigen und sagte:

„Augenblicklich lege Dich nieder!“

Bei dem Peitschenknallen entfloh die Alte schnell von dem Tische, dann blieb sie aber stehen, murmelte zwischen den Zähnen und warf ihrem Schwiegersohne zornige Blicke zu.

„In's Bett! In's Bett!“ wiederholte dieser, indem er ihr folgte und von neuem mit der Peitsche klatschte.

So kam die Alte rückwärtsgehend, und während sie gegen den Steinschneider die Faust ballte, auf ihr Lager zurück.

Um diesen schmerzlichen Auftritt zu endigen und seiner Frau Wasser reichen zu können, trat er ganz nahe an die Blödsinnige, klatschte noch einmal stark mit der Peitsche, ohne die Alte jedoch zu berühren, und wiederholte mit drohender Stimme:

„In's Bett! Sogleich!“

Die Alte stieß in ihrer Furcht ein entsetzliches Geheul aus, warf sich auf ihrem Lager nieder und kauerte sich da zusammen wie ein Hund in seiner Hütte, hörte aber nicht auf zu heulen.

Die erschrockenen Kinder, welche glaubten, ihr Vater habe die Alte geschlagen, riefen ihm weinend zu:

„Schlage die Großmutter nicht! Schlage die Großmutter nicht!“

Die Wirkung dieser grauenhaften nächtlichen Scene mit dem bittenden Zurufe der Kinder, dem wilden Geheul der Blödsinnigen und den Jammertönen der kranken Frau des Steinschneiders läßt sich unmöglich beschreiben.

XVI.

Die Schuld.

Morel, der Steinschneider, hatte häufig solche traurige Auftritte erlebt und doch rief er in einem Anfalle von Verzweiflung jetzt aus, indem er die Peitsche auf den Werktisch warf:

„Welches Leben! Mein Gott, welches Leben!“

„Ist es meine Schuld, daß meine Mutter blödsinnig ist?“ entgegnete Magdalene weinend.

„Ist es die meinige?“ sprach Morel. „Was verlange ich denn? Ich will mich gern für Euch Alle todt arbeiten. — Tag und Nacht sitze ich bei der Arbeit und ich klage nicht; so lange ich Kräfte habe, will ich arbeiten; aber ich kann unmöglich arbeiten und zu gleicher Zeit die Blödsinnige beaufsichtigen, Dich und die Kinder warten. — Nein, — der Himmel ist doch nicht gerecht; nein, er ist nicht gerecht. — Es ist zu viel Noth und Armuth für einen einzigen Menschen!“ sagte der Steinschneider mit herzzerreißendem Ausdrucke.

Erschöpft sank er auf seinen Schemel und schlug die Hände über das Gesicht.

„Was soll ich Arme thun, da man sich nun einmal geweigert hat, meine Mutter in das Hospital aufzunehmen?“ fragte Magdalene mit schleppender kläglicher Stimme. „Was hilft es Dir, daß Du Dich über das beklagst, was nun einmal nicht zu ändern ist?“

„Nichts, — nichts,“ antwortete Morel und er fuhr mit der Hand über die Augen, in die eine Thräne getreten war, — „nichts, Du hast Recht; aber man vergißt sich manchmal, wenn Alles auf Einen einstürmt.“

„Ach Gott! mich dürstet, mich dürstet! Mich schaudert und das Fieber brennt in mir,“ sprach Magdalene.

„Warte, ich werde Dir zu trinken geben —“

Morel stand auf, um den Krug unter dem Dache zu holen. Nachdem er mit Mühe die Eisrinde zerbrochen hatte, welche das

Wasser bedeckte, goß er etwas von dieser eiskalten Flüssigkeit in eine Tasse und trat zu dem ärmlichen Lager seiner Frau, die begierig die Hände ausstreckte.

Nach einer kurzen Pause sagte er zu ihr:

„Nein —, es wäre zu kalt, — beim Fieber, — es könnte Dir schaden."

„Es könnte mir schaden? Desto besser, — gieb schnell her," entgegnete Magdalene bitter; „um so eher geht es zu Ende und befreit Dich von mir, daß Du nur für die Blödsinnige und die Kinder zu sorgen hast —"

„Warum sprichst Du so zu mir, Magdalene? Ich verdiene es nicht," sprach Morel traurig. — „Mache mir keinen Schmerz, das wenigstens kann ich verlangen. — Es ist ein Wunder, daß ich noch Verstand und Kraft genug habe, um arbeiten zu können; mein Kopf ist nicht fest mehr, was sollte aus Euch werden, wenn auch ich . . .? Nur Ihr macht mir Sorge; wenn ich allein wäre, würde ich mich um den andern Tag nicht kümmern — Gott sei Dank, der Fluß ist ja für Jedermann da."

„Armel Morel!" sagte Magdalene gerührt; „es ist wahr, ich hatte Unrecht, als ich Dir verdrießlich sagte, ich wollte Dich von mir befreien. Sei nicht böse, — ich hatte eine gute Absicht dabei, gewiß, denn — ich kann Dir und unsern Kindern doch nichts nützen. — Seit sechzehn Monaten liege ich nun schon hier. — Ach Gott, mich dürstet; ich bitte Dich, gieb mir zu trinken!"

„Sogleich, ich wärme die Tasse ein wenig in meinen Händen."

„Du bist ein guter Mann, — und ich sage Dir noch so harte Dinge!"

„Arme Frau, — Du bist krank, das macht verdrießlich und reizbar; sage mir Alles, was Du willst, nur sage nicht, daß Du mich von Dir erlösen möchtest."

„Aber wozu nütze ich Dir?"

„Wozu nützen uns die Kinder?"

„Dir Deine Arbeit zu erschweren!"

„Freilich wohl, aber finde ich nicht Euretwegen die Kraft, manchen Tag zwanzig Stunden zu arbeiten? — so daß ich sogar verwachsen bin! Glaubst Du, daß ich blos meinetwegen mich so plagen würde? Nein, nein, das Leben ist so schön nicht, ich würde es bald wegwerfen."

„So geht es auch mir," entgegnete Magdalene; „wären die Kinder nicht, so würde ich längst schon zu Dir gesagt haben: Morel, Du bist des Lebens überdrüssig, ich auch, zünde Kohlen an, — man spottet über die Armuth — Aber die Kinder! — die Kinder!"

„Da siehst Du doch, daß sie zu etwas nützen," antwortete Morel. — „Da, trinke, aber nimm einen ganz kleinen Schluck auf einmal, denn es ist noch sehr kalt —"

„Ich danke, Morel," sagte Magdalene, indem sie gierig trank.

„Genug! Genug!"

„Es war zu kalt, — mich schauert noch mehr," sagte Magdalene, indem sie die Tasse zurückgab.

„Ich sagte Dir es wohl, — Du bist krank —"

„Ich habe die Kraft nicht mehr zu zittern, — es ist mir blos, als läge ich zwischen großen Eisstücken —"

„Morel zog seine Jacke aus, legte sie auf die Füße seiner Frau und blieb entblößt dastehen. — Der Arme hatte kein Hemd —

„Morel, Du wirst Dich erkälten."

„Wenn ich zu sehr friere, ziehe ich einen Augenblick meine Jacke wieder an."

„Armer Mann! Du hast Recht, der Himmel ist nicht gerecht. — Was haben wir verbrochen, daß wir so unglücklich sind, während Andere . . ."

„Es hat Jeder seine Noth, die Großen wie die Kleinen —"

„Ja, aber die Großen haben keine Noth, bei der sie hungern und frieren. — Siehst Du, wenn ich denke, daß einer der Diamanten, welche Du schleifst, so viel werth ist, daß wir mit den Kindern gemächlich leben könnten, so empört mich das; und was nützen den Reichen diese Diamanten?"

„Wenn man nur zu fragen brauchte: was nützt das den Andern? so käme man weit! — Es ist eben so, als wenn Du sagtest: was hilft es dem Herrn, welchen Madame Vipelet den Commandanten nennt, daß er die erste Etage dieses Hauses, in die er niemals kommt, gemiethet und meublirt hat? Was nützt es ihm, da schöne Matratzen, schöne Bettdecken zu haben, da er anderswo wohnt?"

„Das ist wahr. — Davon könnte mehr als eine arme Haushaltung, wie die unsrige, für eine lange Zeit ausgestattet wer-

den, — ungerechnet, daß Madame Pipelet alle Tage Feuer anzünden muß, damit die Meubles nicht von der Feuchtigkeit leiden. — So viele schöne Wärme verloren! — während wir und unsere armen Kinder frieren. Ach die Reichen! — sie sind so hart!"

„Nicht härter als Andere, Magdalene. — Aber sie wissen nicht, was Noth und Armuth ist. — Sie werden im Glück geboren, leben glücklich und sterben im Glücke; — was sollte sie an uns erinnern? Sie wissen es gar nicht, sage ich Dir. — Wie könnten sie sich eine Vorstellung von den Entbehrungen anderer Leute machen? Haben sie einmal starken Hunger, — so freuen sie sich darüber, denn dann schmeckt ihnen das Essen um so besser. — Ist es recht kalt, desto besser; sie sagen, es hat schön gefroren. Freilich, wenn sie ausgegangen sind, so finden sie zu Hause ein warmes Zimmer, und je kälter es draußen ist, um so angenehmer finden sie die Wärme; sie können uns deshalb nicht beklagen, da ihnen der Hunger und die Kälte nur Vergnügen bringen. — Sie wissen es nicht, wie es uns zu Muthe ist. — Wir an ihrer Stelle würden es ebenso machen —"

„Die armen Leute sind also besser als sie alle, weil sie einander beistehen. — Die gute kleine Mamsell Lachtaube, die so oft bei mir und den Kindern gewacht hat, nahm gestern zwei von den Kindern mit, um sie bei sich essen zu lassen. Und ihre Abendmahlzeit ist doch nur eine Tasse Milch und Brod. — In ihrem Alter hat man guten Appetit und sie hat gewiß selbst gehungert —"

„Das arme Mädchen! Ja, sie ist recht gut. Und warum? Weil sie die Noth kennt. Wie ich immer sage: wenn die Reichen wüßten, wenn es die Reichen nur wüßten!"

„Und die Dame, die gestern so erschrocken kam und fragte, ob wir etwas bedürften, die weiß nun, was es heißt, arm zu sein —, aber sie ist nicht wiedergekommen."

„Sie kommt vielleicht wieder, denn sie sah so sanft und gut aus, wenn auch sehr erschrocken."

„Ja, die Reichen haben, wenn man Dich hört, immer Recht. — Man sollte meinen, die Reichen bestänben aus einem ganz andern Stoff, als wir!"

„Das sage ich nicht," entgegnete Morel sanft, „ich sage vielmehr, sie haben ihre Fehler, wie wir die unsrigen. Das Un-

glück liegt darin, daß sie nicht wissen, was Armuth ist, und auch darin, daß es viele Leute giebt, welche die Armen aufzusuchen haben, die Verbrechen begingen, aber keine, welche ehrliche Handwerker aufsuchen, die eine große Familie haben und sich in der gräßlichsten Noth befinden, die, weil sie nicht zu rechter Zeit Hilfe finden, sich von der Versuchung verlocken lassen. — Es ist ganz gut, daß man das Böse bestraft, es wäre aber vielleicht besser, daß man es verhinderte. — Man ist rechtschaffen geblieben bis in sein funfzigstes Jahr, da treibt Einen die äußerste Noth, der Hunger, zum Bösen, und es giebt einen Spitzbuben mehr, während, wenn man — gewußt hätte —, aber was helfen solche Gedanken? Die Welt ist nun einmal so wie sie ist. — Ich bin arm und von Verzweiflung geplagt, deshalb spreche ich so; wäre ich reich, so würde ich von Festen und Vergnügungen reden. — Nun, arme Frau, wie ist es Dir?"

„Immer noch wie sonst. — Ich fühle meine Beine nicht. — Aber Du, Du zitterst —, nimm Deine Jacke wieder und lösche das Licht aus, das nutzlos brennt; der Tag kommt —"

Ein bleicher Schein, der mit Mühe durch den Schnee drang, welcher das Dachfenster bedeckte, warf wirklich allmälig eine traurige Helle in das Innere dieser — menschlichen Wohnung und machte das Aussehen derselben noch schrecklicher —; das Dunkel der Nacht verhüllte wenigstens einen Theil der Armuth und des Elendes —

„Ich will warten, bis es hell genug ist, um wieder an die Arbeit zu gehen," sagte der Steinschneider, indem er sich auf dem Strohsacke seiner Frau niedersetzte und seine Stirn in seine Hände stützte.

Nach einer kurzen Pause sagte Magdalene zu ihm:

„Wann wird Madame Mathieu die Steine wiederholen, an denen Du arbeitest?"

„Diesen Morgen. — Ich habe nur noch eine Facette an einem falschen Diamanten zu schleifen."

„An einem falschen Diamanten! Und Du arbeitest doch nur in guten Steinen, trotz dem was man im Hause glaubt."

„Wie? Du weißt nicht? — Doch, es ist wahr, Du schliefst, als letzthin Madame Mathieu hier war. Sie hat mir zehn falsche Diamanten, zehn Rheinkiesel zu schleifen gegeben, die gerade ebenso aussehen sollen wie die ächten Steine, die sie mir

brachte. — Ich habe keine Diamanten von schönerem Wasser gesehen; diese zehn Steine sind ihre 60,000 Frcs. werth und mehr."

„Und warum sollst Du unächte gerade so machen wie die ächten?"

„Eine vornehme Dame, der sie angehören, eine Herzogin, glaube ich, hat Herrn Baudoin, den Juwelier, beauftragt, ihren Schmuck zu verkaufen und ihr dafür einen von unächten Steinen machen zu lassen. Madame Mathieu, die Mäklerin des Herrn Baudoin, sagte mir das, als sie mir die ächten Steine brachte, die ganz genau nachgeahmt werden sollen; Madame Mathieu hat noch vier andern Steinschneidern Arbeit gegeben, denn es sind vierzig bis funfzig Steine zu schleifen. — Ich konnte nicht Alles arbeiten, denn es sollte noch diesen Morgen fertig sein und Herr Baudoin braucht Zeit, um die falschen Steine zu fassen. Madame Mathieu sagt, die Damen ließen oft im Geheimen ihre ächten Diamanten durch unächte ersetzen."

„Du siehst also, die falschen Steine verrichten den Dienst eben so gut als die ächten, aber die großen Damen, die sie nur anlegen, um sich zu putzen, würden doch nie einen einzigen Diamanten opfern, um Armen, wie wir es sind, beizustehen."

„Arme Frau, der Kummer macht Dich ungerecht. — Wer weiß es denn, daß wir, die Familie Morel, arm sind?"

„Ach was für ein Mann bist Du! Wenn man Dich in Stücke hackte, Du würdest Dich noch bedanken —"

Morel zuckte mitleidig die Achseln.

„Wieviel wird Dir heute Madame Mathieu zu bezahlen haben?" fuhr Magdalene fort.

„Nichts, da ich hundertundzwanzig Francs Vorschuß von ihr habe —"

„Nichts? Aber wir haben schon seit vorgestern kein Geld mehr —"

„Ich weiß es wohl," antwortete Morel traurig.

„Was werden wir anfangen?"

„Ich weiß es nicht."

„Der Bäcker will uns nicht borgen."

„Nein, weil ich gestern ein Stück Brod von der Frau Pipelet geliehen habe —"

„Würde uns die Mutter Burette kein Geld geben?"

„Uns Geld geben? Auf was soll sie uns Geld geben, da

alle unsere Habseligkeiten bereits bei ihr versetzt sind? — auf unsere Kinder?" sagte Morel mit bitterm Lächeln.

„Aber Ihr, meine Mutter, die Kinder und Du, habt seit gestern nur anderthalb Pfund Brod gehabt! Verhungern dürft Ihr doch nicht. — Aber es ist Deine Schuld, Du wolltest Dich dieses Jahr bei der Armenanstalt nicht melden."

„Man nimmt nur Arme dort an, die Meubles haben, — und wir haben keine mehr. — Man sieht uns an, als wohnten wir in einem meublirten Logis. — Und dann hätte ich auch wohl zwanzig Mal in die Anstalt gehen müssen, weil wir Niemanden haben, der sich für uns verwenden könnte, und dabei wäre viel Zeit verloren gegangen —"

„Aber was wollen wir anfangen?"

„Vielleicht vergißt uns die Dame nicht, welche gestern hier war."

„Ja, rechne Du nur darauf! — Vielleicht borgt Dir Madame Mathieu eine Kleinigkeit; Du arbeitest ja zwanzig Jahre für sie, sie kann einen rechtlichen Handwerker mit Familie nicht in so großer Noth lassen wollen —"

„Ich glaube nicht, daß sie uns etwas geben kann. — Sie hat Alles gethan, indem sie mir allmälig hundertundzwanzig Francs vorschoß, — was eine große Summe für sie ist. — Ob sie gleich Diamantenmäklerin ist und oft für 50,000 Frcs. Diamanten in ihrem Beutel hat, ist sie doch keineswegs reich. — Wenn sie monatlich hundert Francs verdient, ist sie zufrieden, denn sie hat auch Ausgaben, sie muß zwei Nichten erziehen. — Es giebt Zeiten, wo sie auch nichts hat, Du weißt es wohl, und da sie mir schon bedeutende Vorschüsse gegeben hat, kann sie sich und den Ihrigen das Brod unsertwegen nicht entziehen."

„Da siehst Du, wie nachtheilig es ist, für Mittelspersonen und nicht für reiche Juweliere selbst zu arbeiten. — Aber Du giebst immer von Deinem Verdienst an Andere hin; Du bist selbst Schuld daran —"

„Ich bin Schuld daran?" rief der Unglückliche aus in Unwillen über diesen ungerechten Vorwurf: „ist nicht Deine Mutter an unserer Noth Schuld? Hätten wir den Diamanten nicht bezahlen müssen, den Deine Mutter verloren hat, so würden wir weiter sein, würden wir erhalten, was ich verdiene, und die elfhundert Francs noch haben, die wir aus der Sparcasse nehmen

mußten, um sie zu den 1300 Francs zu legen, die uns Herr Jacob Ferrand lieh, den Gott verfluchen möge."

„Du willst von dem Manne noch immer nichts verlangen? Er ist freilich geizig und würde wahrscheinlich nichts hergeben, aber einen Versuch könnte man doch immer machen —"

„Bei ihm? Ich soll mich an ihn wenden?" rief Morel; „lieber will ich mich bei kleinem Feuer schmoren lassen. — Sprich mir nicht von diesem Manne, Du könntest mich sonst wahnsinnig machen —"

Das sonst immer so sanfte und ergebene Gesicht des Steinschneiders nahm bei diesen Worten einen auffallend energischen Ausdruck an; es färbte sich mit leichter Röthe; er stand rasch von dem Strohsacke auf, auf welchem er gesessen hatte, und ging bewegt in dem Stübchen auf und ab. Trotz seinem abgezehrten Aussehen, trotz seinem verwachsenen Körper verriethen die Züge und die Haltung dieses Mannes einen edlen Unwillen.

„Ich bin nicht boshaft," sagte er, „und habe mein Lebenlang Niemandem etwas zu Leide gethan, aber siehst Du, diesem Notar[1]) wünsche ich so viel Schlimmes, als er mir zugefügt hat —". Dann legte er seine beiden Hände auf die Stirn und flüsterte in schmerzlichen Tönen vor sich hin: „ach, mein Gott, warum muß ein böses Schicksal, das ich nicht verdient habe, mich und die Meinigen diesem Heuchler gefesselt überliefern? Hat er das Recht, seinen Reichthum zum Nachtheile derjenigen zu mißbrauchen, die er verderben und in's Unglück stürzen will?"

„Ja, ja," fiel Magdalene ein, „tobe nur gegen ihn; — Du wirst weit gekommen sein, wenn er dich in das Gefängniß bringen wird, wie er es thun kann, wegen des Wechsels von dreizehnhundert Francs, der schon seit drei Monaten verfallen ist; er hält Dich an einem Faden wie einen Vogel. Ich verabscheue diesen Notar auch, da wir aber einmal von ihm abhängen, so müssen wir —"

„Unsere Tochter durch ihn entehren lassen, nicht wahr?" rief der Steinschneider unwillig aus.

---

1) Der Leser erinnert sich vielleicht, daß Marie ganz jung diesem Notar anvertraut worden war, und daß die Haushälterin desselben das Kind für tausend Francs, ein für allemal, der Eule überlassen hatte.

„So schweige doch, — die Kinder wachen und hören Dich —"

„Desto besser!" entgegnete Morel in entsetzlicher Ironie; „es wird ein gutes Beispiel für unsere beiden Mädchen sein, — es wird sie vorbereiten; vielleicht gefallen sie dem Notar eines Tages auch. — Hängen wir nicht von ihm ab? wie Du immer sagst. — Wiederhole noch einmal, daß er mich in das Gefängniß stecken lassen kann, sprich offen, wir müssen ihm unsere Tochter überlassen, nicht wahr? —"

Der Unglückliche brach nach diesen Worten in schmerzliches Schluchzen aus, denn seine ehrliche gute Natur konnte diesen sarkastischen Ton nicht lange ertragen —

„Ach, meine Kinder!" fuhr er mit Thränen in den Augen fort, „meine armen Kinder, meine Louise, meine gute, schöne Louise! Sie ist zu schön, — zu schön und daher kommt auch all unser Unglück. Wenn sie nicht so schön wäre, würde jener Mann sich nicht erboten haben, mir das Geld zu leihen. — Ich bin ehrlich und arbeitsam, der Juwelier würde mir Zeit gelassen haben, ich wäre dem alten Unmenschen keinen Dank schuldig und er könnte die Gefälligkeit, die er uns erwiesen hat, nicht mißbrauchen, um meine Tochter womöglich zu entehren; — ich würde sie keinen Tag bei ihm gelassen haben, aber jetzt bin ich gezwungen, — gezwungen, — ich bin in seinen Händen. — Ach, was muß der Arme erdulden und ertragen!"

„Wie aber willst Du es anders machen? Er sagt zu Louisen: Wenn Du mich verläßt, lasse ich Deinen Vater in das Gefängniß stecken —"

„Ja, er nennt sie Du wie das gemeinste Geschöpf!"

„Wenn es nur das wäre, könnte man sich noch trösten, aber wenn sie den Notar verläßt, wird er Dich einsperren lassen und was soll, wenn Du in dem Gefängnisse bist, aus mir, den Kindern und meiner Mutter werden? Wenn auch Louise in einem andern Dienste 20 Frcs. monatlich verdient, können sechs Personen davon leben?"

„Ja, um zu leben, lassen wir Louise vielleicht entehren."

„Du übertreibst es immer; der Notar stellt ihr nach, das ist wahr, sie hat es uns selbst gesagt, aber sie ist ein rechtliches braves Mädchen, wie Du wohl weißt."

„Ja, ja, sie ist brav, sie ist gut und arbeitsam. — Habe

ich Dir nicht gesagt, wie schwer es mir wurde, mich von ihr zu trennen, als der Diamant verloren worden war und sie in Dienst gehen wollte, um uns nicht länger zur Last zu fallen? Sie — Magd, gemißhandelt, erniedriget! Sie, die so stolz war, daß wir sie — erinnerst Du Dich noch? — lachend — damals lachten wir noch — die Prinzessin nannten, weil sie immer sagte, sie wollte unser Stübchen so rein und nett erhalten, daß es wie ein kleiner Palast aussähe? Das liebe Kind! Es wäre meine größte Freude gewesen, sie bei mir zu haben, wann ich die Nacht hindurch arbeiten muß. — Meine Arbeit wurde mir zu leicht, wenn ich ihr hübsches blühendes Gesicht und ihre schönen braunen Augen da neben mir sah und sie singen hörte. Arme Louise! So arbeitsam war sie und doch immer so heiter! Selbst mit Deiner Mutter konnte sie machen, was sie wollte. Aber man mußte auch thun, was sie haben wollte, wenn sie mit Einem sprach und Einen dazu ansah. — Und wie hat sie Dich gepflegt, wie Dich unterhalten! Und mit ihren Brüdern und Schwestern wußte sie sich so zu beschäftigen! Sie fand zu Allem Zeit —, mit ihr, mit unserer Louise, hat uns das Glück verlassen."

„Morel, erinnere mich nicht daran, Du zerreißest mir das Herz," sagte Magdalene unter heißen Thränen.

„Und wenn ich denke, daß vielleicht der alte Kerl" — Siehst Du, bei dem Gedanken wird mir schwindelig. — Ich möchte hingehen, ihn umbringen und dann selbst den Tod suchen —"

„Und was sollte dann aus uns werden? — Noch einmal, Du übertreibst. — Der Notar wird vielleicht das — im Scherze zu Louisen gesagt haben. Uebrigens geht er jeden Sonntag in die Kirche und sieht öfters Geistliche bei sich. — Viele Leute sagen, es sei sicherer, Geld bei ihm anzulegen, als es in die Sparcasse zu geben —"

„Was beweist das? — Daß er reich und ein Heuchler ist. — Ich kenne Louise wohl, sie ist ein braves Mädchen, — aber sie liebt uns, wie kaum ein anderes Kind seine Eltern liebt; ihr Herz blutet bei unserer Armuth. — Sie weiß, daß Ihr verhungern müßtet, wenn Ihr mich nicht hättet, und wenn der Notar ihr droht, mich in das Gefängniß stecken zu lassen, so ist die Unglückliche vielleicht im Stande — Ach mein Kopf! — Ich werde wahnsinnig."

„Ach Gott, wenn das geschehen wäre, würde der Notar

ihr Geld, Geschenke gegeben haben und sie hätte gewiß nichts für sich behalten, — sie würde uns damit unterstützt haben —"

„Schweig! — ich begreife nicht, wie Du nur daran denken kannst. — Louise annehmen! — Louise —"

„Nicht für sich, — sondern für uns!"

„Schweige, noch einmal schweige, — ich zittere bei Deinen Worten. — Wäre ich nicht gewesen, ich weiß nicht, was bei solchen Ansichten aus Dir und meinen Kindern geworden wäre —"

„Was Schlechtes habe ich denn gesagt?"

„Nichts."

„Nun, warum fürchtest Du, daß —"

Der Steinschneider fiel seiner Frau ungeduldig in das Wort und sagte:

„Ich fürchte, weil ich seit drei Monaten bemerke, daß Louise jedes Mal, wenn sie zu uns kommt und mich küßt, roth wird —"

„Aus Freude, Dich zu sehen —"

„Oder aus Scham. — Auch wird sie immer trauriger."

„Weil sie sieht, daß wir immer unglücklicher werden. — Wenn ich mit ihr von dem Notar spreche, sagt sie, er drohe nicht mehr, Dich in das Gefängniß bringen zu lassen."

„Ja, aber um welchen Preis hat er seine Drohung eingestellt? Sie sagt es nicht und wird roth, wenn sie mich küßt. Ach, mein Gott, es wäre schon schlimm genug, wenn ein Herr zu einem armen braven Mädchen, dessen Fortkommen von ihm abhängt, sagte: „ergieb Dich mir oder ich jage Dich aus dem Hause und antworte, wenn man sich nach Dir erkundiget, Du taugtest nichts, damit Du keinen andern Dienst erhältst;" tausendmal schlimmer und schlechter ist es aber, wenn er sagt: „ergieb Dich mir oder ich lasse Deinen Vater in das Gefängniß bringen," wenn er dies sagt und weiß, daß eine ganze Familie von der Arbeit dieses Vaters lebt."

„Und wenn man denkt, daß Du mit einem der Diamanten, die da auf Deiner Arbeitsbank liegen, den Notar bezahlen, unsere Tochter von ihm zurücknehmen und sie zu Hause behalten könntest! —" sagte Magdalene langsam.

„Was nützt es, wenn Du mir dies auch hundertmal wiederholst? Gewiß, wenn ich reich wäre, wäre ich nicht arm," entgegnete Morel mit schmerzlicher Ungeduld.

Die Rechtschaffenheit war diesem Manne so natürlich, gehörte gleichsam so wesentlich zu seinem ganzen Sein, daß es ihm nicht in den Sinn kam, seine durch die Noth niedergedrückte Frau könnte bei ihren Reden einen schlimmen Nebengedanken haben und ihn in Versuchung führen wollen.

Er fuhr bitter fort:

„Wir müssen uns in unser Schicksal fügen. Glücklich die, welche ihre Kinder bei sich haben und sie vor Schlingen hüten können, aber wer schützt ein Mädchen aus dem Volke? Niemand, — Ist sie so alt, daß sie selbst etwas verdienen kann, so geht sie des Morgens in die Werkstatt und kommt Abends nach Hause; unterdeß arbeitet ihre Mutter und ihr Vater, jedes nach seiner Art. Die Zeit ist unser Vermögen und das Brod ist so theuer, daß wir keine Zeit haben, auf unsere Kinder Acht zu geben, — und dann spricht man von der Liederlichkeit, von dem schlechten Lebenswandel der armen Mädchen, als ob ihre Eltern die Mittel besäßen, sie zu Hause zu behalten, oder die Zeit hätten, sie zu beaufsichtigen, wenn sie das Elternhaus verlassen haben. — Die Entbehrungen sind eine Kleinigkeit neben dem Kummer, unsere Frau, unser Kind, unsern Vater verlassen zu müssen. Gerade für uns armen Leute würde das Familienleben heilsam und tröstend sein. Und sobald unsere Kinder herangewachsen sind, müssen wir uns von ihnen trennen!“

In diesem Augenblicke wurde stark an die Thüre des Stübchens gepocht.

XVII.

Das Urtel.

Der Steinschneider stand verwundert auf, um zu öffnen.

Zwei Männer traten ein.

Der eine war groß, hager, hatte ein gemeines blüthenreiches Gesicht mit dickem schwarzen Backenbarte, der grau zu werden anfing, hielt in der Hand einen dicken schweren Stock und trug

einen aus der Façon gedrückten Hut und einen langen ganz zugeknöpften mit Koth bespritzten grünen Rock. Der abgeschabte schwarze Sammetkragen ließ einen langen rothen behaarten Hals sehen. Der Mann hieß Malicorne.

Der Andere war kleiner, dick und untersetzt, hatte ebenfalls ein gemeines Gesicht und war mit einem gewissen grotesken Luxus gekleidet. Brillantenknöpfe hielten die Falten seines Hemdes von zweifelhafter Weiße fest und auf der verschossenen schottischen Weste, die unter einem gelblichgrünen Palletot hervorsah, schlängelte sich eine lange goldene Kette. Dieser Mann hieß Bourdin.

„Pfui! Wie das hier nach Armuth und Tod stinkt!" sagte Malicorne, der auf der Thürschwelle stehen blieb.

„Ja, nach Moschus riecht es hier nicht," entgegnete Bourdin mit einer Geberde des Ekels und der Verachtung. Dann trat er zu Morel, der ihn eben so verwundert als unwillig ansah.

Durch die halb offen gebliebene Thüre hindurch sah man das boshafte, aufmerksame und schlaue Gesicht des kleinen Lahmen, der den Unbekannten gefolgt war, ohne daß sie es wußten, um zu horchen und zu spioniren.

„Was wollen Sie? fragte der Steinschneider barsch, den die Grobheit der beiden Männer empörte.

„Hieronymus Morel?" fragte Bourdin.

„Der bin ich."

„Steinschneider?"

„Der bin ich."

„Gewiß?"

„Noch einmal, ich bin es. — Sie stellen meine Geduld auf eine harte Probe; was wollen Sie? — sprechen Sie oder entfernen Sie sich."

„Wozu die Ehrlichkeit? — Ich danke. — Sag' doch, Malicorne," fuhr der Mann fort, indem er sich an seinen Cameraden wendete, „hier ist nicht viel zu machen, wie bei dem Vicomte von St. Remy."

„Ja; aber wo etwas zu machen ist, findet man den Käfig meist leer und den Vogel ausgeflogen. — Solches Ungeziefer, wie das hier, klebt dagegen in seinem Loche fest."

„Freilich; solche Menschen wünschen nichts mehr als eingesperrt zu werden, weil sie da gefüttert werden müssen."

„Es kostet dem Gläubiger mehr, als die ganze Geschichte werth ist; aber das ist seine Sache."

„Wenn Ihr nicht betrunken wäret," fiel Morel unwillig ein, „könnte man in Zorn gerathen. — Entfernt Euch augenblicklich!"

„Sieh da, sieh da," entgegnete Bourdin mit beleidigender Hinweisung auf den verwachsenen Steinschneider, „der Krumme da ist ein famoser Kerl, denkt, wir wollten in dem Loche da bleiben, in das ich meinen Hund nicht sperren möchte."

„Großer Gott!" rief Magdalene, die so erschrocken war, daß sie bis dahin kein Wort hatte sagen können, „rufe doch um Hilfe; es sind vielleicht Spitzbuben; nimm Deine Diamanten in Acht!"

Morel, der die beiden Unbekannten, die nicht eben ehrlich aussahen, immer näher an seinen Arbeitstisch treten sah, auf welchem die Steine noch lagen, fürchtete wirklich eine böse Absicht, ging rasch an den Tisch und bedeckte mit beiden Händen die Edelsteine.

Der kleine Lahme, der noch immer horchte und spionirte, hörte die Worte Magdalenens, bemerkte die Bewegung des Handwerkers und dachte bei sich:

„Sieh — sieh — sieh —, man sagte, er arbeite in falschen Steinen; wenn sie falsch wären, würde er nicht so sehr fürchten bestohlen zu werden. — Gut, daß ich das weiß, die Mutter Mathieu, die oft hieher kommt, hat also auch ächte Diamanten in ihrem Strickbeutel. — Gut, daß ich das weiß; ich werde es der Eule sagen, der Eule —"

„Wenn Sie sich nicht sogleich entfernen, rufe ich die Wache," sagte jetzt Morel.

Die Kinder fingen an zu weinen und die alte Blödsinnige setzte sich auf ihrem Lager auf.

„Wenn Jemand das Recht hat, die Wache zu rufen, so sind wir es; hören Sie, Herr Krummer?" antwortete Bourdin.

„Weil uns die Wache Beistand leisten muß, um Sie fortzubringen, wenn Sie nicht gutwillig mitgehen," setzte Malicorne hinzu; „wir haben allerdings keinen Friedensrichter bei uns, wenn Ihnen aber an seiner Gesellschaft etwas liegt, so werden wir einen ganz warm aus dem Bette wegholen. — Bourdin, geh und hole ihn."

„Ich — ich soll in das Gefängniß?“ rief Morel bestürzt.

„Ja, nach Clichy —“

„Nach Clichy?“ wiederholte der Handwerker mit stierem Blicke.

„Schulden wegen in das Gefängniß, wenn das deutlicher ist,“ entgegnete Bourdin.

„Sie — Sie — wären — der Notar — Ach, mein Gott!“

Und Morel sank todtenbleich auf seinen Schemel, ohne ein Wort hinzusetzen zu können.

„Wir sind Diener vom Handelsgericht. — Verstanden?“

„Morel — der Wechsel von dem Herrn Louisens! Wir sind verloren!“ rief mit herzzerreißender Stimme Magdalene.

„Da ist das Urtel,“ sagte Malicorne, indem er aus der Brieftasche einen Bogen Stempelpapier nahm. Nachdem er in einer gewöhnlichen eintönigen Art und fast unverständlich einen Theil des Actenstückes verlesen hatte, trug er die letzten nur zu deutlichen Worte höchst vernehmlich vor: „das Gericht verurtheilt demnach den Herrn Morel, unter Androhung persönlicher Haft, dem Herrn Jacob Ferrand, Notar zu Paris, die Summe von dreizehnhundert Francs mit Zinsen vom Tage des Protestes an zu zahlen, und verurtheilt ihn überdies zu den Kosten.

Gegeben zu Paris, d. 13. Sept. 1838.“

„Und Louise? Louise?“ rief Morel fast wahnsinnig, ohne, wie es schien, auf die Vorlesung zu hören, „wo ist sie? Hat sie den Notar verlassen — da er mich in das Gefängniß bringen lassen will? Guter Gott, was ist aus Louisen geworden?“

„Wer ist Louise?“ fragte Bourdin.

„So lass' ihn doch reden,“ fiel Malicorne brutal ein; „siehst Du denn nicht, daß es nicht recht richtig bei ihm im Kopfe ist? ... Vorwärts,“ setzte er hinzu, indem er an Morel trat, „vorwärts, daß wir aus diesem Loche fortkommen; ich muß reine Luft athmen; hier wird man verpestet.“

„Morel, gehe nicht; vertheidige Dich,“ rief Magdalene außer sich. — „Schlag die Menschen da todt. — Ach, Du bist feige. Du wirst Dich fortführen lassen, Du wirst uns verlassen —“

„Thun Sie, als ob Sie zu Hause wären, Madame,“ fiel

Bourdin höhnend ein, „aber wenn Ihr Mann die Hand gegen mich erhebt, ist es um ihn geschehen —“

Morel, dessen Gedanken sich nur mit Louisen beschäftigten, hörte nichts von dem, was um ihn her gesprochen wurde; mit einemmale zeigte sich aber ein Ausdruck bitterer Freude auf seinem Gesichte und er rief aus:

„Louise hat das Haus des Notars verlassen, — ich gehe mit leichtem Herzen in das Gefängniß.“ Als er aber wieder um sich blickte, setzte er hinzu: „aber wer wird nun meine Frau und ihre Mutter und meine Kinder ernähren? Im Gefängnisse wird man mir keine Steine zum Schleifen anvertrauen; man wird glauben, ich sei wegen schlechten Lebenswandels dahin gekommen; — will der Notar den Tod der Meinigen, unser Aller Tod?“

„Noch einmal, wird es bald ein Ende haben?“ fiel Bourdin ein. — „Ziehe Dich an, Mann, und mach', daß wir fortkommen.“

„Ach, meine guten Herren, nehmen Sie es nicht übel, was ich eben gesagt habe,“ rief jetzt Magdalene von ihrem Lager aus. „Sie werden nicht so hartherzig sein, Morel fortzuführen; was sollte aus mir und meinen fünf Kindern und meiner blödsinnigen Mutter werden? Sehen Sie die Arme da, wie sie auf der Matratze kauert! Sie ist verrückt, meine guten Herren, sie ist verrückt.“

„Die Alte mit dem geschorenen Kopfe?“

„Wahrhaftig, sie ist geschoren,“ sagte Malicorne; „ich glaubte, sie hätte eine weiße Nachtmütze auf dem Kopfe.“

„Ihr Kinder, kniet hin vor den guten Herrn,“ fuhr Magdalene fort, welche durch dieses letzte Mittel die Hartherzigen erweichen wollte, „bittet sie, daß sie Euren armen Vater nicht mit fortnehmen, der Euch Brod giebt.“

Trotz dem Befehle ihrer Mutter weinten die Kinder fort und wagten nicht, ihr elendes Lager zu verlassen.

Die Blödsinnige fing bei diesem ungewöhnlichen Geräusche und bei dem Anblicke der beiden fremden Männer an, dumpf zu heulen und zu jammern, und drückte sich an die Wand.

Morel schien Alles, was um ihn her vorging, nicht zu beachten; der Schlag, der ihn bedrohete, war so entsetzlich, so unerwartet, die Folgen dieser Verhaftung kamen ihm so furchtbar

vor, daß er gar nicht daran zu glauben vermochte. Die Kräfte verließen den schon durch Entbehrungen aller Art erschöpften Mann und er saß da auf seinem Schemel bleich, mit stierem Blicke, in sich selbst zusammengesunken, mit schlaff herabhängenden Armen, den Kopf auf die Brust gesenkt —

„Tausend Donnerwetter, wird's nun bald?" rief jetzt Malicorne. „Glaubt Ihr denn, wir erbaueten uns hier? Vorwärts, oder ich brauche Gewalt!"

Und der Mann packte Morel an der Achsel und schüttelte ihn tüchtig.

Diese Drohung, diese Geberde erregte in den Kindern die höchste Angst; die drei kleinen Knaben krochen aus dem Strohsacke halb nackt heraus, fielen weinend, mit gefaltenen Händen vor den Dienern des Handelsgerichts auf die Knie nieder und riefen mit jammervoller Stimme:

„Gnade! Machen Sie unsern Vater nicht todt!"

Bourdin wurde bei dem Anblicke dieser armen Kinder, die vor Kälte und Angst zitterten, trotz seiner natürlichen Gefühllosigkeit und der Gewöhnung an solche Auftritte fast gerührt. Sein unbarmherziger Camerad aber machte roh seinBein von den umfassenden Armen der Kinder frei, die sich bittend an dasselbe klammerten.

„Welch' ein gräuliches Gewerbe hätten wir, wenn wir es immer mit solchen Menschen zu thun hätten!"

Eine grauenhafte Episode machte diesen Auftritt noch gräßlicher.

Das älteste der kleinen Mädchen, das mit der kranken Schwester in dem Strohsacke geblieben war, rief plötzlich:

„Mutter! Mutter! — ich weiß nicht, was Adele hat! — Sie ist ganz kalt. — Sie sieht mich immer an, aber sie athmet nicht mehr —"

Das arme schwindsüchtige Kind war sanft dem Tode in die Arme gesunken, ohne Klage, das Auge auf die Schwester gerichtet, die es so innig liebte.

Unmöglich läßt sich der Schrei beschreiben, den die Frau Morel's ausstieß bei dieser schrecklichen Anzeige; sie errieth die Wahrheit; es war ein krampfhafter Schrei, so wie er aus dem tiefsten Herzen einer Mutter gerissen wird.

„Adele sieht aus wie todt. Ach Du lieber Gott, ich fürchte

mich!“ rief das Kind, indem es schnell den Strohsack verließ und ängstlich sich in die Arme der Mutter flüchtete.

Diese vergaß, daß ihre fast gelähmten Beine sie nicht tragen konnten, und machte eine gewaltsame Anstrengung, um aufzustehen und zu ihrem gestorbenen Kinde zu gehen, aber die Kräfte reichten nicht aus und sie sank mit einem letzten Schrei der Verzweiflung auf den Fußboden nieder.

Dieser Schrei fand ein Echo in dem Herzen Morel's; er fuhr aus seinem Stumpfsinn auf, war mit einem Sprunge an dem Strohsacke und nahm sein vierjähriges Kind —

Er fand es todt.

Die Kälte und der Hunger hatten das Ende beschleuniget. Die armen kleinen Glieder waren bereits eiskalt und erstarrt.

XVIII.

Louise.

Morel, dem vor Verzweiflung und Entsetzen das graue Haar sich sträubte, stand mit dem todten Kinde in den Armen unbeweglich da und betrachtete es mit stierem, thränenlosem Auge.

„Morel! Morel! — Gieb mir Adele her!“ rief die unglückliche Mutter aus, welche die Arme nach ihrem Gatten hin ausstreckte. — „Es ist nicht wahr, nein, sie ist nicht todt; Du wirst es sehen, ich erwärme sie wieder.“

Die Neugierde der Blödsinnigen wurde durch die Eile der beiden Fremden erregt, mit welcher sie zu dem Steinschneider traten, der sich von dem todten Körper seines Kindes nicht trennen, wollte. Die Alte hörte auf zu jammern, richtete sich empor, schlich langsam hinzu, hielt ihren häßlichen dummen Kopf über die Achsel Morel's vor und betrachtete einige Augenblicke den Leichnam ihrer Enkelin.

Ihre Züge behielten den gewöhnlichen Ausdruck des Stumpfsinnes und nach einer Minute etwa gähnte sie laut in dem Tone

eines hungrigen Raubthieres, kehrte auf ihr Lager zurück und warf sich auf dasselbe mit den Worten:

„Hat Hunger! hat Hunger!“

„Sie sehen, meine Herren, Sie sehen ein armes Kind von vier Jahren, Adele. — Sie heißt Adele. Noch gestern Abend habe ich sie geküßt und diesen Morgen — liegt sie da. Sie werden sagen, ich hätte nun ein Kind weniger zu ernähren, ich hätte Glück, nicht wahr?“

Sein Verstand schien unter so vielen harten Schlägen allmälig zu wanken.

„Morel, ich will mein Kind sehen, ich will es!“ rief Magdalene aus.

„Ja, eines nach dem andern,“ antwortete der Mann und er legte das Kind in die Arme seiner Frau.

Da bedeckte er das Gesicht mit beiden Händen und jammerte laut.

Magdalene legte den Leichnam ihres Kindes in das Stroh ihrer Lagerstätte und betrachtete es mit einem gewissen Neide, während die andern Kinder neben ihr knieten und weinten.

Die Diener des Gerichts, die durch den Tod des Kindes einen Augenblick erweicht worden waren, erlangten bald ihre gewöhnliche Gefühllosigkeit wieder.

„Nun,“ sagte Malicorne zu dem Steinschneider, „Ihr Kind ist gestorben, das ist ein Unglück; aber wir sind alle sterblich, wir können es nicht hindern und ändern, eben so wenig als Sie. — Sie müssen uns folgen, denn wir haben noch Jemanden zu holen. Es giebt viel Arbeit.“

Morel hörte nicht auf ihn.

Ganz versunken in seine finstern Gedanken, sprach er mit dumpfer, gebrochener Stimme vor sich hin:

„Das arme Kind muß doch begraben und hier bewacht werden, bis man es abholt. — Es begraben! — aber wo das Geld dazu hernehmen? Wir haben nichts. — Und den Sarg? Wer wird uns Credit geben? Ach, ein so kleiner Sarg, für ein Kind von vier Jahren, der kann nicht theuer sein, — und einen Leichenwagen brauchen wir auch nicht; den kleinen Sarg nimmt man unter den Arm. Ha! ha! ha!“ setzte er mit grauenvollem Lachen hinzu, „wie glücklich ich bin! Sie hätte können im achtzehnten

Jahre sterben, in dem Alter Louisens, und einen so großen Sarg würde man mir nicht auf Credit gegeben haben."

„Nun — der Mann ist im Stande, den Kopf zu verlieren," sagte Bourdin zu Malicorne; „sieh nur seine Augen an; man könnte sich vor ihm fürchten. — Und die alte Verrückte, die vor Hunger heult! Welche Familie!"

„Wir müssen aber doch der Sache ein Ende machen. — Bezahlen muß uns der Gläubiger. Faß' an; er wird freilich unterwegs ein gewaltiges Geschrei erheben. — Ist es aber unsere Schuld, daß sein Kind gestorben ist?"

„Wenn man so arm ist, sollte man keine Kinder in die Welt setzen."

„Vorwärts! Vorwärts, Mann!" sagte Malicorne, indem er Morel auf die Achsel klopfte; „wir haben nicht Zeit, lange zu warten; wenn Sie nicht bezahlen können, fort in's Gefängniß —"

„In das Gefängniß, Herr Morel?" fiel eine jugendliche wohlklingende Stimme ein und rasch trat ein junges brünettes, frisches Mädchen in das Stübchen.

„Ach, Mamsell Lachtaube!" sagte eines der Kinder weinend. „Sie sind so gütig. — Retten Sie den Vater, man will ihn in das Gefängniß schleppen und unsere kleine Schwester ist gestorben —"

„Adele ist todt!" rief das junge Mädchen aus, dessen große schwarze Augen sich mit Thränen füllten. „Euer Vater in das Gefängniß? Das ist nicht möglich."

Und unbeweglich sah sie bald den Steinschneider, bald dessen Frau, bald die Gerichtsdiener an.

Bourdin trat zu ihr.

„Mein schönes Kind, Sie sind ruhig, bringen Sie doch den Mann da zu Verstande! sein Kind ist gestorben, leider! Aber er muß uns nach Clichy folgen — in das Schuldgefängniß; wir sind Diener des Handelsgerichts."

„Es ist also wahr?" rief das junge Mädchen aus.

„Ja, es ist wahr. Die Mutter hat das Kind im Bette, man kann es ihr nicht nehmen, — es beschäftiget sie. — Der Vater sollte dies benutzen, um sich fortzumachen."

„Ach Gott! Ach Gott! welches Unglück!" rief das Mädchen aus; „welches Unglück! Und was thun?"

„Bezahlen oder in das Gefängniß gehen, ein Drittes giebt

es nicht; können Sie ihm zwei oder drei Tausendfrancsbillets leihen?“ fragte Malicorne höhnend; „wenn Sie es können, so geben Sie her und wir ziehen ab.“

„Es ist entsetzlich!“ jammerte das Mädchen in Unwillen. „Bei einem solchen Unglücke noch zu spaßen!“

„Nun, ohne Spaß,“ sagte einer der Gerichtsdiener, „wenn Sie etwas hier nützen wollen, so sorgen Sie dafür, daß die Frau ihren Mann nicht fortführen sieht. Sie werden damit Beiden eine schlimme Viertelstunde ersparen.“

Der Rath war allerdings brutal, aber gut, das Mädchen befolgte ihn und trat zu Magdalenen, die in ihrer Verzweiflung sie nicht zu sehen schien, ob sie gleich neben den Kindern an dem Lager der Kranken niederkniete.

Morel war aus seiner augenblicklichen Verwirrung wieder zu sich gekommen, wurde aber nun von den niederdrückendsten Gedanken bestürmt, denn nachdem er ruhiger geworden, konnte er alle Schrecken seiner Lage erkennen. Der Notar mußte unbarmherzig sein, da er sich zu diesem Schritte hatte entscheiden können; die Gerichtsdiener thaten nur ihre Pflicht.

Morel fügte sich.

„Nun, wird es endlich fortgehen?“ sagte Bourdin zu ihm.

„Ich kann diese Diamanten nicht hier lassen; meine Frau ist halb wahnsinnig,“ antwortete Morel, indem er auf die Edelsteine zeigte, welche auf dem Arbeitstische umher lagen. — „Die Mäklerin, für die ich arbeite, wird sie diesen Vormittag oder doch im Laufe des Tages abholen; sie haben einen bedeutenden Werth.“

„Gut, gut!“ dachte der kleine Lahme bei sich, der noch immer an der angelehnten Thüre lauschte, „das soll die Eule erfahren.“

„Geben Sie mir nur Zeit bis morgen,“ fuhr Morel fort, „damit ich der Mäklerin die Diamanten zurückgeben kann.“

„Das ist nicht möglich. Die Sache muß sogleich abgemacht werden.“

„Aber ich kann die Diamanten nicht hier liegen lassen und der Gefahr aussetzen, verloren zu werden.“

„Nehmen Sie die Steine mit; unser Fiacre steht unten und wir wollen zu der Mäklerin fahren; ist sie nicht da, so legen Sie die Diamanten in dem Bureau in Clichy nieder, wo sie

eben so sicher sind wie in der Bank; aber rasch nun, rasch! Wir gehen still fort, ohne daß Ihre Frau und Ihre Kinder es merken."

„Geben Sie mir Zeit bis morgen, damit ich mein Kind begraben lassen kann," bat Morel mit flehentlicher Stimme und mit Thränen in den Augen.

„Nein. — Wir haben nun schon eine Stunde hier versäumt —"

„Dieses Begräbniß würde Sie nur traurig stimmen," fiel Malicorne ein.

„Ja wohl, es würde mich traurig stimmen," entgegnete Morel bitter. — „Sie scheuen sich so sehr, die Leute zu betrüben! — Noch ein letztes Wort —."

„Donnerwetter! Machen Sie rasch," sagte Malicorne in brutaler Ungeduld.

„Seit wann haben Sie Befehl, mich zu verhaften?"

„Das Urtel ist schon vor vier Monaten gefällt, aber gestern erst erhielt unser Huissier von dem Notar die Anzeige, das Urtel zu vollziehen —"

„Gestern? So spät?"

„Was geht das mich an? Suchen Sie Ihre Siebensachen zusammen."

„Gestern! Und Louise ist nicht hieher gekommen! Wo ist sie? Was ist aus ihr geworden?" sprach der Steinschneider, indem er ein mit Baumwolle ausgelegtes Schächtelchen nahm und in dasselbe die Steine legte. — „Aber ich will jetzt nicht daran denken —, im Gefängnisse werde ich Zeit haben, darüber nachzudenken —"

„Holen Sie Ihre Kleider, damit wir fortkommen."

„Ich brauche nichts einzupacken und habe nichts mitzunehmen als diese Diamanten —"

„So kleiden Sie sich an."

„Ich habe nichts Anderes, als was ich auf dem Leibe trage."

„In diesen Lumpen wollen Sie ausgehen?" fiel Bourdin ein.

„Sie werden sich meiner Gesellschaft schämen," entgegnete der Steinschneider bitter.

„Nein, denn wir haben ja den Fiacre, den Sie bezahlen müssen," erwiederte Malicorne.

„Vater, die Mutter ruft Dich," sagte eines der Kinder.

„Hören Sie mich an," flüsterte Morel einem der Gerichtsdiener schnell zu, „gestatten Sie mir eine letzte Begünstigung, handeln Sie nicht unmenschlich. — Ich habe nicht den Muth, von meiner Frau und meinen Kindern Abschied zu nehmen, mein Herz würde brechen. Wenn sie sehen, daß Sie mich fortführen, werden sie mir nachlaufen. — Ich möchte das vermeiden und bitte Sie, sagen Sie laut zu mir, Sie würden in drei oder vier Tagen wiederkommen, und stellen Sie sich, als gingen Sie; erwarten Sie mich auf der Treppe; fünf Minuten nachher komme ich nach, das erspart mir das Abschiednehmen; ich würde das nicht ertragen können, ich würde den Verstand darüber verlieren, was beinahe schon jetzt geschehen wäre."

„Wir kennen das. Sie wollen uns hinter das Licht führen," antwortete Malicorne; „Sie wollen sich drücken."

„Ach, mein Gott! mein Gott!" rief Morel in schmerzlichem Unwillen aus.

„Ich glaube nicht, daß er etwas Ungerechtes vorhat," sagte Bourdin leise zu seinem Cameraden; „wir wollen ihm den Willen thun, sonst kommen wir nicht fort von hier; ich werde außen an der Thüre bleiben; die Stube da hat keinen andern Ausgang, er kann uns nicht entgehen."

„Meinetwegen, aber das Donnerwetter soll ihn erschlagen! — Wie zerlumpt! Wie zerlumpt!" Dann sagte er leise zu Morel: „gut, wir wollen im vierten Stock warten, aber kommen Sie schnell nach."

„Ich danke Ihnen," antwortete Morel.

„Nun," sprach Bourdin laut, „da es so ist und Sie versprechen zu bezahlen, so wollen wir jetzt gehen; nach fünf oder sechs Tagen werden wir wiederkommen —"

„Ja, meine Herren, ich hoffe dann bezahlen zu können," antwortete Morel.

Die Gerichtsdiener entfernten sich.

Der kleine Lahme hatte sich, um nicht gesehen zu werden, in dem Augenblicke, als die Gerichtsdiener aus dem Stübchen traten, auf die Treppe geflüchtet.

„Hören Sie, Madame Morel!" sagte Mamsell Lachtaube zu der Frau des Steinschneiders, um dieselbe von den traurigen Ge-

danken zurückzubringen, „man läßt Ihren Mann in Ruhe; die beiden Gerichtsdiener sind fortgegangen.“

„Hörst Du, Mutter? Man führt den Vater nicht fort,“ sagte der älteste Knabe.

„Morel, Morel, nimm einen der großen Diamanten, man wird es nicht merken, und wir sind gerettet,“ sprach Magdalene in völligem Irrsein. „Unsere kleine Adele wird nicht mehr frieren, nicht mehr todt sein.“

Der Steinschneider benutzte einen Augenblick, in welchem ihn Niemand von den Seinigen ansah, und ging vorsichtig hinaus.

Der Handelsgerichtsdiener wartete draußen auf einem kleinen Vorsaale, dessen Decke ebenfalls das Dach bildete.

Auf diesen Vorsaal ging auch die Thüre zu einem Boden, in welchem Pipelet seinen Ledervorrath hatte. Der würdige Hausmann (Portier) nannte diese Bodenkammer, wie bereits erwähnt, seine Theaterloge, weil er durch ein Loch in der Wand in das Stübchen der Familie Morel hineinsehen und so Zeuge mancher trauriger Auftritte dort sein konnte.

Der Gerichtsdiener bemerkte diese Thüre und glaubte einen Augenblick, sein Gefangener habe vielleicht auf diesen Ausgang gerechnet, um zu entfliehen oder sich zu verbergen.

„Nun vorwärts!“ sagte er, indem er auf die erste Stufe trat und dem Steinschneider winkte, ihm zu folgen —

„Nur noch eine Minute, aus Barmherzigkeit!“ sagte Morel.

Er kniete nieder und warf durch eine Ritze in der Thüre einen letzten Blick auf seine Familie, faltete die Hände und sprach ganz leise unter heißen Thränen und mit herzzerreißender Stimme vor sich hin:

„Lebt wohl, meine armen Kinder! Lebe wohl, meine arme Frau! Lebt wohl!“

„Wird's nun bald?“ fiel Bourdin brutal ein.

Morel stand auf und wollte dem Gerichtsdiener folgen, als man auf der Treppe rufen hörte:

„Vater! Vater!“

„Louise!“ rief der Steinschneider, indem er die Hände zum Himmel emporhob, „ich werde sie also noch einmal sehen und umarmen können!“

„Gott sei Dank, ich komme noch zu rechter Zeit,“ sprach

die Stimme unten, und man hörte das Mädchen rasch die Treppe heraufsteigen.

„Beruhigen Sie sich, armes Kind," sagte eine dritte rauhe keuchende Stimme, die von weiter unten heraufklang, „ich stelle mich, wenn es sein muß, in der Flur unten auf, mit meinem Alten, und die Kerle sollen nicht eher hinaus, bis Sie mit ihnen gesprochen haben."

Man hat ohne Zweifel die Frau Pipelet erkannt, die minder rasch auf den Beinen war als Louise und derselben langsam folgte.

Einige Minuten nachher lag Louise in den Armen ihres Vaters.

„Du bist es, Louise, meine gute Louise!" rief Morel unter Thränen aus. „Aber wie blaß Du aussiehst! Mein Gott, was fehlt Dir?"

„Nichts —, nichts —," antwortete Louise stammelnd. — „Ich bin so schnell gelaufen. — Hier ist das Geld —"

„Was?"

„Du bist frei."

„Du wußtest also?"

„Ja, ja. — Nehmen Sie, meine Herrn, hier ist das Geld," sagte das Mädchen, indem sie Malicorne eine Rolle mit Goldstücken gab.

„Aber das Geld, Louise, das Geld?!"

„Du sollst Alles erfahren, jetzt nur sei ruhig. — Geh und beruhige meine Mutter."

„Nein —, sogleich," sprach Morel, indem er sich vor die Thüre stellte. — Er dachte an den Tod seines Kindes, von dem Louise noch nichts wußte. — „Warte, — ich muß erst mit Dir reden. — Aber das Geld, das Geld?"

„Nur eine Minute!" sagte Malicorne, indem er die Goldstücke überzählte und einsteckte. „Vierundsechzig, fünfundsechzig; — das macht dreizehnhundert Francs. — Haben Sie nur das?"

„Du bist ja nur dreizehnhundert Francs schuldig, nicht wahr?" sagte Louise bestürzt zu ihrem Vater.

„Ja," antwortete Morel.

„Richtig," entgegnete der Gerichtsdiener; „der Wechsel beträgt dreizehnhundert Francs, gut, der ist bezahlt, aber die Ko-

sten? Ohne die Verhaftung betragen sie schon elfhundert und vierzig Francs."

„Ach, mein Gott, mein Gott!" jammerte Louise; „ich glaubte, es wären nur dreizehnhundert Francs. — Mein guter Herr, — das soll später bezahlt werden; Sie haben doch eine hübsche Abschlagssumme erhalten, nicht wahr, Vater?"

„Später? — Sehr wohl; bringen Sie das Geld in das Gefängnißbüreau und man wird Ihren Vater freilassen. — Vorwärts! Halten Sie uns nicht länger auf."

„Sie führen ihn fort?"

„Wenn er den Rest bezahlt, wird er frei. Geh voran, Bourdin."

„Gnade! Gnade!" jammerte Louise.

„Nun geht das Gejammere von neuem an. Man könnte trotz der Kälte dabei schwitzen, auf Ehre!" sagte der Gerichtsdiener. Dann trat er zu Morel und setzte hinzu: „Wenn Sie nicht sogleich gehen, fasse ich Sie am Kragen und werde Sie hinunter transportiren."

„Ach, mein armer Vater! — Ich glaubte ihn wenigstens gerettet zu haben," sprach Louise tief betrübt.

„Nein, nein, Gott ist nicht gerecht!" rief der Steinschneider in Verzweiflung aus, indem er außer sich mit dem Fuße stampfte.

„Ja —, Gott ist gerecht; er erbarmt sich immer der rechtschaffenen Leute, die in Noth kommen," sprach eine kräftige, wohlklingende Stimme.

In demselben Augenblicke erschien Rudolph an der Thüre der kleinen Bodenkammer, wo er ungesehen mehrere Auftritte beobachtet hatte, die wir beschrieben haben.

Er war blaß und tief ergriffen.

Die Gerichtsdiener traten bei dieser plötzlichen Erscheinung unwillkürlich zurück. Morel und dessen Tochter sahen den Fürsten erstaunt an.

Rudolph zog aus seiner Westentasche ein kleines Packet zusammengelegter Banknoten, nahm drei davon, reichte sie Malicorne und sagte zu demselben:

„Hier sind 2500 Francs; geben Sie dem Mädchen das Gold zurück, das Sie von ihr erhielten!"

Der sehr verwunderte Gerichtsdiener nahm zögernd die Bank-

noten, besah sie von allen Seiten und steckte sie endlich ein. In dem Maße aber, wie sein mit Furcht verbundenes Staunen schwand, stellte sich seine gewöhnliche Rohheit und Grobheit wieder ein; er betrachtete Rudolph von dem Kopfe bis zu den Füßen und sagte zu ihm:

„Die Banknoten sind echt, aber wie kommen Sie zu einer so bedeutenden Summe? — Sie wird doch Ihr Eigenthum sein?"

Rudolph war sehr bescheiden gekleidet und in Folge seines Aufenthaltes in der Bodenkammer Pipelet's mit Staub bedeckt.

„Ich habe Dir gesagt, Du sollst das Gold dem jungen Mädchen da zurückgeben," entgegnete Rudolph kurz und hart.

„Ich habe Dir gesagt! — Warum nennst Du mich Du?" sprach der Gerichtsdiener, indem er drohend an Rudolph trat.

„Gieb das Gold heraus!" wiederholte der Fürst, indem er das Handgelenk Malicorne's faßte und so stark drückte, daß dieser unter dem gewaltigen Griffe zusammensank und sprach: „Sie thun mir weh, lassen Sie los!"

„Gieb das Gold heraus! Du bist bezahlt, und pack' Dich von dannen, ohne ein Wort zu sagen, oder ich werfe Dich die Treppe hinunter."

„Nur gemach! Nur gemach! Da ist das Gold," sagte Malicorne, indem er Louisen die Goldstücke überreichte, „aber nennen Sie mich nicht Du und mißhandeln Sie mich nicht. — Weil Sie stärker sind als ich, so —"

„Ja, wer sind Sie, daß Sie hier so auftreten?" fragte Bourdin hinter seinem Cameraden hervor; „wer sind Sie?"

„Wer er ist, Du Narr? Mein Miethsmann ist es, mein allerbester Miethsmann, Ihr groben Kerle!" rief die Frau Pipelet, die jetzt ganz athemlos herbeikam und auch diesmal ihre blonde Perücke à la Titus trug. Sie hatte in der Hand einen Topf mit rauchender Suppe, die sie den Morels bringen wollte —

„Was will die alte Hexe?" fiel Bourdin ein.

„Wenn Ihr mich antastet, kratze ich Euch die Augen aus," rief die Frau Pipelet, „und mein Miethsmann, mein bester Miethsmann wird Euch die Treppe hinunter spediren, wie er es gesagt hat; dann kehre ich Euch mit dem Besen hinaus wie Unrath, der Ihr seid."

„Die Alte ist im Stande, das ganze Haus gegen uns in

Aufruhr zu bringen. — Wir sind bezahlt, wir haben auch die Kosten erhalten, wollen also gehen," sagte Bourdin zu Malicorne.

„Da sind Ihre Papiere," sprach dieser zu Morel, indem er ihm ein Actenheft vor die Füße warf.

„Willst Du sie sogleich aufheben! Man bezahlt Dich, damit Du redlich und höflich bist," sagte Rudolph, indem er den Gerichtsdiener mit einer Hand zurückhielt und mit der andern auf die Papiere wies.

Der Gerichtsdiener, der bei diesem zweiten fürchterlichen Griffe wohl fühlte, daß er mit einem solchen Gegner sich nicht messen könnte, bückte sich murrend, hob das Heft auf und übergab es Morel, der es maschinenmäßig nahm.

Es war ihm, als träume er.

„Wenn Sie auch eine Eisenfaust haben, so sehen Sie sich doch vor, daß Sie nicht einmal unter unsere Hände gerathen," sagte Malicorne.

Nachdem er dabei die Faust gegen Rudolph geballt hatte, eilte er mit seinem Cameraden rasch die Treppe hinunter.

Die Frau Pipelet schickte sich an, Rudolph wegen der Drohungen des Gerichtsdieners zu rächen; sie sah begeistert ihren Suppentopf an und rief mit Heldenkühnheit aus:

„Die Schulden Morel's sind bezahlt, — sie werden sich selbst etwas zu essen kaufen können und brauchen meine Suppe nicht. Aufgepaßt unten!"

Dabei bog sich die Alte über die Treppenlehne und goß den Inhalt ihres Topfes den beiden Gerichtsdienern, welche eben die erste Treppe erreicht hatten, auf den Rücken.

„Tausend Millionen Donnerwetter!" schrie Malicorne; „wollt Ihr da oben aufpassen!"

„Alfred!" rief dagegen Madame Pipelet aus vollem Halse hinunter; „Alfred! Alter, gieb den Beiden etwas auf den Kopf! Sie erlaubten sich unanständige Bemerkungen gegen Deine Frau. Nimm den Besen! Schlag zu! Schlag zu!"

Und in ihrem Eifer warf sie den Gerichtsdienern auch den Topf nach, der mit entsetzlichem Getöse auf der Treppe zerbrach, als die Verfolgten eben die letzten Stufen erreicht hatten.

Während die Frau Pipelet die Gerichtsdiener mit Schimpf-

reden und Hohn verfolgte, war Morel vor Rudolph auf die Knie gesunken.

„Ach, lieber Herr, Sie retten uns das Leben! Wem verdanken wir diese unverhoffte Hilfe?“

„Gott! Er erbarmt sich, wie Sie sehen, der Rechtschaffenen.“

XIX.

Die Lachtaube.

Louise, die Tochter des Steinschneiders, war auffallend schön, groß und schlank und glich der Juno der Alten in der Regelmäßigkeit der ernsten Züge, wie der Jägerin Diana in der Zierlichkeit der hohen Gestalt. Trotz der gebräunten Gesichtsfarbe, trotz den durch schwere Arbeiten hartgewordenen und hochgerötheten Händen, trotz dem einfachen Anzuge hatte das Mädchen etwas Hohes und Edles an sich, das der Handwerker in seinem Vaterstolze etwas Prinzessinnenartiges nannte.

Wir wollen es nicht versuchen, den Dank und das freudige Staunen der Familie zu schildern, die so plötzlich einem entsetzlichen Schicksale entrissen war. Einen Augenblick wurde in diesem Freudenrausche selbst der Tod des Kindes vergessen.

Nur Rudolph bemerkte die ungewöhnliche Bläße Louisens und die düstere Trauer, aus der sie sich trotz der Befreiung ihres Vaters nicht herausreißen zu können schien.

Um die Familie über ihre Zukunft vollständig zu beruhigen, und eine Freigebigkeit zu rechtfertigen, die sein Incognito gefährden konnte, sagte Rudolph zu dem Steinschneider, den er auf den Vorsaal zog, während Mamsell Lachtaube Louise auf den Tod ihrer kleinen Schwester vorbereitete:

„Gestern früh war eine junge Dame hier bei Ihnen?“

„Ja, Herr, und sie schien mit Schmerz den Zustand zu sehen, in dem wir uns befinden.“

„Nächst Gott haben Sie ihr zu danken, nicht mir —“

„Es wäre also wahr? Diese junge Dame —"

„Ist Ihre Wohlthäterin. — Ich habe oft Waaren zu ihr getragen; vorgestern, als ich hier im Hause ein Zimmer miethete, erfuhr ich durch die Portiersfrau Ihre grausame Lage, und da mir der wohlthätige Sinn jener Dame bekannt war, so ging ich zu ihr; gestern war sie hier, um sich selbst von der Größe Ihrer Armuth zu überzeugen; sie wurde schmerzlich davon ergriffen, und da diese Noth nicht die Folge eines schlechten Lebenswandels sein kann, so hat sie mich beauftragt, selbst und so bald als möglich Erkundigungen über Sie einzuziehen, weil sie nach Ihrer Rechtschaffenheit ihre Wohlthaten bemessen wollte —"

„Die gütige, vortreffliche Dame! Ich hatte wohl Recht, als ich sagte —"

„Als Sie zu Magdalenen sagten: wenn es die Reichen nur wüßten! nicht wahr?"

„Sie kennen den Namen meiner Frau? Wer hat Ihnen gesagt, daß —"

„Seit diesem Morgen sechs Uhr," unterbrach Rudolph Morel, „war ich in der Bodenkammer neben Ihrer Stube versteckt."

„Sie? — Herr!"

„Ich habe Alles gehört, Alles, Sie ehrlicher vortrefflicher Mann!"

„Mein Gott, warum waren Sie da?"

„Ich konnte nirgends besser Auskunft erhalten als von Ihnen selbst; ich wollte, Ihnen unbewußt, Alles sehen und hören. — Der Portier hatte von dieser Kammer gesprochen, als er mir anbot, sie mir als Holzplatz zu vermiethen. — Diesen Morgen verlangte ich sie zu sehen, ich bin eine Stunde dageblieben und konnte mich überzeugen, daß es keinen rechtlichern, edlern und muthiger ergebenen Charakter giebt als den Ihrigen."

„Du lieber Gott, das ist kein großes Verdienst; ich bin so geboren und könnte nicht anders handeln."

„Ich weiß es wohl, auch lobe ich Sie nicht, aber ich schätze Sie. — Ich wollte eben aus der Kammer heraustreten, um Sie von den Gerichtsdienern zu befreien, als ich die Stimme Ihrer Tochter hörte, der ich das Vergnügen lassen wollte, Sie zu retten. Leider entzog der armen Louise die Habsucht der Gerichtsdiener diese Freude, und ich trat nun erst hervor. Ich hatte gestern einige Summen eingezogen, die man mir schuldig war, und

konnte also Ihrer Wohlthäterin einen Vorschuß leisten, indem ich Ihre ung ückliche Schuld bezahlte. Aber Ihr Unglück ist so groß gewesen, Sie haben es auf so würdige Weise ertragen, daß die Theilnahme, die man Ihnen schenkt und die Sie verdienen, dabei nicht stehen bleiben wird. Ich kann Ihnen im Namen Ihres rettenden Engels eine friedliche glückliche Zukunft verbürgen —"

„Wäre es möglich? Aber ihren Namen nennen Sie mir wenigstens, guter Herr, den Namen dieses Engels vom Himmel, des rettenden Engels, wie Sie die Dame nennen!"

„Ja, ein Engel ist sie, — und Sie hatten ganz Recht, als Sie sagten, Große und Kleine, Vornehme und Geringe hätten ihre Noth —"

„Die Dame ist auch unglücklich?"

„Wer hätte nicht seinen Kummer? — Aber ich sehe keinen Grund, warum ich Ihnen ihren Namen verschweigen sollte. Die Dame heißt —"

Rudolph bedachte jedoch, daß die Frau Pipelet recht wohl wußte, die Frau von Harville sei in das Haus nur gekommen, um nach dem „Commandanten" zu fragen, fürchtete das indiscrete Geschwätz der Portiersfrau und fuhr nach einer kurzen Pause fort:

„Ich werde Ihnen den Namen der Dame — unter einer Bedingung nennen."

„Sprechen Sie, guter Herr, sprechen Sie."

„Unter der Bedingung, daß Sie den Namen gegen Niemanden, hören Sie? gegen Niemanden nennen —"

„Ich schwöre es Ihnen. — Kann ich aber ihr, der Vorsehung der Armen, nicht wenigstens danken?"

„Ich werde die Frau von Harville fragen und zweifele nicht, daß sie einwilliget —"

„Die Dame heißt —?"

„Marquise von Harville."

„Ich werde diesen Namen nie vergessen; sie soll meine Heilige sein, zu der ich bete. — Wenn ich bedenke, daß durch sie meine Frau und meine Kinder gerettet sind . . .! — gerettet! nein, nicht alle, nicht alle, die arme kleine Adele werden wir nicht wiedersehen. — Ach Du lieber Gott, wir würden sie freilich doch einmal verloren haben, — sie war nicht zu retten —"

Und der Steinschneider trocknete die Augen.

„Was die Bestattung des armen Kindes betrifft, so hören Sie mich an. — Ich bewohne mein Zimmer noch nicht; es ist groß, gesund und luftig; es steht bereits ein Bett darin und man könnte alles Nöthige dahin bringen, damit Sie und Ihre Familie vor der Hand dort wohnten, bis es der Frau von Harville gelungen ist, Ihnen eine passende Wohnung zu verschaffen. — Die Leiche Ihres Kindes bliebe dann hier in der Stube, wo in der Nacht, wie es sich geziemt, ein Geistlicher bei ihr wacht und betet. Ich werde den Herrn Pipelet bitten, die Besorgung dieser traurigen Angelegenheit zu übernehmen."

„Aber Sie Ihres Zimmers zu berauben! Nein, nein. — Jetzt, da wir ruhig sind, da ich nicht mehr fürchte, in das Gefängniß gebracht zu werden, werden wir unsere kleine Wohnung für einen wahren Palast ansehen, besonders wenn meine arme Louise bei uns bleibt und wie sonst für Alles sorgt."

„Ihre Louise soll Sie nicht mehr verlassen. — Sie sagten, es würde Ihre größte Freude sein, sie immer in Ihrer Nähe zu haben.— Es soll nicht blos Ihre Freude, es soll Ihr Lohn sein."

„Ach, Herr, ist es nur möglich? Es kommt mir Alles wie ein Traum vor. — Ich bin nie sehr fromm gewesen, aber ein solcher Vorfall, eine solche unerwartete Hilfe könnte Einen zu dem Glauben bringen . . ."

„Glauben Sie immer, — was wagen Sie dabei?"

„Sie haben Recht," antwortete Morel, „was wagt man dabei?"

„Wenn der Schmerz eines Vaters Entschädigungen anerkennen könnte, würde ich Ihnen sagen, daß Sie zwar eine Tochter verloren, eine andere aber wiedergefunden haben."

„Sie haben Recht, guter Herr. — Wir haben nun unsere Louise —"

„Sie nehmen mein Zimmer an, nicht wahr? Wie sollte sonst die Wache bei der Todten möglich sein? Denken Sie an Ihre Frau, deren Kopf schon so schwach ist —; wollten Sie ihr vierundzwanzig Stunden lang ein so trauriges Schauspiel vor die Augen stellen?"

„Sie denken an Alles, an Alles! Wie gütig Sie sind!"

„Sie haben Ihrem wohlthätigen Engel zu danken. — Ich sage Ihnen nur, was sie sagen würde, und sie wird gewiß Alles billigen. — Sie nehmen also an, die Sache ist abgemacht. Jetzt sagen Sie mir, dieser Jacob Ferrand —?"

Eine finstere Wolke zog über die Stirn Morel's.

„Dieser Jacob Ferrand," fuhr Rudolph fort, „ist der Notar Jacob Ferrand, welcher in der rue du sentier wohnt?"

„Ja, Herr. — Kennen Sie ihn?" Dann fuhr Morel fort, indem von neuem seine Besorgnisse wegen Louise aufstiegen:

„Da Sie mich gehört haben, guter Herr, so sagen Sie, — sagen Sie —, habe ich wohl ein Recht, gegen diesen Mann aufgebracht zu sein? Und wer weiß, ob meine Tochter, meine Louise —"

Er konnte nicht vollenden und schlug die Hände über das Gesicht.

Rudolph errieth seine Besorgnisse.

„Gerade dieser äußerste Schritt des Notars," sagte er zu Morel, „muß Sie beruhigen; er ließ Sie ohne Zweifel verhaften, um sich zu rächen, weil Ihre Tochter seine Anträge abgewiesen; übrigens habe ich alle Ursache zu glauben, daß er ein unredlicher Mann ist. — Wenn dies wirklich so ist," setzte Rudolph nach einer kurzen Pause hinzu, „so rechnen Sie auf die Vorsehung, sie wird ihn strafen —"

„Er ist sehr reich und ein Heuchler."

„Sie waren sehr arm und verzweifelten. — Hat die Vorsehung Sie verlassen?"

„Ach nein, Herr. Glauben Sie nicht, daß ich das aus Undankbarkeit sage."

„Ein rettender Engel ist Ihnen erschienen, und ein unerbittlicher Rächer wird vielleicht den Notar erfassen, — wenn er schuldig ist."

In diesem Augenblicke kam Mamsell Lachtaube aus dem Stübchen heraus und wischte die Augen ab.

Rudolph sagte zu dem Mädchen:

„Nicht wahr, schöne Nachbarin, Herr Morel wird wohlthun, wenn er mit seiner Familie mein Zimmer bezieht, bis sein Wohlthäter, in dessen Namen ich handle, eine anständige Wohnung für ihn gefunden hat?"

Das Mädchen sah Rudolph verwundert an.

„Sie wollten so edel sein, mein Herr?"

„Ja, aber unter einer Bedingung, die von Ihnen abhängt, schöne Nachbarin —"

„Alles, was von mir abhängt, werde ich —"

„Ich habe einige sehr dringende Rechnungen für meinen Prinzipal in Ordnung zu bringen, man wird sie bald abholen lassen, — meine Papiere liegen unten — Werden Sie, als gute Nachbarin, mir erlauben, diese Arbeit bei Ihnen, an einer Ecke Ihres Tisches, zu verrichten, während Sie auch arbeiten? Ich würde Sie nicht stören und die Familie Morel könnte sogleich, mit Hilfe Pipelet's und seiner Frau, bei mir einziehen —"

„Wenn es weiter nichts ist, herzlich gern; Nachbarn müssen einander behilflich sein. — Sie geben in dem, was Sie für den guten Morel thun, ein schönes Beispiel. — Zu Ihrem Befehl, mein Herr!"

„Nennen Sie mich „Nachbar", sonst ist es mir nicht wohl und ich könnte Ihr Anerbieten nicht annehmen," antwortete Rudolph lächelnd.

„Darauf soll es mir nicht ankommen! Und ich kann Sie ja auch Nachbar nennen, da Sie es sind."

„Vater, die Mutter ruft, komm! komm!" sagte einer der Knaben, der aus dem Stübchen herauskam.

„Gehen Sie, lieber Herr Morel. — Wenn unten Alles bereit ist, wird man es Ihnen anzeigen."

Der Steinschneider ging schnell in das Stübchen hinein.

„Nun, schöne Nachbarin," sagte Rudolph, „Sie müssen mir noch eine Gefälligkeit erzeigen."

„Von ganzem Herzen gern, wenn es mir möglich ist, Herr Nachbar."

„Sie sind, ich weiß es, eine vortreffliche gute Wirthin und es ist nöthig, für die Familie Morel sogleich das zu kaufen, was sie an Kleidungsstücken, Betten ꝛc. in meinem Zimmer braucht, wo sich erst mein Junggesellenmobiliar befindet, das nicht viel ist und das man gestern gebracht hat. Wie fangen wir es an, um das herbeizuschaffen, was ich für die Morels wünsche?"

Das Mädchen dachte einen Augenblick nach, dann antwortete sie:

„Binnen zwei Stunden können Sie Alles haben, gute fertige warme propere Kleidungsstücke, gute weiße Wäsche für die ganze Familie, zwei kleine Betten für die Kinder, eins für die Großmutter, kurz Alles, was nöthig ist, aber das wird viel, viel Geld kosten."

„Wieviel wohl?"

„Wenigstens, — wenigstens fünf- bis sechshundert Francs."

„Für Alles?"

„Ja. — Sie sehen, es ist viel Geld," sagte das Mädchen, die große Augen machte und den Kopf schüttelte.

„Und wir könnten Alles bekommen?"

„Binnen zwei Stunden."

„Sie sind ja wahrhaftig eine Fee, schöne Nachbarin!"

„Ach nein, es ist ganz einfach. — Der „Temple" ist hier ganz in der Nähe, und dort findet man Alles, was man braucht."

„Der Temple?"

„Ja, der Temple."

„Was ist das?"

„Sie kennen den Temple nicht, Nachbar?"

„Nein, Nachbarin."

„Dort kaufen sich aber doch alle Leute wie Sie und ich, wenn sie sparsam sind, die Meubles, Kleider und Alles. Es ist dort viel billiger und ganz gut —"

„Wahrhaftig?"

„Das glaube ich. — Wieviel haben Sie z. B. für Ihren Rock da gegeben?"

„Das kann ich Ihnen nicht genau sagen —"

„Was, Nachbar? Sie wissen nicht, was Sie Ihr Rock kostet?"

„Ich will es Ihnen im Vertrauen gestehen, schöne Nachbarin," antwortete Rudolph lächelnd, „ich habe ihn noch nicht bezahlt. — Sie sehen daraus, daß ich nicht wissen kann . . ."

„Herr Nachbar, Herr Nachbar, es kommt mir vor, als hielten Sie nicht eben sehr auf Ordnung!"

„Ach nein, schöne Nachbarin."

„Das muß anders werden, wenn wir Freunde werden sollen, und ich sehe es, wir werden Freunde werden, Sie haben ein so gutmüthiges Gesicht! und Sie sollen es nicht bereuen, mich zur Nachbarin zu haben. — Sie helfen mir, ich helfe Ihnen, wie es Nachbarn geziemt. — Ich werde für Ihre Wäsche sorgen und Sie helfen mir mein Stübchen bohnen. — Ich stehe sehr früh auf und werde Sie wecken, damit Sie nicht so spät in Ihr Geschäft kommen. — Ich klopfe so lange an die Wand, bis Sie rufen: guten Morgen, Nachbarin!"

„Schön! vortrefflich! Sie wecken mich, Sie sorgen für meine Wäsche und ich bohne Ihr Zimmerchen.“

„Und Sie werden ordentlich?“

„Gewiß.“

„Und gehen in den Temple, wenn Sie etwas zu kaufen haben? Denn sehen Sie, Ihr Rock da kostet Ihnen vielleicht achtzig Francs, im Temple bekommen Sie ihn für dreißig.“

„Das ist ja wunderbar! Sie glauben also, daß wir mit fünf- bis sechshundert Francs für die armen Morels —“

„Damit könnten sie gänzlich, sehr gut und für eine lange Zeit ausgestattet werden.“

„Eine Idee, liebe Nachbarin!“

„Lassen Sie Ihre Idee sehen, Herr Nachbar!“

„Sie verstehen sich auf Wirthschaftsgegenstände?“

„Ja, — ein wenig,“ antwortete das Mädchen mit einiger Eitelkeit.

„Nehmen Sie meinen Arm, wir wollen in den Temple gehen und eine Ausstattung für die Morels kaufen; ja?“

„Welches Glück! Die armen Leute! Aber das Geld?“

„Ich habe Geld.“

„Fünfhundert Francs?“

„Der Wohlthäter der Familie Morel hat mir Vollmacht gegeben, er wird nichts schonen, bis die braven Leute sich wohl befinden. Wenn man irgendwo bessere Sachen bekommt als im Temple —“

„Nirgends findet man etwas Besseres und Alles ist gleich fix und fertig; kleine Kuttchen für die Kinder, Kleider für die Mutter —‘,

„So wollen wir in den Temple gehen, liebe Nachbarin.“

„Ach mein Gott! — aber . . .“

„Nun was denn?“

„Nichts, — nur —, sehen Sie, meine Zeit ist Alles, was ich habe; ich habe schon etwas versäumt, weil ich oft zu Morels gegangen bin, und Sie werden einsehen, eine Stunde hier, eine Stunde da, bald macht es einen ganzen Tag und ein Tag das sind dreißig Sous; wenn man aber auch einen Tag nichts verdient, leben muß man doch. Aber — gleichviel! — ich arbeite in der Nacht etwas länger, die Lustpartien sind so selten und der heutige Ausgang macht mir große Freude, — es ist mir, als

wäre ich reich, reich, sehr reich und als kaufte ich alle die schönen Sachen für die armen Morels mit meinem Gelde. Ich nehme nur rasch den Shawl um, setze ein Häubchen auf und stehe zu Diensten, Herr Nachbar!"

„Erlauben Sie, daß ich, da Sie so bald fertig sind, meine Papiere unterdeß zu Ihnen bringe?"

„Sehr gern, Sie werden da mein Stübchen sehen," antwortete das Mädchen mit Stolz, „denn ich habe schon aufgeräumt, was Ihnen beweist, daß ich früh aufstehe und daß, wenn Sie ein Langschläfer sind, Sie an mir eine schlimme Nachbarin haben werden."

Leicht wie ein Vogel flatterte das Mädchen die Treppe hinunter. Rudolph folgte ihr und ging zuerst in sein Zimmer, um sich von dem Staube aus der Bodenkammer Pipelet's zu befreien.

Wir werden später mittheilen, warum Rudolph von der Entführung Mariens noch nicht unterrichtet war, die den Tag vorher stattgefunden hatte.

Wir erinnern ferner den Leser daran, daß Mamsell Lachtaube allein die Wohnung Franz Germain's, des Sohnes der Madame Georges, kannte, und Rudolph viel daran lag, dieses wichtige Geheimniß zu ergründen.

Der Gang nach dem Temple, den er der Grisette vorschlug, sollte ihm ihr Vertrauen gewinnen und zugleich die traurigen Gedanken zerstreuen, welche der Tod des Kindes Morel's in ihm geweckt hatte.

Das Kind, welches Rudolph noch so schmerzlich betrauerte, mußte ungefähr in demselben Alter gestorben sein.

In diesem Alter war Marie wirklich der Eule von der Wirthschafterin des Notars Jacob Ferrand übergeben worden.

Später werden wir berichten, unter welchen Umständen und zu welchem Zwecke.

Rudolph trat mit einer großen Papierrolle in das Stübchen seiner Nachbarin.

XX.

Die Lachtaube.

Die Lachtaube war ungefähr in demselben Alter wie die Schallerin, ihre ehemalige Gefängnißgenossin; aber es war ein Unterschied zwischen den beiden jungen Mädchen wie zwischen Lachen und Weinen, zwischen der fröhlichen Sorglosigkeit und dem melancholischen Brüten, zwischen der kühnsten Gleichgiltigkeit gegen die Zukunft und einem traurigen fortwährenden Nachdenken über die Zukunft, zwischen einer zarten, vortrefflichen, erhabenen, poetischen, schmerzlich empfindlichen, unheilbar verletzten Natur und einer heitern, lebendigen, glücklichen, beweglichen, prosaischen, sorglosen, obgleich gutmüthigen und mitleidigen; Lachtaube, wie wir das Mädchen noch immer nennen und wie sie allgemein hieß, war weit entfernt, egoistisch zu sein, sie hatte keinen Kummer als über die Noth anderer Leute, an denen sie von Herzen Antheil nahm und für die sie sich bereitwillig aufopferte, die sie aber auch vergaß, sobald sie den Rücken gewendet hatte, wie man im gewöhnlichen Leben sagt. Oft fing sie mitten im Lachen an zu weinen oder hörte plötzlich zu weinen auf, um hell zu lachen.

Als ein echtes Kind von Paris zog sie den Lärm der Stille, die Bewegung der Ruhe, die geräuschvolle Orchestermusik der Bälle im Colosseum ꝛc. dem sanften Rauschen des Windes, des Wassers und der Blätter; — den betäubenden Tumult in den Straßen der Stadt der Stille der Felder; — den blendenden Glanz der Feuerwerke, das Flimmern und Funkeln des Bouquets und den Donner der Kanonenschläge der heitern Stille einer schönen Sternennacht vor. Ach ja, das gute Mädchen zog offen den schwarzen Straßenkoth der Hauptstadt den grünen blühenden Wiesen, das schmutzige oder brennendheiße Pflaster dem frischen weichen Moose der Waldwege, den erstickenden Staub an den Barrieren oder auf den Boulevards dem Wogen der goldenen Aehren, den rothen Klatschrosen und den blauen Kornblumen vor —

Sie verließ ihr Stübchen nur des Sonntags und jeden Morgen früh, um Brod, Milch und Futter für sich und ihre beiden Vögel, wie die Frau Pipelet sagte, einzukaufen; aber sie lebte in Paris für Paris. Sie würde verzweifelt sein, hätte sie anderswo als in der Hauptstadt wohnen sollen.

Noch eine andere Anomalie! Trotz dieser Vorliebe für Pariser Vergnügungen, trotz der Freiheit oder vielmehr der Verlassenheit, in der sie lebte, da sie in der Welt ganz allein stand, trotz der fabelhaften Sparsamkeit, die sie selbst bei ihren geringsten Ausgaben berücksichtigen mußte, um mit etwa 30 Sous täglich auszukommen, trotz dem pikantesten, dem liebenswürdigsten, reizendsten Gesichtchen von der Welt wählte sie sich ihre Liebhaber (— wir sagen nicht ihre Geliebten; die Zukunft wird zeigen, ob man die Bemerkungen der Frau Pipelet über die Nachbarn der Grisette als Verleumdungen oder als Ausplaudereien ansehen muß—) stets nur unter Ihresgleichen, d. h. sie wählte nur ihre Nachbarn.

Ein wohlhabender und berühmter Künstler, ein moderner Rafaël, dessen Giulio Romano Cabrion war, hatte ein Portrait des Mädchens gesehen, dem in dieser Studie nach der Natur keineswegs geschmeichelt war. Dem Meister fielen die reizenden Züge dieses jungen Mädchens auf und er behauptete gegen seinen Schüler, derselbe habe sein Modell idealisirt. Cabrion, stolz auf seine schöne Nachbarin, erbot sich, sie seinem Meister als Kunstgegenstand zu zeigen und zwar eines Sonntags bei einem Balle in der Hermitage. Der Rafaël war entzückt und bot Alles auf, um seinen Giulio Romano zu verdrängen. Er machte der Grisette die lockendsten, die glänzendsten Anerbietungen, sie schlug dieselben aber heldenmüthig aus, während sie an Sonntagen ohne Ziererei und Bedenken von dem Nachbar ein bescheidenes Diner in irgend einer Restauration und einen Platz auf der Galerie in einem Theater annahm.

Ein solches vertrauliches Verhältniß war sehr gefährlich und konnte argen Verdacht wegen der Tugend des Mädchens erregen.

Ohne uns über diesen Gegenstand weiter auszusprechen, bemerken wir blos, daß es in manchen gegenseitigen delicaten Verhältnissen undurchdringliche Geheimnisse und unergründliche Tiefen giebt.

Nur noch einige Worte über das Aeußere des Mädchens

und wir geleiten sodann Rudolph in das Zimmer seiner Nachbarin.

Lachtaube war kaum achtzehn Jahre alt, von mittlerer Größe, selbst klein zu nennen, aber völlig tadellos gewachsen, üppig voll und rund, doch so, wie es gerade für sie paßte. Die Bewegung ihrer kleinen Füße, die immer zierlich mit Stiefelchen von schwarzem Casimir mit etwas starken Sohlen bekleidet waren, erinnerte an den flinken zierlichen Gang der Wachtel oder der Bachstelze. Sie schien gar nicht zu gehen, denn sie schwebte gleichsam über das Pflaster hin, das sie nur leicht berührte.

Dieser den Grisetten eigenthümliche zugleich flinke, herausfordernde und etwas schüchterne Gang muß ohne Zweifel drei Ursachen zugeschrieben werden: ihrem Wunsche hübsch gefunden zu werden; ihrer Furcht vor einer zu ausdrucksvoll ausgesprochenen oder angedeuteten Bewunderung, und ihrem Wunsche, bei ihren Gängen so wenig Zeit als möglich einzubüßen.

Rudolph hatte das Mädchen bisher nur in dem dunkeln Stübchen Morel's und auf dem nicht minder dunkeln Vorsaale gesehen und er wurde deshalb fast geblendet von der strahlenden Frische seiner Nachbarin, als er leise in das Zimmer mit zwei großen Fenstern trat. Er blieb einen Augenblick unbeweglich stehen, einen so gewaltigen Eindruck machte das reizende Bild vor seinen Augen auf ihn.

Das Mädchen stand vor einem Spiegel über dem Kamine und knüpfte unter dem Kinne die Bänder eines Häubchens von gesticktem Tülle zusammen, das mit kirschrothen Schleifen garnirt war. Dieses vorn sehr schmale, sehr weit nach hinten gesetzte Häubchen ließ unverhüllt zwei breite dicke glänzendschwarze Haarstreifen sehen, die weit an der Stirn heruntergingen. Die feinen schmalen Brauen schienen mit Tusche gemalt zu sein und rundeten sich über zwei muntern schalkhaften schwarzen großen Augen. Die festen vollen Wangen hatten die frischeste Farbe und das Sammetweiche einer Pfirsich. Das kleine Stumpfnäschen schaute keck in die Welt hinein; um den etwas großen Mund mit rothen feuchten Lippen und kleinen dichten weißen Perlenzähnen spielte neckisches Lachen; von drei reizenden Grübchen, die dem Gesicht eine schalkhafte Anmuth gaben, befanden sich zwei auf den Wangen, das dritte am Kinn, nicht weit von einem schwarzen Schönheitsmale an dem Mundwinkel.

Zwischen einem breit umgeschlagenen garnirten Kragen und dem Boden des kleinen mit kirschrothem Band ausgeputzten Häubchens sah man einen Wald von schönen Haaren, die so vollkommen sorgfältig aufgenommen waren, daß ihre Wurzel so scharf und schwarz sich darstellte, als wäre sie auf das Elfenbein dieses Halses gemalt gewesen.

Ein Kleid von braunem Merinos mit glattem Rücken und engen Aermeln hob die Taille hervor, die so schlank war, daß das Mädchen — aus Sparsamkeit nie ein Corset trug. Eine Weichheit und eine ungewöhnliche Natürlichkeit in allen Bewegungen der Achseln und des Oberkörpers, welche an den weichen wellenartigen Gang der Katze erinnerte, verrieth diese Eigenthümlichkeit.

Man denke sich ein an den runden marmorglatten Formen eng anliegendes Kleid und man wird gestehen, daß das Mädchen recht wohl alles übrige Zubehör der Toilette entbehren konnte. Der Bund einer kleinen dunkelgrünen Levantine-Schürze umfaßte die Taille, die man mit den zehn Fingern hätte umspannen können.

Rudolph stand noch immer unbeweglich und unbemerkt an der Thüre und seine schöne Nachbarin, die noch allein zu sein glaubte, strich erst mit ihrer niedlichen weißen Hand das gescheitelte Haar glatt, dann stellte sie den kleinen Fuß auf einen Stuhl und bückte sich, um das Stiefelchen zuzuschnüren. Dies konnte nicht geschehen, ohne daß die neugierigen Blicke Rudolph's einen schneeweißen Strumpf und die Hälfte eines untadeligen Beines erblickten.

Nach der detaillirten Schilderung der Toilette erräth man, daß die Grisette das schönste Häubchen und das netteste Schürzchen gewählt hatte, um ihrem Nachbar bei ihrem Gange in den Temple Ehre zu machen.

Der angebliche Handlungsdiener gefiel ihr recht wohl, vor Allem das zugleich wohlwollende und doch auch stolze und kecke Gesicht; dann bewies er sich gegen die Morels so mitleidig, indem er ihnen sein Zimmer abtrat, daß Rudolph durch diesen Beweis von seiner Herzensgüte, vielleicht auch durch sein Gesicht das Vertrauen der Näherin sich sofort erworben hatte.

Das Mädchen wünschte sich nach ihren praktischen Ideen von der nothwendigen Vertraulichkeit und den gegenseitigen Ver-

pflichtungen, welche die Nachbarschaft mit sich bringt, aufrichtig Glück, daß ein solcher Nachbar wie Rudolph dem Reisediener, dem Herrn Cabrion und Franz Germain gefolgt sei, denn es war ihr bereits so vorgekommen, als bleibe das Zimmer neben ihr recht lange unvermiethet, und sie fürchtete, einen Nachbar zu erhalten, der ihr nicht „convenire".

Rudolph benutzte seine Unsichtbarkeit, um das Stübchen zu mustern, das seine Erwartungen noch übertraf, die er sich nach den Lobeserhebungen der Frau Pipelet über die außerordentliche Reinlichkeit des Mädchens gebildet hatte.

Man konnte nichts Niedlicheres und Geordneteres sehen, als dieses Stübchen.

Die Wände waren mit grauen Papiertapeten mit grünen Bouquets bekleidet. An dem Kamine stand ein Ofen von weißer Faience und daneben war das vorräthige Holz aufgeschüttet, das so kurz und dünn geschnitten war, daß man jedes Stück ohne große Uebertreibung ein großes Schwefelhölzchen nennen konnte.

Auf dem Kamin von Stein, der marmorartig angestrichen war, sah man als Verzierung zwei gewöhnliche schöne grüne Blumentöpfe, die von dem Frühjahre an immer mit gemeinen, aber wohlriechenden Blumen gefüllt waren; ein kleines Uhrgehäuse hielt eine silberne Taschenuhr, welche die Stelle einer Stutzuhr vertrat; daneben glänzte ein kupferner spiegelblanker Leuchter, der ein kleines Stück Wachslicht trug, und an der andern Seite stand eine nicht minder blank geputzte Lampe. Ein ziemlich großer Spiegel in schwarzem Holzrahmen hing über dem Kamine.

Bunte Vorhänge mit wollenen Fransen, die das Mädchen selbst gearbeitet hatte, fielen anmuthig an den Fenstern und vor dem Bette herab, auf welchem eine Decke von gleichem Stoffe lag. Zwei Schränke mit Glasthüren standen zu beiden Seiten des Alcovens und enthielten wahrscheinlich die Wirthschaftsgeräthe, den Besen ꝛc., denn keiner dieser Gegenstände verunzierte das Stübchen.

Eine glänzend polirte Commode von schön geädertem Nußbaumholze, vier Stühle von demselben Holze, ein großer Tisch, der mit einer grünen wollenen Decke überdeckt war, ein Strohlehnstuhl mit gleichem Fußbänkchen, der gewöhnliche Sitz des Mädchens, bildeten das bescheidene Mobiliar.

An einem Fenster endlich sah man den Käfig mit zwei Canarienvögeln, den treuen Tischgenossen des Mädchens.

Nach einer der industriösen Ideen, auf die nur Arme kommen, stand dieser Käfig in einem fast einen Fuß tiefen hölzernen Untersetzer auf einem Tische. Dieser Holzkasten, den das Mädchen den Garten ihrer Vögel nannte, war mit Erde gefüllt und im Winter mit Moos belegt; im Sommer dagegen wuchsen Blümchen darin.

Rudolph betrachtete diese Wohnung mit Neugierde und Theilnahme.

Er dachte sich die Einsamkeit durch das Zwitschern der Vögel und den Gesang des Mädchens belebt; im Sommer arbeitete sie ohne Zweifel an dem offenen Fenster, das durch wohlriechende Wicken, Reseda und Winden halb verschleiert war; im Winter saß sie im Lichte ihrer Lampe neben ihrem kleinen Ofen. Sonntags zerstreuete sie sich durch Vergnügungen, die ein junger, sorgloser, liebevoller Nachbar mit ihr theilte. (Rudolph hatte keinen Grund, an eine besondere Tugend der Grisette zu glauben.)

Am Montage nahm sie dann ihre Arbeiten wieder auf und dachte an die vergangenen und an die kommenden Freuden.

Soweit war Rudolph mit seinen Gedanken gekommen, als er unwillkürlich nach der Thüre sah und einen großen Riegel bemerkte, — einen Riegel, der an einer Gefängnißthüre nicht am unrechten Orte gewesen sein würde.

Dieser Riegel nöthigte ihn zum Nachdenken.

Er konnte zwei Bedeutungen haben, für einen doppelten Gebrauch bestimmt sein, — die Thüre *hinter* den Verliebten, die Thüre *vor* Verliebten zu verschließen.

Eine dieser Benutzungen widersprach den Behauptungen der Frau Pipelet vollkommen.

Die andere bestätigte sie.

Rudolph dachte noch darüber nach, als das Mädchen sich umdrehte, ihn erblickte und, ohne ihre Stellung zu ändern, sagte:

„Sie sind da, Herr Nachbar?“

XXI.

Nachbar und Nachbarin.

Als das Stiefelchen geschnürt war, verschwand der niedliche Fuß unter den weiten Falten des braunen Kleides und das Mädchen fuhr fort:

„Sie sind hereingeschlichen?"

„Ich stand und bewunderte schweigend —"

„Und was bewunderten Sie, Nachbar?"

„Das niedliche Stübchen, denn Sie wohnen wie eine Königin, schöne Nachbarin —"

„Das ist mein Luxus, sehen Sie. — Ich gehe nie aus und so muß es mir doch wenigstens zu Hause gefallen."

„Welche schöne Gardinen! Und diese Commode, — sie sieht aus, als wäre sie von Mahagoni! Sie haben viel Geld ausgeben müssen!"

„Sprechen Sie nicht davon. — Ich hatte 450 Frcs., als ich aus dem Gefängnisse kam; fast Alles ist darauf gegangen —"

„Als Sie aus dem Gefängnisse kamen? — Sie? —"

„Ja. Das ist eine ordentliche Geschichte. Daß ich wegen einer Uebelthat im Gefängnisse war, werden Sie nicht glauben?"

„Nein, aber —"

„Nach der Cholera stand ich ganz allein in der Welt. — Ich war damals zehn Jahre alt."

„Wer hatte bis dahin für Sie gesorgt?"

„Recht brave Leute, — sie starben an der Cholera." (Die großen Augen des Mädchens wurden feucht.) „Man verkaufte das Wenige, was sie besaßen, um einige kleine Schulden zu bezahlen, und ich hatte Niemanden, der sich meiner annehmen wollte. Da ich nun nicht wußte, was ich thun sollte, so ging ich in die Hauptwache unserm Hause gegenüber und sagte zu der Schildwache: Herr Soldat, meine Eltern sind gestorben und ich weiß nicht, wohin ich gehen soll; was soll ich thun? Darüber kam der Officier, der mich zu dem Polizeicommissar

führen ließ, und dieser steckte mich in das Gefängniß als Landstreicherin. Erst als ich sechzehn Jahre alt war, erhielt ich meine Freiheit wieder."

„Aber Ihre Eltern?"

„Ich weiß nicht, wer mein Vater gewesen ist; ich war sechs Jahre alt, als ich meine Mutter verlor, die mich aus dem Findelhause genommen hatte, in das sie mich anfangs hatte bringen müssen. Die braven Leute, die ich erwähnte, wohnten in unserm Hause: sie hatten keine Kinder und nahmen sich meiner an, als sie sahen, daß ich eine Waise geworden —"

„Welchem Stande gehörten sie an?"

„Papa Cretu war Tüncher und seine Frau Stickerin."

„Sie waren wenigstens wohlhabende Leute?"

„Sie waren nicht verheirathet, nannten einander aber Mann und Frau. Bald befanden sie sich wohl, bald schlecht; einmal hatten sie Ueberfluß, wenn es Arbeit gab, ein anderes Mal litten sie Noth, wenn sie keine Arbeit hatten, aber das hinderte sie nicht, immer lustig und guter Dinge zu sein. (Das Gesicht des Mädchens heiterte sich bei diesen Erinnerungen ganz auf.) In dem ganzen Stadttheile gab es keine gleiche Wirthschaft; die Leute sangen und lachten immer, und dabei waren sie so herzensgut, wie Niemand sonst. Was sie hatten, gehörte auch den andern. Mama Cretu war eine dicke, gesunde Frau von dreißig Jahren, immer geputzt wie aus einem Ei geschält, freundlich und lebhaft wie ein Kätzchen. Ihr Mann hatte eine große Nase, einen großen Mund, immer eine Papiermütze auf dem Kopfe und ein so drolliges, so drolliges Gesicht, daß man lachen mußte, sobald man ihn ansah. Kam er nach der Arbeit nach Hause, so sang er, schnitt Gesichter und sprang umher wie ein Kind; mich ließ er tanzen und auf seinen Knien hüpfen; er spielte mit mir, als wenn er selbst ein Kind gewesen, und seine Frau verzog mich ganz und gar. Beide verlangten von mir weiter nichts, als daß ich vergnügt sei, — und daran ließ ich es denn, Gott sei Dank! nicht fehlen. Sie haben mich deshalb auch Lachtaube getauft und dieser Name ist mir geblieben. Sie gaben mir in der Lustigkeit ein gutes Beispiel; ich habe sie niemals traurig gesehen. Wenn sie einander einmal Vorwürfe machten, so sagte die Frau zu dem Manne: „Cretu, Du bist ein Hanswurst, Du wirst noch Schuld sein, daß ich mich todtlache." Oder er sagte zu seiner

Frau: „Schweig, sei still, ich sterbe, — Du bist zu putzig!“ Ich lachte, wenn ich sie lachen sah. — So bin ich aufgewachsen und so haben sie meinen Character gebildet. — Ich hoffe, ihre Mühe ist nicht vergebens gewesen.“

„Gewiß nicht, schöne Nachbarin. — Es gab also niemals Zänkereien bei ihnen?“

„Niemals, — niemals. Sonntags, Montags, bisweilen auch Dienstags machten sie sich einen guten Tag, wie sie es nannten, und immer nahmen sie mich mit. Papa Cretu war ein sehr guter Arbeiter; wenn er arbeiten wollte, verdiente er viel Geld; seine Frau auch. Sobald sie aber so viel hatten, daß sie den Sonntag und den Montag feiern und, so gut es gehen wollte, leben konnten, waren sie zufrieden. Hatten sie einmal keine Arbeit, so waren sie auch zufrieden. Ich erinnere mich, daß Papa Cretu, wenn wir kein Brod hatten, aus seiner Bibliothek —“

„Er hatte eine Bibliothek?“

„So nannte er einen kleinen Schrank, in dem er alle neuen Lieder aufbewahrte, — er kaufte alle und wußte sie alle auswendig. Wenn es kein Brod im Hause gab, so nahm er aus seiner Bibliothek ein altes Kochbuch und sagte: „jetzt wollen wir einmal sehen, was wir essen. Das? das?“ Und er las uns die Namen einer Menge vortrefflicher Gerichte vor; ein jedes wählte sich das seine aus; Papa Cretu nahm das leere Casserol und that mit den drolligsten Mienen und Späßen von der Welt, als ob er in das Casserol alles das hineinlege, was zur Bereitung eines guten Ragouts gehört; dann that er, als schütte er dies auf einen ebenfalls leeren Teller, den er auf den Tisch stellte, immer mit Grimassen, daß wir vor Lachen uns die Hände in die Seiten stemmen mußten; darauf nahm er wieder sein Buch und während er uns z. B. die Zubereitung eines guten Hühnerfricassées vorlas, das wir uns ausgewählt hatten, so daß uns das Wasser im Munde zusammenlief, wurden wir — von seinem Vorlesen satt und lachten dabei wie Kobolde —“

„Und die lustigen Leute hatten Schulden?“

„Niemals! Sobald es Geld gab, machten sie sich gute Tage, gab es kein Geld, so fasteten wir —“

„Und die Zukunft? Dachte er nie an sie?“

„Ach ja, die Zukunft war aber für uns der Sonntag und

der Montag; im Sommer gingen wir an die Barrieren, im Winter in die Vorstadt —"

„Warum heiratheten aber die guten Leute einander nicht, da sie so gut zusammenpaßten?"

Einer ihrer Freunde fragte sie einmal in meiner Gegenwart darüber —"

„Nun?"

„Sie antworteten: „Wenn wir einmal Kinder bekommen, ja; wir beide allein befinden uns so auch wohl. — Warum wollen wir uns zwingen, das zu thun, was wir aus freien Stücken und gern thun? Das macht Kosten und dazu haben wir kein Geld..." — Aber ich schwatze," unterbrach sich Lachtaube — „So geht es; komme ich einmal auf die braven Leute, die so gut gegen mich waren, so werde ich nicht wieder fertig. — Jetzt haben Sie die Güte, Herr Nachbar, und holen Sie meinen Shawl dort von meinem Bette und stecken Sie mir ihn hier unter der Chemisette mit der großen Nadel fest, dann wollen wir gehen, denn wir brauchen viel Zeit, um im Temple Alles auszusuchen, was wir für die armen Morels kaufen wollen."

Rudolph beeilte sich, den Befehlen des niedlichen Mädchens Folge zu leisten; er nahm von dem Bette den großen braunen Shawl mit rothen Streifen und legte ihn sorgsam um die reizenden Schultern seiner Nachbarin.

„Nun, lieber Nachbar, schlagen Sie meinen Kragen zurück, stecken Sie das Kleid und den Shawl zusammen, hüten Sie sich aber, mich zu stechen."

Um diesen neuen Befehlen nachzukommen, mußte Rudolph diesen Elfenbeinhals fast berühren."

Es war ziemlich dunkel, Rudolph kam nahe, sehr nahe, — zu nahe ohne Zweifel, denn das Mädchen schrie —

Warum sie schrie, wissen wir nicht zu sagen.

War die Nadel daran Schuld oder der Mund Rudolph's, der den weißen frischen glatten Hals berührt hatte? Genug, das Mädchen drehte sich rasch um und sagte halb lachend, halb traurig, so daß Rudolph fast bedauerte, sich die unschuldige Freiheit erlaubt zu haben:

„Herr Nachbar, ich werde Sie nicht wieder bitten, mir den Shawl umzugeben."

„Ich bitte um Vergebung, liebe Nachbarin, ich bin so ungeschickt.“

„Im Gegentheil, mein Herr, und darüber beklage ich mich eben. — Geben Sie her Ihren Arm und benehmen Sie sich hübsch ordentlich und anständig, oder — wir veruneinigen uns.“

„Wahrhaftig, schöne Nachbarin, es war nicht meine Schuld. Ihr schöner Hals war so weiß, daß er mich gleichsam blendete. Mein Kopf senkte sich unwillkürlich — und —“

„Schon gut! Schon gut! In Zukunft werde ich Ihnen keine Veranlassung wieder geben, geblendet zu werden,“ sagte Lachtaube, mit dem Finger drohend, dann schloß sie die Thüre zu. „Da, Nachbar, nehmen Sie meinen Schlüssel, er ist so dick und schwer, daß er mir die Tasche zerreißen würde. Er sieht wahrhaftig aus wie ein Pistol.“

Und sie lachte.

Rudolph nahm den ungeheuern Schlüssel an sich, der sich recht wohl dazu geeignet hätte, von Besiegten dem Besieger einer Stadt entgegengebracht zu werden.

Obgleich Rudolph durch die Jahre so sehr verändert zu sein glaubte, um von Polidori nicht erkannt zu werden, so schlug er doch den Kragen seines Palletot empor, ehe er vor der Thüre des Charlatans vorüberging.

„Herr Nachbar, vergessen Sie nicht, der Frau Pipelet anzuzeigen, daß Sachen ankommen würden, die in Ihr Zimmer hinaufzubringen wären,“ bemerkte das Mädchen.

„Sie haben Recht, schöne Nachbarin, wir wollen einen Augenblick in die Stube des Portiers eintreten.“

Pipelet, der wie gewöhnlich seinen Hut auf dem Kopfe hatte, trug wie immer seinen grünen Frack und saß gravitätisch vor einem Tische, auf welchem Lederstücke und Ueberreste aller Arten von Schuhwerk lagen; er war eben beschäftiget, mit der ernsten Gewissenhaftigkeit, die er überall anwendete, einen Stiefel zu besohlen. Anastasia befand sich nicht in der Stube.

„Herr Pipelet,“ begann das Mädchen, „ich kann Ihnen etwas ganz Neues erzählen. — die armen Morels sind durch meinen Herrn Nachbar da aus aller Noth. — Der arme Mann sollte in das Gefängniß gebracht werden! Die Gerichtsdiener sind doch herzlose Menschen!“

„Und sittenlose Menschen, Mamsellchen!“ setzte Pipelet im Tone des Unwillens hinzu, indem er mit dem auszubessernden Stiefel gesticulirte, in welchen er seinen linken Arm gesteckt hatte. „Ich wiederhole es vor Gott und Menschen, es sind sittenlose Menschen; sie haben das Dunkel auf der Treppe benutzt, um unanständig meine Frau zu berühren. — Als ich den Hilferuf ihrer verletzten Züchtigkeit hörte, überließ ich mich unwillkürlich meinem lebhaften Charakter. — Ich verheimliche es nicht, ich stand ganz steif und wurde vor Schaam ganz roth, als ich an das abscheuliche Attentat dachte, dessen Opfer Anastasia gewesen war, wie ich es aus ihrem tollen Benehmen schloß, da sie ihren Topf die Treppe hinunterwarf. In diesem Augenblicke gingen die unverschämten Menschen hier vorbei —“

„Sie verfolgten die Männer hoffentlich, Herr Pipelet,“ sagte das Mädchen, die Mühe hatte, ernsthaft zu bleiben.

„Das war allerdings mein erster Gedanke,“ antwortete Pipelet mit einem tiefen Seufzer; „als ich bedachte, daß ich mich ihren Blicken, vielleicht selbst ihren unanständigen Reden aussetzen müßte, empörte sich mein Inneres und ich kam außer mir. Ich bin nicht schlechter, als ein Anderer, aber als die schamlosen Menschen hier vorbeigingen, trat mir das Blut in das Gesicht und ich konnte nicht anders — ich fuhr rasch mit der Hand vor die Augen, um die wollüstigen Bösewichter nicht zu sehen. — Aber ich wundere mich nicht, es mußte mir heute etwas Unglückliches begegnen, — ich hatte von dem Unmenschen Cabrion geträumt.“

Lachtaube lächelte und die Seufzer Pipelet's wurden durch die Hammerschläge übertönt, mit denen er die Sohle des alten Stiefels bearbeitete.

Aus den Worten Alfred's ging hervor, daß Anastasia sich unverschämt gerühmt und das kokette Verfahren jener Frauen nachgeahmt hatte, die, um die Liebe ihrer Männer oder Liebhaber wieder anzufachen, erzählen, wie man ihnen fortwährend und gefährlich die Cour mache.

„Herr Nachbar,“ sagte Lachtaube leise zu Rudolph, „lassen Sie den armen Pipelet bei seinem Glauben, denn er fühlt sich dadurch doch geschmeichelt.“

Rudolph, der allerdings nicht die Absicht hatte, die Illusion zu zerstören, in der Pipelet sich wiegte, sagte zu ihm:

„Sie haben wohlweislich wie ein kluger Mann gehandelt, mein lieber Herr Pipelet, und die Menschen mit Verachtung gestraft. — Uebrigens ist die Tugend Ihrer Frau über jeden Zweifel erhaben —“

„Ihre Tugend, Herr, ihre Tugend!“ — und Alfred fing von neuem an, mit dem Stiefel am Arme zu gesticuliren, „ja dafür stehe ich mit meinem Kopfe. — Für den Ruhm des großen Napoleon und für die Tugend Anastasiens kann ich bürgen wie für meine eigene Ehre.“

„Sie haben Recht, Herr Pipelet. — Aber vergessen Sie die Gerichtsdiener und thun Sie mir einen Gefallen.“

„Der Mensch ist geboren, damit er seinem Nächsten beistehe,“ entgegnete Pipelet in salbungsreichem und melancholischem Tone, „besonders wenn der Nächste ein so guter Miethsmann ist, wie der Herr da.“

„Es sind nämlich verschiedene Gegenstände, die man hieher bringen wird, in mein Zimmer hinaufzuschaffen. Sie sind für die Morels bestimmt.“

„Ich werde dafür sorgen.,‘

„Dann,“ setzte Rudolph traurig hinzu, „möchte auch ein Geistlicher ersucht werden, bei dem kleinen Mädchen zu wachen, das sie diese Nacht verloren haben, ferner ist dieser Todesfall anzuzeigen und für ein anständiges Begräbniß zu sorgen. — Hier ist Geld, — schonen Sie nichts; der Wohlthäter Morel's, dessen rechte Hand ich nur bin, verlangt, daß Alles auf's Beste geschehe —“

„Verlassen Sie sich auf mich . . . Anastasia ist ausgegangen, um unser Mittagessen einzukaufen; sobald sie wiederkommt, werde ich ihr auftragen, hier zu bleiben, und Ihre Aufträge besorgen.“

„In diesem Augenblicke erschien ein Mann, der sich so ganz in seinen Mantel gehüllt hatte, daß man kaum die Augen sah, und erkundigte sich, ohne an die Portiersstube zu nahe zu kommen, ob Madame Burette zu Hause sei.

„Kommen Sie von St. Denis?“ fragte Pipelet mit pfiffiger Miene.

„Ja, ein Viertel auf zwei Uhr.“

„So gehen Sie hinauf.“

Der Mann im Mantel verschwand schnell auf der Treppe.

„Was bedeutet das?“ fragte Rudolph Pipelet.

„Es geht etwas bei der Mutter Burette oben vor; es ist ein fortwährendes Hin- und Herlaufen. Heute früh sagte sie zu mir: Alle, die zu mir wollen, fragen Sie: Kommen Sie von St. Denis? Die, welche antworten: „ja, ein Viertel auf zwei Uhr,“ lassen Sie heraufgehen, Andere nicht.“

„Das klingt ja wie Parole,“ sagte Rudolph.

„Allerdings und deshalb habe ich auch bei mir gedacht: bei der Mutter Burette geht etwas vor. Ueberdies ist der kleine Lahme, ein böser Bube, den der Herr Cäsar Bradamanti im Dienst hat, diese Nacht um zwei Uhr mit einer alten einäugigen Frau zurückgekommen, welche man die Eule nennt. Sie blieb bis vier Uhr bei der Mutter Burette und so lange wartete der Fiacre vor dem Hause. Woher kam die Einäugige? Was wollte sie zu so ungewöhnlicher Stunde? Das sind zwei Fragen, die ich mir stellte, ohne sie beantworten zu können,“ setzte Pipelet gravitätisch hinzu.

„Die Frau, welche Sie die Eule nennen, fuhr um vier Uhr früh im Fiacre wieder fort?“ fragte Rudolph.

„Ja, aber sie kommt wahrscheinlich wieder, denn die Mutter Burette sagte mir, die Einäugige dürfe ich auch ohne die Parole zu ihr lassen.“

Rudolph glaubte nicht ohne Grund, daß die Eule mit einer neuen Uebelthat umgehe, ahnte aber durchaus nicht, in wie hohem Grade dieses neue Complott ihn berührte.

„Wir sind also einig, lieber Pipelet; vergessen Sie nicht, was ich Ihnen wegen Morels anempfohlen habe, und bitten Sie auch Ihre Frau, für sie ein gutes Essen von dem besten Restaurateur in der Nähe zu holen.“

„Bleiben Sie ohne Sorge,“ sagte Pipelet, „sobald meine Frau zurück ist, werde ich auf die Mairie, in die Kirche und zu dem Restaurateur gehen, — in die Kirche wegen der Leiche, zu dem Restaurateur wegen der Lebenden,“ setzte Pipelet philosophisch und poetisch hinzu. „Es ist so gut wie geschehen.“

An der Hausthüre trafen Rudolph und die Lachtaube mit Anastasia zusammen, die mit einem schweren Korbe von dem Markte zurückkam.

„Sieh! sieh!“ rief die Frau, indem sie Nachbar und Nachbarin mit einem lächelnden bedeutungsvollen Ausdrucke ansah;

„schon Arm in Arm! Es macht sich geschwind. Freilich die Jugend vergeht, — zu einem hübschen Mädchen gehört ein hübscher junger Bursch. — Es geht nichts über die Liebe!“ Und die Alte verschwand im Dunkel der Hausflur, wo sie rief:

„Alfred! Deine Alte kommt!“

Rudolph bot dem Mädchen den Arm und ging mit ihr aus dem Hause hinaus.

XXII.

Das Budget der Lachtaube.

Auf den Schnee, der in der Nacht gefallen, war eine empfindliche Kälte gefolgt und das gewöhnlich schmutzige Straßenpflaster fast ganz trocken geworden. Rudolph und seine Begleiterin gingen nach dem großen und seltsamen Bazar zu, den man den „Temple“ nennt. Das Mädchen hing sich ohne Ziererei an den Arm Rudolph's, als wären sie längst schon mit einander völlig vertraut gewesen.

„Die Frau Pipelet führt doch drollige Reden!“ sagte das Mädchen zu Rudolph.

„Sie hat meiner Meinung nach vollkommen Recht, schöne Nachbarin.“

„Worin, Herr Nachbar?“

„Sie sagte: die Jugend vergeht, — und es geht nichts über die Liebe.“

„Nun?“

„Das ist meine Meinung auch.“

„Wie so?“

„Ich möchte meine Jugend bei Ihnen verbringen und ausrufen können: es geht doch nichts über die Liebe!“

„Sie machen nicht viele Umstände.“

„Wir sind ja Nachbarn.“

„Freilich, wenn wir nicht Nachbarn wären, würde ich mit Ihnen nicht ausgehen.“

„Ich darf also hoffen —?“

„Was?“

„Daß Sie mich lieben werden?“

„Ich liebe Sie schon jetzt.“

„Wahrhaftig?“

„Das ist ganz einfach. Sie sind gutmüthig, Sie sind heiter und thun, ob Sie gleich selbst arm sind, für die armen Morels Alles, was Sie können, indem Sie reiche Leute für die Unglücklichen gewinnen; Sie haben ein Gesicht, das mir gefällt, und eine hübsche Figur, was immer angenehm und für mich schmeichelhaft ist, wenn ich an Ihrem Arme gehe. Das sind, hoffe ich, Gründe genug, warum ich Sie liebe —“

Dann lachte sie laut und setzte hinzu:

„Sehen Sie dort die dicke Frau mit den alten Pelzschuhen.“

„Ich sehe lieber Sie an, schöne Nachbarin, und freue mich, daß Sie mich schon lieben.“

„Ich sage es Ihnen, wie es ist. — Wenn Sie mir nicht gefielen, würde ich es Ihnen ebenfalls sagen. Ich kann mir den Vorwurf nicht machen, Jemanden hintergangen zu haben oder kokett gewesen zu sein; wenn Jemand mir gefällt, so sage ich es —“

Sie blieb jetzt vor einem Laden stehen und sagte:

„Sehen Sie die schöne Uhr und die beiden prächtigen Vasen. — Ich habe mir schon drei Livres und zehn Sous erspart, um mir solche Vasen zu kaufen. Nach fünf bis sechs Jahren werde ich soweit sein —“

„Sie sparen sich Geld, Nachbarin, und verdienen —“

„Täglich wenigstens dreißig Sous, bisweilen vierzig, aber ich rechne nur auf dreißig, das ist klüger und darnach richte ich meine Ausgaben ein,“ sagte das Mädchen mit einer so wichtigen Miene, als hätte es sich um das finanzielle Gleichgewicht eines ungeheuern Budgets gehandelt —

„Wie können Sie aber mit dreißig Sous täglich leben?“

„Das ist bald ausgerechnet. — Soll ich es Ihnen vorrechnen? Sie sehen aus wie ein Verschwender und können sich an mir ein Beispiel nehmen.“

„Lassen Sie hören.“

„Meine dreißig Sous täglich machen monatlich 45 Francs, nicht wahr?“

„Ja.“

„Davon brauche ich 12 Frcs. für Miethe und 23 für das Essen —“

„Dreiundzwanzig Frcs. für das Essen!“

„Gewiß, und es ist allerdings eine große Summe. — Ich versage mir auch nichts, aber das Futter für meine Vögel ist dabei.“

„Das ändert die Sache freilich. Lassen Sie mich aber hören, wie Sie sich jeden Tag einrichten —“

„Ich brauche ein Pfund Brod, das kostet vier Sous, für zwei Sous Milch, macht sechs; für vier Sous Hülsenfrüchte im Winter und Obst und Salat im Sommer, — den Salat habe ich sehr gern, weil er wie die Hülsenfrüchte leicht zuzurichten ist und die Hände nicht beschmutzt; da haben wir schon zehn Sous; für drei Sous Butter oder Oel und Essig, macht dreizehn; eine Fuhre schönes klares Wasser, das ist mein Luxus, — zusammen fünfzehn Sous. Dazu rechnen Sie die Woche über für zwei oder drei Sous Futter für meine Vögel, die gewöhnlich auch etwas Brodkrume und Milch erhalten, und so kommen wir auf zwei bis dreiundzwanzig Francs monatlich, nicht wahr?“

„Fleisch essen Sie niemals?“

„Fleisch? Davon kostet das Pfund zehn Sous; wie könnte ich daran denken? Und dann müßte lange gekocht werden. Mein Lieblingsgericht, das nicht viel Mühe macht und das ich ganz vortrefflich bereite, ist —“

„Nun?“

„Ich lege schöne Kartoffeln auf meinen Ofen; sind sie gebraten, so zerdrücke ich sie, thue etwas Butter und Milch, nebst Salz dazu und das giebt ein Götteressen. — Wenn Sie recht artig sind, werde ich Sie einmal dazu zu Gaste laden —“

„Von Ihren schönen Händen zubereitet, muß es köstlich schmecken. — Aber rechnen Sie weiter, Nachbarin. Wir haben schon dreiundzwanzig Francs für Essen, 12 Francs für Miethe, das macht 35 Francs des Monats.“

„Von den 45 bis 50 Francs, die ich verdiene, bleiben mir noch 10 bis 15 zu meinem Holze und Oele im Winter, zu Seife ꝛc. übrig; bis auf das Bettzeug wasche ich Alles selbst; eine Feinwäscherin würde mich zu viel kosten und ich platte auch sehr gut. In den fünf Wintermonaten verbrenne ich anderthalb Klaftern Holz

und brauche in meine Lampe täglich für vier bis fünf Sous Oel, — ich bedarf also jährlich für Heizung und Licht etwa 80 Francs."

„So daß Ihnen also nur etwa 100 Francs zur Kleidung übrig bleiben?"

„Und davon habe ich meine 3 Francs 10 Sous erspart."

„Aber Ihre Kleider, Ihre Schuhe, das schöne Häubchen da?"

„Die Häubchen setze ich nur auf, wenn ich ausgehe, sie halten also lange aus; im Hause begnüge ich mich mit meinem Haar. Die Kleider und Schuhe kaufe ich im Temple."

„Ach ja, der glückselige Temple! Sie finden da —?"

„Vortreffliche, sehr schöne Kleider. — Die vornehmen Damen geben ihre alten Kleidungsstücke ihren Kammermädchen. — Ich nenne sie alt, sie sind aber einen oder zwei Monate im Wagen getragen worden, und die Kammermädchen verkaufen sie hier im Temple äußerst billig. — Da trage ich ein Kleid von sehr schönem braunem Merinos, das ich für 15 Francs erhalten habe; es hat vielleicht 60 gekostet und war kaum getragen; ich habe es für mich zurecht gemacht und es steht mir gewiß recht gut."

„Ich sehe nun ein, daß Sie mit Hilfe des Temple mit 100 Francs für Kleidungsstücke auskommen können."

„Nicht wahr? Man hat da allerliebste Sommerkleider für 5 bis 6 Francs, Stiefelchen, wie die da, welche ich trage, fast neu, für 2 und 3 Francs. Sollte man nicht sagen, sie wären mir angemessen worden?" sagte das Mädchen, indem sie stehen blieb und die Spitze ihres hübschen Fußes zeigte.

„Der Fuß ist reizend und Sie finden gewiß selten Schuhe, die Ihnen passen, Sie müßten denn sagen, man verkaufe im Temple auch Kinderschuhe."

„Sie sind ein Schmeichler, Herr Nachbar, aber Sie werden gestehen müssen, daß ein Mädchen, das allein ist und auf Ordnung hält, mit 30 Sous täglich recht wohl auskommen kann. Die 450 Francs, die ich aus dem Gefängnisse mitgebracht habe, waren mir freilich eine große Hilfe. — Wenn man sah, daß ich meine eigenen Meubles hatte, faßte man Vertrauen und gab mir Arbeit ins Haus; lange dauerte es freilich, ehe ich Arbeit fand; zum Glück konnte ich auch ohne Arbeit drei Monate leben —"

„Wissen Sie, schöne Nachbarin, daß Sie recht verständig sprechen?"

„Wenn man allein in der Welt steht und Niemandem etwas verdanken will, muß man sich einrichten."

„Sie haben sich sehr hübsch eingerichtet."

„Nicht wahr? Und ich versage mir nichts, ich zahle selbst höhere Miethe als Andere meines Standes; ich halte mir Vögel, im Sommer stehen immer zwei Vasen mit Blumen auf meinem Kamine, ungerechnet die Blumentöpfe im Fenster. Dennoch hatte ich mir, wie gesagt, 3 Francs 10 Sous erspart, um mir später einmal schöne Vasen auf meinen Kamin zu kaufen."

„Was ist aus dem Gelde geworden?"

„Als ich in der letzten Zeit die armen Morels in so trauriger Lage sah, dachte ich: es taugt nicht, drei Frankenstücke müßig daliegen zu haben, wenn ehrliche Leute in der Nähe verhungern, und ich lieh Morels das Geld. — Wenn ich sage, ich lieh es ihnen, so that ich dies nur, um sie nicht zu kränken, denn ich habe es ihnen herzlich gern geschenkt."

„Sie werden Ihnen das Geld wieder erstatten, da sie jetzt in bessere Umstände gekommen sind."

„Ich werde es auch nicht ausschlagen, denn es giebt doch einen Anfang zu den Vasen, die ich mir so sehr wünsche."

„Sie sollten doch aber auch ein wenig an die Zukunft denken —"

„An die Zukunft?"

„Wenn Sie z. B. krank würden —"

„Ich — krank?"

Und das Mädchen lachte, lachte so laut, daß ein dicker Mann, der vor ihnen ging und einen Hund unter dem Arme trug, sich umdrehete, weil er glaubte, man lache über ihn.

Das Mädchen lachte noch immer und machte dem Manne dabei mit schalkhafter Miene ein Knixchen, so daß Rudolph selbst lächeln mußte.

Der Dicke setzte seinen Weg brummend fort.

„Sie sind ein Tollköpfchen, Nachbarin," sagte Rudolph, der seine ernste Miene wieder annahm.

„Daran sind Sie mit Schuld —"

„Ich?"

„Ja, Sie reden so albern —"

„Weil ich sage, Sie könnten einmal krank werden?"

„Ich — krank!"

Und sie lachte von neuem.

„Warum aber nicht?“

„Sehe ich so aus?“

„Ich habe nie ein frischeres blühenderes Gesicht gesehen.“

„Nun also, warum soll ich krank werden?“

„Ist das so unmöglich?“

„Mit achtzehn Jahren, bei dem Leben, das ich führe, ist es allerdings nicht möglich. — Ich stehe im Winter wie im Sommer um fünf Uhr auf und lege mich um zehn oder elf Uhr nieder; ich esse nach meinem Appetite, der nicht groß ist, friere nicht, arbeite den ganzen Tag, singe wie eine Lerche, schlafe wie ein Murmelthier und bin leichten zufriedenen Herzens; ich habe die Gewißheit, daß mir es nie an Arbeit fehlt, warum also sollte ich krank werden? Das wäre zu drollig.“

Und sie lachte nochmals.

Rudolph, dem dieses blinde glückliche Vertrauen auf die Zukunft auffiel, machte sich Vorwürfe, dasselbe gestört zu haben, dachte aber mit Schrecken daran, daß eine Krankheit von einigen Wochen diese friedliche heitere Existenz vernichten könnte.

Dieser hohe Glaube des Mädchens an ihren Muth und an ihre achtzehn Jahre, ihre einzigen Güter, kam Rudolph höchst achtungswerth und heilig vor.

Von Seiten des Mädchens war es keineswegs blos Sorglosigkeit, sondern ein instinctmäßiger Glaube an die göttliche Gerechtigkeit und Liebe, die ein arbeitsames Geschöpf, ein armes Mädchen nicht verlassen könnte, deren Unrecht nur darin bestand, daß sie auf ihre Jugend und auf ihre Gesundheit bauete. — Sorgen die Vögel im Frühlinge, wenn sie heiter und singend über die Blumen hinschweifen oder durch die laue blaue Luft fliegen, für den düstern Winter?

„Sie wünschen sich also nichts?“ fragte Rudolph seine Begleiterin.

„Nein.“

„Durchaus nichts?“

„Nein, außer dem Aufsatze auf meinem Kamine nichts, und den werde ich erhalten; wann? Das weiß ich nicht; aber ich habe mir es in den Kopf gesetzt, ihn zu erhalten, und es wird geschehen, sollte ich in der Nacht länger arbeiten.“

„Außer diesem Kaminaufsatze —?“

„Wünsche ich nichts, aber erst seit heute."

„Warum?"

„Weil ich mir noch vorgestern einen Nachbar wünschte, der mir gefiele, damit ich mit ihm, wie ich es immer gethan habe, gute Nachbarschaft halten, ihm kleine Gefälligkeiten erweisen und andere von ihm erwarten könnte —"

„Darüber sind wir schon einig, liebe Nachbarin; Sie sorgen für meine Wäsche, ich bohne Ihr Stübchen, ungerechnet, daß Sie mich früh wecken —"

„Und Sie meinen, dies sei Alles?"

„Was noch?"

„Müssen Sie mich nicht Sonntags an die Barrieren und auf die Boulevards führen? Nur an diesem Tage kann ich mir eine Erholung erlauben —"

„Ja, im Sommer gehen wir auf das Land."

„Nein, das Land hasse ich; ich liebe nur Paris. Mitunter habe ich jedoch aus Gefälligkeit einige Partien nach St. Germain mit einer Freundin aus dem Gefängnisse gemacht, welche die Schallerin hieß, weil sie immer sang; sie war ein gutes Mädchen!"

„Was ist aus ihr geworden?"

„Das weiß ich nicht; sie gab ihr Geld, das sie aus dem Gefängnisse mitbekam, aus, ohne gerade, wie es schien, viel Freude daran zu haben; sie war immer traurig, aber sanft und freundlich. — Als wir mit einander ausgingen, hatte ich noch keine Arbeit; sobald ich Arbeit erhielt, blieb ich immer zu Hause; ich habe ihr meine Adresse gegeben, sie hat mich aber nicht besucht; wahrscheinlich arbeitet sie auch fleißig. — Ich wollte also sagen, daß ich Paris vor Allem und über Alles liebe. Wenn es Ihnen möglich ist, so führen Sie mich zum Diner bei einem Restaurateur, bisweilen in das Theater; haben Sie kein Geld dazu, so besehen wir die Kaufmannsläden in den schönen Passagen, das macht mir fast eben so große Freude. — Aber fürchten Sie nichts, ich werde Ihnen bei diesen kleinen Partien Ehre machen. Sie werden sehen, wie gut mir mein dunkelblaues Levantinekleid steht, das ich nur Sonntags anziehe! Dazu habe ich ein niedliches Häubchen mit Spitzengarnirung und Orangeschleifen, Stiefelchen von Satin turc, die ich mir habe machen lassen, und einen prächtigen Shawl von Bourre de Soie, der

ganz wie Caschemir aussieht. Sehen Sie, Herr Nachbar, die Vorübergehenden werden sich mehr als einmal nach uns umdrehen und die Herren werden sagen: „Die Kleine ist niedlich, auf Ehre!“ Und die Damen werden sagen: „Der große schlanke junge Mann ist sehr gut gewachsen; er hat etwas Ungewöhnliches in seinem Gesichte und der kleine Schnurrbart steht ihm sehr gut.“ Ich werde ganz der Meinung dieser Damen sein, denn ich liebe die Schnurrbärte sehr. Herr Germain trug leider keinen; Herr Cabrion hatte zwar einen, aber er sah roth aus, wie der dicke Backenbart und Kinnbart und diese großen Bärte kann ich nicht leiden. Dann spielte er auch zu sehr den Gamin auf den Straßen und peinigte den armen Pipelet über die Maßen. Herr Giraudeau (mein Nachbar vor Herrn Cabrion) war sonst ein recht hübscher Mann, aber er schielte. Im Anfange war mir das sehr zuwider, weil er immer Jemanden neben mir anzusehen schien, und wenn ich nicht daran dachte, drehete ich mich um, um zu sehen, wer —“

Und sie lachte wieder.

Rudolph hörte dieses Geschwätz neugierig an und fragte sich zum dritten oder vierten Male, was er von der Tugend seiner Nachbarin denken solle.

Bald brachten ihn gerade die freien Ausdrücke des Mädchens und der starke Riegel an der Thüre auf den Glauben, sie liebe ihre Nachbarn als Brüder, als Cameraden und die Frau Pipelet habe sie verleumdet; bald lachte er aber wieder über seine Ungläubigkeit, wenn er bedachte, wie unwahrscheinlich es sei, daß ein so junges, so hübsches, so sich selbst überlassenes Mädchen der Verführung des Herrn Giraudeau, Cabrion und Germain entgangen; dann erweckten wieder die Offenheit und die originelle Vertraulichkeit des Mädchens Zweifel in ihm.

„Sie machen mir große Freude, schöne Nachbarin, indem Sie so über meine Sonntage verfügen,“ entgegnete Rudolph; „wir wollen prächtige Partien mit einander machen —“

„Aber, Herr Verschwender, die Ausgaben besorge ich, das sage ich Ihnen im voraus. Im Sommer können wir sehr gut, sehr gut für drei Francs essen; dazu ein halbes Dutzend Contretänze oder Walzer und einige Ritte auf den hölzernen Pferden, — ich reite für mein Leben gern! — das macht hundert Sous, nicht mehr und nicht weniger. Walzen Sie?“

„Sehr gut.“

„Vortrefflich! Herr Cabrion trat mich immer auf die Füße und dann warf er zum Spaße Knallerbsen an den Boden, so daß man ihn endlich gar nicht mehr dulden wollte.“

Lachtaube lachte wieder.

„Hierüber können Sie ruhig sein, ich werfe keine Knallerbsen aus. Aber was beginnen wir im Winter?“

„Im Winter essen wir, weil man da weniger Hunger hat, vortrefflich für vierzig Sous und es bleiben uns drei Francs für das Theater übrig; über hundert Sous dürfen Sie durchaus nicht ausgeben; es ist dies schon sehr theuer, aber wenn Sie allein wären, würden Sie wenigstens eben so viel ausgeben bei Billard unter schlechten Menschen, die abscheulich nach Tabak riechen. Ist es da nicht viel besser, Sie verbringen den Tag vergnügt mit einer guten Freundin, die Ihnen dafür andere Ausgaben ersparen kann, indem sie Ihnen die Cravatten ausbessert u. dergl.?“

„Ich kann dabei offenbar nur gewinnen, schöne Nachbarin. — Wenn mir aber meine Freunde begegnen, indem ich mit meiner hübschen Freundin am Arme spazieren gehe?“

„So werden sie sagen: der Rudolph scheint sich recht wohl zu befinden.“

„Kennen Sie meinen Namen?“

„Als ich erfuhr, daß das Zimmer vermiethet sei, fragte ich, an wen?“

„Meine Freunde werden sagen: der Rudolph scheint sehr glücklich zu sein, und sie werden mich beneiden.“

„Desto besser.“

„Sie werden mich für glücklich halten —“

„Noch besser, noch besser!“

„Und wenn ich das nicht bin, obgleich ich es zu sein scheine?“

„Was schadet das? Wenn man es nur glaubt; — mehr brauchen die Menschen nicht.“

„Aber Ihr Ruf?“

Das Mädchen lachte laut auf.

„Der Ruf einer Grisette! Glaubt man denn an ein solches Wunder?“ entgegnete sie. — Hätte ich Vater oder Mutter, Bru-

der oder Schwester, so würde ich deretwegen darauf halten, aber ich stehe ganz allein und es ist also nur meine Sache —"

„Ich werde sehr unglücklich sein."

„Weshalb?"

„Weil man mich für glücklich halten wird und ich Sie doch nur liebe etwa wie Sie bei Papa Cretu das trockene Brod zur Vorlesung aus einem Kochbuche aßen."

„Paperlapap! Sie werden sich daran gewöhnen. Ich werde so freundlich, so erkenntlich sein, daß Sie bei sich denken werden: — nun es bleibt sich am Ende doch gleich, ob ich den Sonntag mit ihr oder mit einem Freunde verbringe. Wenn Sie in der Woche den Abend frei haben und es langweilt Sie nicht, so kommen Sie zu mir und benutzen meinen Ofen und meine Lampe mit; Sie holen Romane aus der Leihbibliothek und lesen mir vor. — Das ist besser, als wenn Sie Ihr Geld in Billard verspielten. Sind Sie dagegen bei Ihrem Prinzipal bis spät beschäftiget, oder gehen Sie lieber in das Kaffeehaus, so sagen Sie nur „Guten Abend!" zu mir, wenn Sie zurückkommen und ich noch auf bin. Bin ich schon zu Bett gegangen, so rufe ich Ihnen am andern Morgen einen guten Morgen zu, um Sie zu wecken. Herr Germain, mein letzter Nachbar, brachte alle seine Abende so bei mir zu und er klagte nicht darüber. Er hat mir den ganzen Walter Scott vorgelesen. Das war prächtig. Manchmal am Sonntage, wenn es schlechtes Wetter war, gingen wir nicht aus, er kaufte etwas ein, wir hielten eine kostbare Mahlzeit in meinem Stübchen und dann lasen wir. Das unterhielt mich fast eben so wie das Theater. Ich verlange nicht viel, sehen Sie, und thue Alles, was man will. Sie, Sie reden vom Krankseín; — wenn Sie es einmal würden —, ich bin eine wahre barmherzige Schwester, fragen Sie nur Morels. — Sie kennen Ihr Glück noch gar nicht, Herr Rudolph; es ist ein wahres großes Loos, mich zur Nachbarin zu haben."

„Ich habe immer Glück gehabt. — Aber wo ist Herr Germain jetzt?"

„In Paris, denke ich."

„Sehen Sie ihn nicht mehr?"

„Er ist nicht wieder zu mir gekommen, seit er das Haus verlassen."

„Aber wo wohnt er? Was treibt er?"

„Warum diese Fragen, Herr Nachbar?“

„Weil ich eifersüchtig auf ihn bin,“ antwortete Rudolph lachelnd, „und weil ich —“

„Eifersüchtig!!“ rief das Mädchen aus und lachte. „Dazu ist keine Ursache. Der arme junge Mann!“

„Im Ernst, liebe Nachbarin, ich möchte sehr gern wissen, wo ich Herrn Germain finden könnte; Sie kennen seine Wohnung und Sie werden mich wohl nicht fähig halten, das Geheimniß zu mißbrauchen, um das ich Sie bitte — ich schwöre es Ihnen in seinem eigenen Interesse —“

„Im Ernst, Herr Nachbar, ich glaube, daß Sie Herrn Germain alles Gute wünschen, aber ich habe ihm das Versprechen geben müssen, seine Adresse Niemandem zu sagen, und wenn ich sie Ihnen nicht nenne, so können Sie daraus abnehmen, daß es mir unmöglich ist. — Sie dürfen deshalb nicht bös werden. — Würden Sie es nicht auch gern sehen, daß ich so handelte, wenn Sie mir ein Geheimniß anvertraut hätten —“

„Aber —“

„Ein für alle Mal, Herr Nachbar, reden Sie nicht wieder davon. Ich habe es versprochen und werde es halten; was Sie auch sagen mögen, ich werde immer dasselbe antworten —“

Das Mädchen sprach die letztern Worte so fest und entschlossen, daß Rudolph zu seinem Bedauern einsah, er würde das, was er zu wissen wünschte, von dem Mädchen vielleicht nicht erfahren. Es war ihm zuwider, die List zu Hilfe zu rufen, um das Vertrauen des Mädchens zu erschleichen; er wartete und setzte heiter hinzu:

„Sprechen wir also nicht mehr davon. — Sie halten die Geheimnisse Anderer so fest, daß ich mich nicht wundere, wenn von den Ihrigen gar nichts zu erfahren ist.“

„Ich Geheimnisse! Ich möchte wohl dergleichen haben; es muß unterhaltend sein.“

„Sie hätten auch nicht einmal ein kleines Herzensgeheimniß?“

„Ein Herzensgeheimniß?“

„Nun — haben Sie niemals geliebt?“ fragte Rudolph, indem er seine Begleiterin scharf ansah, um die Wahrheit zu ergründen.

„Wie! Niemals geliebt? — und Herr Giraudeau? Herr Cabrion? Herr Germain und Sie?“

„Sie haben Alle nicht mehr geliebt als mich? nicht anders als mich?“

„Wahrhaftig nicht, vielleicht etwas weniger, denn an die Schielaugen Giraudeau's, an den rothen Bart und die Possen Cabrion's und an die Traurigkeit Germain's mußte ich mich erst gewöhnen; der arme Germain war so traurig! Sie dagegen gefielen mir gleich —“

„Liebe Nachbarin, werden Sie nicht bös, — ich möchte als wahrer Freund mit Ihnen sprechen —“

„Reden Sie immer, — Sie sind so gutmüthig, daß Sie gewiß nicht das Herz haben, mir etwas zu sagen, was mir weh thut.“

„Gewiß nicht. — Aber offen! — haben Sie nie einen Liebhaber gehabt?“

„Liebhaber! Habe ich denn Zeit dazu?“

„Was hindert da die Zeit?“

„Was die Zeit hindert? Alles. Erstlich würde ich eifersüchtig sein wie eine Tigerin, — und mich mit den schrecklichsten Gedanken quälen. — Verdiene ich so viel Geld, daß ich des Tages ein paar Stunden durch Jammern und Weinen verlieren kann? Und wenn man mich hinterginge, welche Thränen! welcher Gram! Das würde mich unendlich zurückbringen!“

„Es sind ja nicht alle Liebhaber untreu, nicht alle pressen ihren Geliebten Thränen aus.“

„Noch schlimmer wäre es, wenn er zu artig wäre. Könnte ich denn einen Augenblick ohne ihn leben? Und da er wahrscheinlich den ganzen Tag in seinem Bureau, in seiner Werkstatt oder in seinem Laden sein müßte, so würde ich während seiner Abwesenheit einer armen Seele im Fegefeuer gleichen; ich würde mich mit tausend thörichten Gedanken plagen, mir einbilden, Andere liebten ihn und er sei bei ihnen. Und wenn er mich verließe? — Bedenken Sie! Ach ich weiß gar nicht, was Alles mir widerfahren könnte. So viel ist gewiß, daß meine Arbeit darunter leiden würde, und was sollte dann aus mir werden? Ich kann kaum jetzt, da ich ganz ruhig bin, Alles verdienen, was ich brauche, wenn ich zwölf bis funfzehn Stunden täglich arbeite. Wie könnte ich die Zeit wieder einbringen, wenn ich

durch Jammern und Klagen wöchentlich ein paar Tage einbüßte? Sie sehen selbst, es geht nicht. Und ich sollte mich unter Jemandes Befehle stellen? Nein, nein, ich liebe meine Freiheit viel zu sehr."

„Ihre Freiheit?"

„Ja. Ich könnte als Directrice in das Geschäft der Näherin eintreten, für welche ich arbeite, ich bekäme 400 Francs, freie Wohnung, Kost —"

„Und Sie nehmen dies nicht an?"

„Nein, ich stände dann in Jemandes Lohne, statt daß ich jetzt frei, wenn auch arm bin; ich verdanke Niemandem etwas, besitze guten Muth, bin gesund und vergnügt und habe einen guten Nachbar, was brauche ich mehr?"

„Und Sie haben niemals an das Heirathen gedacht?"

„An das Heirathen? Heirathen kann ich nur einen Mann, der eben so arm ist wie ich. Sehen Sie doch die unglücklichen Morels; — dahin führt es. Hat man nur für sich selbst zu sorgen, so zieht man sich immer leichter aus der Verlegenheit."

„Sie bauen sich also niemals Luftschlösser?"

„Doch, ich wünsche mir eine schöne Kamingarnitur. Was soll ich außer dieser noch wünschen?"

„Wenn Ihnen nun aber ein Verwandter ein kleines Vermögen hinterlassen hätte? z. B. 1200 Frcs. Renten?"

„Das wäre vielleicht ein Glück, vielleicht aber auch ein Unglück."

„Ein Unglück?"

„Ich bin, so wie ich bin, glücklich; ich kenne das Leben, das ich führe, weiß aber nicht, welches ich führen würde, wenn ich reich wäre. Sehen Sie, Herr Nachbar, wenn ich den Tag über fleißig gearbeitet habe, und mich Abends niederlege, mein Licht ausgelöscht ist und ich in dem Scheine der wenigen Kohlen in meinem Ofen mein niedliches Stübchen, meine Vorhänge, meine Commode, meine Stühle, meine Vögel, meine Uhr, meinen Tisch mit der Arbeit darauf sehe und ich sage mir: Alles das ist mein, ich verdanke es nur mir, sehen Sie, so wiegen mich süße Gedanken sanft ein und ich schlafe stolz, aber immer zufrieden ein. Wenn ich mein Stübchen dem Gelde eines Verwandten verdankte, so würde mir es gewiß bei weitem nicht so viel Freude machen. — Doch da sind wir am Temple; gestehen Sie, daß es ein prächtiger Anblick ist."

XXIII.

Der Temple.

Obgleich Rudolph die hohe Bewunderung bei dem Anblick des Temple nicht theilte, so fiel ihm doch das seltsame Aussehen dieses ungeheuern Bazars auf.

In der Mitte der rue du Temple unweit von einem Brunnen an der Ecke eines großen Platzes erblickt man ein unermeßliches Parallelogramm von Holz mit einem Schieferdach.

Das ist der Temple.

Links wird er von der rue du petit Thouars, rechts von der rue percée begrenzt und er stößt an ein großes kreisrundes Gebäude, eine kolossale Rotunde, um die eine Galerie mit Arcaden herumläuft.

Ein langer Gang, der das Parallelogramm in der Mitte und der Länge nach durchschneidet, theilt es in zwei gleiche Hälften; diese sind ihrerseits in das Unendliche durch eine Menge kleiner Seiten- und Quergäßchen getheilt, welche sich in allen Richtungen durchkreuzen und vor dem Regen durch das Dach des Gebäudes geschützt werden.

Von diesem Bazar ist der Regel nach jede neue Waare ausgeschlossen, aber das kleinste Stückchen von irgend einem Zeuge, der geringste Ueberrest von Eisen, Kupfer oder Stahl findet seinen Käufer und Verkäufer.

Es giebt hier Leute, die mit Tuchstückchen von jeder Farbe, jeder Qualität und jedem Alter handeln, welche zum Ausbessern zerrissener Kleidungsstücke dienen können.

Es giebt Magazine, in denen man Berge von zerrissenen, übergetretenen Schuhen und Stiefeln sieht, von Dingen ohne Namen, ohne Form und Farbe, darunter hier und da wahrhaft fossile Sohlen, einen Zoll dick, mit Nägeln beschlagen wie eine Gefängnißthüre und hart wie der Huf eines Pferdes, wirklich Stiefelskelette, von denen die Zeit alles übrige Zubehör abgenagt hat. Alles ist vermodert, schimmelig, übelriechend, zerfressen, aber

Alles wird gekauft und es giebt Leute, die von diesem Handel leben.

Es giebt Leute, welche ausschließlich mit Schnuren, Fransen, Quasten, Troddeln von Seide, Baumwolle und Zwirn handeln, die von alten abgedankten Vorhängen übrig geblieben sind.

Andere treiben einen Handel mit Damenhüten. Diese Hüte kommen zu ihnen nur in den Beuteln und Taschen von Trödlerinnen, nachdem sie die seltsamsten Wanderungen gemacht, die gewaltsamsten Verwandlungen erlitten haben. Damit die Waaren nicht zu viel Platz einnehmen in einem Laden, der gewöhnlich nur so groß ist wie ein Schrank, bricht man diese Hüte gewöhnlich doppelt zusammen und schichtet sie so übereinander, wie die Häringe. Erscheint ein Käufer, so zieht man einige Hüte aus dem Haufen hervor; die Verkäuferin fährt mit den Händen in den Hut hinein, um ihm einige Form zu geben, biegt ihn über das Knie und hält dann das seltsame phantastische Ding vor, das eine entfernte Aehnlichkeit mit einem Hute hat.

Weiterhin unter der Firma „Goût du jour“ unter den Arcaden der Rotunde am Ende des breiten Ganges, der den Temple in zwei Hälften scheidet, hängen gleichsam wie Votivgaben Myriaden von Kleidungsstücken in noch seltsamern Farben und Formen als die alten Frauenhüte. So findet man fuchsrothe Fracks mit drei Reihen kupferner Knöpfe wie auf den Husaren-Dolmans und mit einem kleinen Pelzkragen;

Ueberröcke, die anfangs flaschengrün aussahen, die mit der Zeit aber bräunlich geworden, mit einem schwarzen Schnürchen eingefaßt und durch ein blau und gelb carrirtes Futter verjüngt worden sind;

Fracks mit sogenanntem Schwalbenschwanze in Schwammfarbe mit reichem Plüschkragen und Knöpfen, die früher überfilbert waren, jetzt aber röthlich schimmern.

Man erblickt ferner braune polnische Röcke mit Katzenpelzkragen und Schnuren und Borten von schwarzer Baumwolle, nicht weit davon Hausröcke, die künstlich aus alten Ueberziehröcken gemacht sind, denen man die drei Kragen nahm und die man mit gedrucktem baumwollenen Zeuge fütterte. Eine Gürtelschnur, die aus einer alten wollenen Klingelschnur gemacht wurde, soll diese eleganten Negligéröcke zusammenhalten.

Ueber eine Menge mehr oder minder zweideutiger Livréen

müssen wir flüchtig hinweggehen, obgleich sich hier und da auch ächte königliche und fürstliche Livréen darunter befinden, die durch Revolutionen aller Art aus den Palästen in die Rotunde des Temple gekommen sind.

Diese Ausstellungen alter Schuhe und Stiefeln, alter Hüte und alter lächerlicher Fracks und Röcke bilden die groteske Seite des Bazars, die Heimath der prätentiös herausgeputzten Lumpen; man muß aber auch gestehen oder vielmehr anzeigen, daß diese großartige Anstalt für die armen oder minder wohlhabenden Classen wirklich von großem Nutzen ist. Hier kaufen sie mit zwei bis drei Procent Rabatt fast neue vortreffliche Kleidungsstücke, deren Entwerthung gleichsam nur in der Einbildung beruht.

Eine Seite des Temple, welche für Bettzeuge bestimmt ist, war mit Haufen von Decken, Betttüchern, Matratzen und Kissen angefüllt. Nicht weit davon lagen Teppiche, Vorhänge und Wirthschaftsgeräthe aller Art; weiterhin Kleidungsstücke, Schuhe und Kopfbedeckungen aller Art und für jedes Alter. Diese im Allgemeinen sehr reinlichen Gegenstände hatten durchaus kein abstoßendes Aeußere.

Wer diesen Bazar nicht besucht hat, kann es nicht glauben, wie wenig Zeit und Geld dazu gehört, einen Karren mit allem dem anzufüllen, was zur vollständigen Einrichtung von zwei oder drei Familien nöthig ist, die an Allem Mangel leiden.

Rudolph bemerkte mit einem gewissen Wohlgefallen, wie heiter, eifrig und zuvorkommend die Verkäufer, die vor ihren Läden standen, die Vorübergehenden zum Kaufen aufforderten; ihr Benehmen, in welchem sich eine gewisse achtungsvolle Vertraulichkeit aussprach, schien einer ganz andern Zeit anzugehören.

Rudolph führte seine Begleiterin und kaum erschien er in dem großen Gange, in welchem die Verkäufer von Bettzeug standen, als er mit den lockendsten Anerbietungen verfolgt wurde.

„Treten Sie näher und besehen Sie meine Matratzen; sie sind wie neu; ich will Ihnen einen Zipfel aufmachen, damit Sie sehen, womit sie gestopft sind. Alles weich und weiß wie Lammwolle.“

„Schöne Dame, ich habe Betttücher von prächtiger Leinwand, die besser als neu sind, weil sie weich geworden sind.“

„Schönes Pärchen, kaufen Sie diese Bettdecken von mir; sie sind weich, warm und leicht, als wären sie von Eiderdunen.

Sie sind neu überzogen und kaum zwanzig Mal gebraucht. Kommen Sie, junge Frau, und reden Sie Ihrem Manne zu. Wenden Sie mir Ihre Kundschaft zu; Sie werden Ihre ganze Einrichtung wohlfeil bekommen und zufrieden sein. Bei mir finden Sie Alles. — Ich hatte gestern eine prächtige Gelegenheit, — Sie werden sehen; treten Sie nur näher, das Ansehen kostet nichts."

„Schöne Nachbarin," sagte Rudolph zu seiner Begleiterin, „dieser gutmüthigen dicken Frau wollen wir den Vorzug geben. Sie hält uns für ein junges Ehepaar und das schmeichelt mir; ich werde bei ihr kaufen."

„Meinetwegen."

Und sie traten zu der Mutter Bouvard.

Nach einer Hochherzigkeit, die sich wohl nirgends als in dem Temple findet, erhoben die Concurrenten der Madame Bouvard kein Geschrei über den Vorzug, den man derselben schenkte. Eine Nachbarin ging sogar so weit und sagte:

„Das ist recht, daß Sie bei ihr kaufen; sie hat Familie und ist die älteste unter uns."

Uebrigens läßt sich nicht wohl ein freundlicheres, offneres und gutmüthigeres Gesicht denken, als das der Mutter Bouvard war.

„Da, meine schöne Madame," sagte sie zur Lachtaube, die mehrere Gegenstände mit Kennerblick musterte, „hier ist die Gelegenheit, von der ich sprach; zwei Mal vollständig überzuziehen, Alles wie neu. Wünschen Sie vielleicht zufällig auch einen wohlfeilen alten kleinen Secretair, so steht hier einer (Mutter Bouvard wies nach demselben); gewöhnlich kaufe ich keine Meubles, aber die Leute, von denen ich Alles habe, schienen in so großer Noth zu sein! Gerade von dem alten Secretair schien sich die gute Frau so schwer trennen zu können. Wahrscheinlich war er ein Erbstück."

Bei diesen Worten und während die Trödlerin mit Lachtaube handelte, betrachtete Rudolph den Secretair aufmerksamer.

Es war einer der alten Secretaire von Rosenholz in fast dreieckiger Form, die vorn mit einer Klappe geschlossen sind, welche sich herunterschlagen läßt. In der Mitte dieser mit verschiedenfarbigen Hölzern ausgelegten Klappe erblickte Rudolph einen Namenszug von Ebenholz, ein M und R mit einer Grafen-

krone darüber. Er vermuthete, daß der letzte Besitzer dieses Meubels einer hohen Classe der Gesellschaft angehörte. Seine Neugierde verdoppelte sich und er musterte den Secretair mit neuer Aufmerksamkeit, besah einen Kasten nach dem andern und bemerkte, daß der letzte wegen eines eingeklemmten Papieres sich nicht herausziehen lassen wollte. Endlich brachte er den Kasten und das Papier doch heraus und während seine Begleiterin mit der Mutter Bouvard fortwährend handelte, betrachtete er seinen Fund. Es war das vielfach corrigirte Concept eines unvollendeten Briefes. Mit vieler Mühe las er, was folgt:

„Herr —

„Glauben Sie mir, daß nur das fürchterlichste Unglück mich „zu dem Schritte zwingen kann, den ich bei Ihnen versuchen will. „Nicht ein übelangebrachter Stolz veranlaßt meine Bedenklichkei„ten, sondern der gänzliche Mangel eines Anspruchs auf den „Dienst, um den ich bitte. Der Anblick meiner Tochter, die gleich „mir in die äußerste Noth gesunken ist, zwingt mich aber, meine „Bedenklichkeiten zu überwinden. Nur einige Worte über die „Ursache des Unglücks, unter dem ich leide.

„Nach dem Tode meines Mannes blieb mir ein Vermögen „von 300,000 Francs übrig, die mein Bruder bei dem Notar „Jacob Ferrand anlegte. Ich erhielt in Angers, wohin ich mich „mit meiner Tochter begeben hatte, die Zinsen von dieser Summe „durch die Vermittelung meines Bruders. Sie kennen das ent„setzliche Ereigniß, das seinem Leben ein Ende machte; unglück„liche geheime Speculationen hatten ihn, wie es scheint, ruinirt „und er gab sich vor acht Monaten selbst den Tod. Ich erhielt „bei diesem unglückseligen Ereignisse einige Zeilen voll Verzweif„lung von ihm. Wenn ich sie läse, sagte er, würde er nicht „mehr sein. Er schloß den Brief mit der Anzeige, daß er keine „Urkunde über die Summe besitze, die er in meinem Namen bei „dem Notar Jacob Ferrand angelegt habe; derselbe gebe niemals „einen Empfangschein, da er die Redlichkeit und Ehrenhaftigkeit „selbst sei, und es würde deshalb genügen, wenn ich zu ihm ginge, „um die Sache vollkommen in Ordnung zu bringen. Als ich „wieder an etwas Anderes denken konnte als an den schrecklichen „Tod meines Bruders, kam ich nach Paris, wo ich Niemanden „kannte als Sie und auch Sie nur mittelbar durch die Verbin„dungen, in denen Sie mit meinem Manne standen. Ich habe

„bereits erwähnt, die dem Notar Ferrand übergebene Summe „bildete mein ganzes Vermögen und mein Bruder schickte mir „jedes Halbjahr die fällig gewordenen Zinsen. Seit der letzten „Zahlung war bereits mehr als ein Jahr vergangen und ich be„gab mich also zu dem Notar, um ihn um das Geld zu bitten, „dessen ich sehr bedurfte.

„Kaum hatte ich meinen Namen genannt, als er, ohne Rück„sicht auf meinen Schmerz, meinen Bruder beschuldigte, von ihm „2000 Francs geliehen zu haben, die ihm nun verloren wären; „auch fügte er hinzu, der Selbstmord sei nicht nur ein Verbre„chen vor Gott und den Menschen, sondern auch eine Beraubung, „deren Opfer er, der Notar, geworden.

„Diese Sprache empörte mich; die fleckenlose Rechtlichkeit „meines Bruders war allgemein bekannt; zwar hatte er, ohne „daß ich und seine Freunde etwas davon wußten, sein Vermö„gen in gewagten Speculationen verloren, aber er war mit un„beflecktem Rufe, von Allen betrauert, aus der Welt gegangen „und hatte keine Schulden hinterlassen, die ausgenommen, welche „der Notar erwähnte.

„Ich antwortete dem Herrn Ferrand, er möge sogleich von „den 300,000 Francs, die er in den Händen habe, die 2000 „Francs nehmen, welche mein Bruder ihm schuldig geblieben „sei. — Bei diesen Worten sah er mich erstaunt an und fragte „mich, von welchen 300,000 Francs ich spräche.

„Von denen, die Ihnen mein Bruder vor anderthalb Jah„ren übergeben hat, und von denen Sie mir die Zinsen bisher „durch seine Vermittelung zukommen ließen," antwortete ich.

„Der Notar zuckte die Achseln, lächelte mitleidig, als wenn „meine Worte nicht ernstlich gemeint sein könnten, und antwor„tete, mein Bruder habe ihm nicht nur kein Geld übergeben, „sondern vielmehr 2000 Francs von ihm geliehen.

„Mein Entsetzen über diese Antwort vermag ich Ihnen nicht „zu schildern.

„Was aber ist dann aus dieser Summe geworden? wenn „uns dieses Geld verloren geht, bleibt uns nichts übrig als die „tiefste Armuth. Was soll aus uns werden?"

„Das weiß ich nicht," antwortete der Notar kalt. „Wahr„scheinlich hat Ihr Bruder, statt das Geld mir zu übergeben,

„wie er Ihnen gesagt, es in den unglücklichen Speculationen ver„braucht, mit denen er sich ganz im Geheimen beschäftigte."

„Das ist nicht wahr, das ist niederträchtig!" rief ich aus. „Mein Bruder war die Redlichkeit selbst. Statt mich und meine „Tochter in die Armuth zu stürzen, würde er sich vielmehr für „uns aufgeopfert haben. Er wollte sich nie verheirathen, um „sein Vermögen meinem Kinde zu hinterlassen."

„Wollten Sie zu behaupten wagen, Madame, daß ich im „Stande sei, mir anvertrautes Geld abzuläugnen?" fragte mich „der Notar mit einem Unwillen, der so ehrenwerth und aufrich„tig zu sein schien, daß ich antwortete:

„Das gewiß nicht, mein Herr; Ihr Ruf ist bekannt, aber „ich kann auch meinem Bruder einen so entsetzlichen Mißbrauch „des Vertrauens nicht Schuld geben."

„Welche Papiere haben Sie, nach denen Sie das Geld von „mir verlangen?" fragte Herr Ferrand weiter.

„Keine. Vor anderthalb Jahren schrieb mir mein Bruder, „der die Güte hatte, meine Angelegenheiten zu besorgen: ich kann „das Geld sehr gut zu 6 Proc. anlegen; schicke mir Deine Voll„macht, damit ich Deine Renten verkaufen kann; ich werde „300,000 Francs, die ich voll mache, dem Notar Ferrand über„geben." Ich sandte meinem Bruder die Vollmacht und wenige „Tage darauf zeigte er mir an, Sie hätten das Geld erhalten, „gäben aber nie eine Bescheinigung, und nach einem halben „Jahre schickte er mir die Zinsen."

„Sie besitzen aber doch wenigstens einige Briefe von ihm „über diesen Gegenstand?"

„Nein. Sie bezogen sich nur auf Geschäfte und ich habe „sie nicht aufbewahrt."

„So kann ich leider nichts thun, Madame," antwortete mir „der Notar. „Wenn meine Rechtschaffenheit nicht über jeden Ver„dacht erhaben wäre, so würde ich Ihnen sagen: Die Gerichts„höfe stehen Ihnen offen; verklagen Sie mich; die Richter wer„den zwischen dem Worte eines ehrenhaften Mannes, der seit drei„ßig Jahren die Achtung der Guten genießt, und zwischen der „Erklärung eines Andern zu wählen haben, der sich im Stillen „durch die thörichtsten Unternehmungen ruinirte und endlich kei„nen Ausweg fand als den Selbstmord. Ich würde Ihnen sagen: „verklagen Sie mich, Madame, wenn Sie es wagen, und der

„Ruf Ihres Bruders wird mit Schmach belastet werden; aber „ich glaube, Sie werden sich lieber in ein freilich sehr großes „Unglück ergeben, dem ich ganz fremd bin.“

„Aber, mein Herr, ich bin Mutter. Wenn mir mein Ver„mögen entrissen ist, bleibt mir und meiner Tochter nichts als „ein bescheidenes Mobiliar. Haben wir dies verkauft, so erwar„tet uns die schrecklichste Armuth.“

„Sie sind betrogen worden, das ist ein Unglück; aber ich „kann dabei nichts thun,“ antwortete mir der Notar. „Noch ein„mal, Madame, Ihr Bruder hat Sie hintergangen. Wenn Sie „schwanken zwischen seiner Aussage und der meinigen, so verkla„gen Sie mich; die Gerichtshöfe stehen Ihnen offen und sie wer„den das Urtel fällen.“

„Ich verließ den Notar mit dem Tode im Herzen. Was „konnte ich in meiner Noth thun? Da ich keine Papiere besaß, „um meine Forderung zu beweisen, da ich von der strengen Recht„lichkeit meines Bruders überzeugt, aber durch die Versicherung „des Notars zweifelhaft geworden war, da ich Niemanden hatte, „an den ich mich um Rath wenden konnte (Sie waren damals „verreiset), da ich wohl wußte, daß ohne Geld von Advokaten „kein Rath zu erhalten ist, und das Wenige zu behalten wünschte „was ich noch besaß, so wagte ich nicht, einen solchen Prozeß zu „beginnen. Damals —“

Hier endigte dieses Briefconcept, denn die noch folgenden wenigen Zeilen waren so durchstrichen, daß sie nicht entziffert werden konnten. Ganz unten in einer Ecke des Papiers las Rudolph jedoch:

„An die Frau Herzogin von Lucenay zu schreiben.“

Rudolph versank nach dem Lesen dieses Brieffragmentes in tiefes Nachdenken.

Obgleich die neue Niederträchtigkeit, deren Jacob Ferrand beschuldiget zu werden schien, nicht bewiesen war, so hatte der Mann sich doch gegen den unglücklichen Morel so unbarmherzig, gegen Louise so niederträchtig gezeigt, daß die Abläugnung eines Geldodepositums, die eine gewisse Straflosigkeit schützte, bei einem solchen Elenden kaum Verwunderung erregen konnte.

Jene Mutter, welche das auf so seltsame Weise verschwundene Vermögen in Anspruch nahm, war ohne Zweifel an Wohlstand gewöhnt. In welcher Lage mußte sich die Unglückliche mit

ihrer Tochter befinden, da sie plötzlich verarmt waren, wie der Brief sagte, Niemanden in Paris kannten und wahrscheinlich von Allem entblößt waren!

Rudolph hatte, wie man weiß, der Frau von Harville einige Intriguen versprochen, indem er ihr auf das Gerathewohl hin, und um ihre Gedanken zu beschäftigen, eine Rolle bei einer guten That verhieß, weil er überzeugt war, daß er leicht irgend ein Unglück ausfindig machen könnte, das der Linderung bedürfe.

Er glaubte jetzt, der Zufall führe ihn auf die Spur eines edeln Unglücks, das wohl das Herz und die Phantasie der Frau von Harville zu beschäftigen geeignet sei.

Der Brief, dessen Entwurf er in der Hand hielt und der ohne Zweifel an die Person nicht abgeschickt worden war, deren Hilfe man in Anspruch nahm, verrieth einen stolzen gefaßten Charakter, den das Anerbieten eines Almosens ohne Zweifel empören würde. Welche Vorsicht, welche Umwege, welche List war demnach hier aufzubieten, um die Quelle eines edelmüthigen Beistandes zu verbergen oder die Annahme desselben zu bewirken. — Und dann welche Gewandtheit gehörte dazu, sich Eingang bei dieser Frau zu verschaffen, um beurtheilen zu können, ob sie wirklich die Theilnahme verdiente, welche sie einflößen zu müssen schien! Rudolph erwartete hier eine Menge neuer merkwürdiger, rührender Erregungen, welche die Frau von Harville ganz besonders unterhalten mußten, wie er es ihr versprochen hatte.

„Nun, Männchen," sagte Lachtaube heiter zu Rudolph, „was steht denn auf dem Papierstückchen, das Du so aufmerksam lieseſt?"

„Liebes Frauchen," antwortete Rudolph, „Du bist sehr neugierig; später will ich Dir es erzählen. — Bist Du mit Deinen Einkäufen zu Ende?"

„Ja, und unsere Schützlinge werden eine königliche Einrichtung haben. Es handelt sich nun nur noch um das Bezahlen. Madame Bouvard weiß zu Allem Rath, das muß man gestehen —"

„Liebes Frauchen," entgegnete Rudolph, „ich habe da eine Idee! Wenn Du nun Kleider für Madame Morel und die Kinder aussuchtest, während ich bezahle? Ich gestehe meine Unwissenheit in solchen Einkäufen. Du kannst sagen, man möge das Er-

kaufte hierher bringen, es ist dann mit einemmale fortzuschaffen und unsere armen Leute erhalten Alles auf einmal."

„Du hast immer Recht, Männchen. Warte nur ein wenig, ich werde nicht lange bleiben. Ich kenne zwei Frauen, bei denen ich für mich selbst immer kaufe; bei ihnen werde ich Alles finden, was ich brauche"

Das Mädchen ging fort, drehete sich aber um, um zu sagen:

„Madame Bouvard, ich vertraue Ihnen meinen Mann an; daß Sie ihn nicht zu verliebt ansehen!"

Dann lachte sie und verschwand rasch.

XXIV.

Die Entdeckung.

„Ich muß gestehen," sagte Mutter Bouvard zu Rudolph, als dessen Begleiterin sich entfernt hatte, „Sie haben eine vortreffliche Hausfrau. Sie weiß zu handeln! Und wie hübsch sie ist, roth und weiß, mit großen schönen schwarzen Augen und schwarzem Haar, — eine wahre Seltenheit!"

„Nicht wahr, sie ist hübsch und ich bin ein glücklicher Mann, Madame Bouvard?"

„Sie sind so glücklich, wie es Ihr Weibchen ist, davon bin ich überzeugt."

„Sie irren sich nicht, aber sagen Sie mir, wie viel bin ich Ihnen schuldig?"

„Ihr Frauchen hat auf 330 Francs gehandelt. So wahr ein Gott im Himmel ist, ich verdiene dabei nur 15 Francs, denn ich habe die Sachen nicht so gering bezahlt, wie ich sie wohl hätte erlangen können, — ich hatte nicht den Muth, lange zu handeln; die Leute, welche sie verkauften, schienen zu unglücklich und arm zu sein."

„Wahrhaftig? Es sind wohl dieselben, von denen Sie diesen alten Secretair da kauften?"

„Ja, mein Herr. Sehen Sie, das Herz bricht Einem, wenn man nur daran denkt. Denken Sie sich, vorgestern kommt eine junge, noch schöne Dame hierher, die aber so blaß und hager ist, daß man sie nur mit Bedauern ansehen kann, — und wir kennen das. Ob sie gleich nett angezogen war, wie aus einem Ei geschält, wie man zu sagen pflegt, so sah man doch ihrem alten schwarzen abgeschabten Shawl, ihrem abgetragenen schwarzen Kleide und ihrem Strohhute im Januar die verschämte Armuth an; sie ist gewiß eine vornehme Frau. Unter Erröthen fragte sie mich, ob ich ihr zwei vollständige Betten und einen alten kleinen Secretair abkaufen wollte; ich antwortete, da ich verkaufe, müsse ich wohl auch kaufen, und wenn mir die Sachen gefielen, würden wir wohl einig werden, ich würde zu ihr kommen und Alles besehen. Sie bat mich darauf, in ein Haus an der andern Seite der Boulevards auf dem Kai des Canals St. Martin zu kommen. Ich überließ meinen Laden meiner Nichte und folgte der Dame. Wir kamen in ein Haus armer Leute, wie man sagt, in einem Hofe und stiegen vier Treppen hinauf. Die Dame klopfte an und ein junges Mädchen von etwa vierzehn Jahren öffnete. Sie trauerte wie die Dame und war auch sehr blaß und hager, sah aber trotzdem schön aus wie der Tag, so schön, daß ich entzückt stehen blieb."

„Und das schöne junge Mädchen?"

„War die Tochter der Dame in Trauer. Trotz der Kälte hatte sie nichts auf dem Leibe, als ein dünnes Kleidchen von schwarzem Kattun mit weißen Pünktchen und einen ganz abgeschabten, kleinen schwarzen Shawl."

„Die Wohnung war wohl auch sehr armselig?"

„Zwei recht reinliche, aber ganz kahle, eiskalte Zimmerchen, mit einem Kamine, in dem man auch nicht ein Stäubchen Asche sah; wahrscheinlich hatte seit langer Zeit kein Feuer darin gebrannt. Das ganze Mobiliar bestand in zwei Betten, zwei Stühlen, einer Commode, einem alten Koffer und dem kleinen Secretair; auf dem Koffer lag ein Packet in einem Tuche. Dieses Packet war Alles, was der Mutter und Tochter übrig blieb, nachdem sie ihr Mobiliar verkauft hatten. Der Hausbesitzer wollte sich statt des schuldigen Miethzinses, wie der Portier sagte, mit den Bettstellen, den Stühlen, dem Koffer und dem Tische begnügen. Da bat mich die Dame, die Matratzen, die Bett-

tücher, die Decken, die Vorhänge redlich zu taxiren. Als ehrliche Frau kann ich versichern, ob es gleich mein Gewerbe ist, wohlfeil einzukaufen und theuer zu verkaufen, habe ich Alles ganz genau taxirt, als ich die Thränen in den Augen des jungen schönen Mädchens sah. Ich nahm sogar, um den Leuten einen Gefallen zu thun, den kleinen Secretair da mit, ob ich gleich mit solchen Dingen mich nicht befasse —"

„Ich kaufe ihn, Madame Bouvard."

„Desto besser, mein schöner Herr; er würde mir sonst lange auf dem Halse geblieben sein. Ich hatte ihn nur mitgenommen, um der armen Dame gefällig zu sein. Ich nannte ihr den Preis, den ich für ihre Sachen zahlen wollte, und glaubte, sie würde handeln, mehr verlangen, aber da sah ich wieder, daß die Dame nicht aus gewöhnlichem Stande ist. Ich bot ihr so und so viel und sie sagte: „Gut. Wir wollen wieder zu Ihnen gehen und Sie geben mir das Geld, denn ich darf nicht wieder in das Haus zurückkommen." Dann sagte sie zu ihrer Tochter, die auf dem Koffer saß und weinte: „Clara, nimm das Packet..." (Ich erinnere mich genau des Namens; sie nannte sie Clara.) Das junge Mädchen stand auf, als sie aber an den kleinen Secretair kam, fiel sie vor ihm auf die Knie und fing an zu schluchzen. „Mein Kind, fasse Muth, wir sind nicht allein," sagte die Mutter halblaut zu ihr, aber ich hörte es doch. Sie können daraus abnehmen, daß es arme, aber doch stolze Leute sind. Als die Dame mir den Schlüssel zu dem kleinen Secretair gab, sah ich auch eine Thräne in ihren rothgeweinten Augen: es war, als blute ihr das Herz, da sie sich von dem alten Meubel trennen sollte, aber sie gab sich Mühe, vor fremden Leuten die Ruhe und Würde zu behaupten. Endlich meldete sie dem Portier, der mit in das Zimmer gekommen war, ich würde das abholen lassen, was der Hausbesitzer nicht behalte, und wir gingen wieder hierher. Das junge Mädchen hing sich an den Arm ihrer Mutter und trug in der Hand das kleine Packet, welches Alles enthielt, was sie noch besaßen. Ich zählte ihnen das Geld hin, 115 Francs, und habe sie nicht wieder gesehen."

„Wie hieß die Dame?"

„Das weiß ich nicht; die Dame hatte mir ihre Habseligkeiten in Anwesenheit des Portiers verkauft, ich brauchte deshalb

nach ihrem Namen nicht zu fragen; was sie verkaufte, war gewiß ihr Eigenthum."

„Wo wohnt sie jetzt?"

„Das weiß ich auch nicht."

„In ihrer frühern Wohnung kennt man sie wahrscheinlich."

„Nein, mein Herr. Als ich wieder hinging, um meine Sachen abzuholen, sagte der Portier: es waren recht ruhige, recht achtbare und recht arme Leute; wenn ihnen nur kein Unglück widerfährt! Ob sie gleich ganz ruhig aussahen, so waren sie im Herzen doch gewiß verzweifelt. Wo werden sie nun wohnen? fragte ich den Mann. Das weiß ich wahrhaftig nicht, antwortete er mir; sie sind fortgegangen, ohne mir es zu sagen, ob sie gleich gewiß nicht wiederkommen."

Die Hoffnung, welche Rudolph einen Augenblick gehegt hatte, schwand also. Wie sollte er die beiden unglücklichen Frauen ausfindig machen, da er keine Andeutung hatte, als den Namen des jungen Mädchens, Clara, und das Bruchstück jenes Briefes, das wir erwähnt haben und auf dem unten stand: „an die Herzogin von Lucenay zu schreiben."

Die einzige Hoffnung, die Spur dieser Unglücklichen wieder aufzufinden, beruhete demnach auf der Herzogin, die glücklicher Weise mit der Frau von Harville bekannt war.

„Da, machen Sie sich bezahlt," sagte Rudolph zu der Trödlerin, indem er ein Fünfhundert-Francsbillet gab.

„Ich werde Ihnen herausgeben."

„Wo werden wir einen Karren finden zur Fortschaffung dieser Sachen?"

„Wenn es nicht weit ist, so genügt ein Handkarren, und hier in der Nähe ist der Vater Jerome mit dem seinigen. Ihre Adresse, mein Herr?"

„Rue du Temple Nr. 17."

„Rue du Temple Nr. 17? Ah, das Haus kenne ich."

„Waren Sie in demselben?"

„Mehrmals. Einmal habe ich Sachen von einer Frau gekauft, die da wohnt und auf Pfänder leiht. — Sie treibt freilich kein schönes Gewerbe, aber mich geht es nichts an; sie verkauft, ich kaufe und damit Punktum. — Ein andermal, vor etwa sechs Wochen, war ich dort wegen des Mobiliars eines jungen Mannes, der im vierten Stock wohnte und auszog —"

„Herr Franz Germain vielleicht?“ fragte Rudolph.

„Richtig. Kennen Sie ihn?“

„O sehr genau, leider hat er aber in der Rue du Temple seine neue Adresse nicht hinterlassen, und ich kann ihn nun nicht auffinden.“

„Wenn es weiter nichts ist, da kann ich dienen.“

„Sie kennen seine Wohnung?“

„Nicht genau, aber ich weiß, wo Sie ihn sicher finden können.“

„Wo ist das?“

„Bei dem Notar, bei welchem er arbeitet.“

„Bei einem Notar?“

„Ja und der in der Rue du Sentier wohnt.“

„Herr Jacob Ferrand?“ fragte Rudolph.

„Er selbst, ein außerordentlich frommer, wahrhaft heiliger Mann; er hat in seiner Expedition ein Crucifix, als wäre sie eine Sacristei.“

„Aber wie wissen Sie, daß Herr Germain bei dem Notar arbeitet?“

„Das ist eine lange Geschichte. Der junge Mann kam zu mir, um mir den Antrag zu machen, ihm sein ganzes kleines Mobiliar im Ganzen abzukaufen. Ob es gleich meine Sache eigentlich wieder nicht war, so nahm ich doch Alles und vereinzelte es hier wieder; da dem jungen Herrn daran gelegen war, so mochte ich es ihm nicht abschlagen. Ich kaufte also sein Mobiliar, gut; ich bezahlte es, auch gut. — Wahrscheinlich war er auch mit mir zufrieden, denn nach vierzehn Tagen kam er wieder zu mir, um ein Bett bei mir zu kaufen. Ein kleiner Karren und ein Eckensteher begleitete ihn; man packte Alles zusammen, gut, aber als er mich bezahlen wollte, bemerkte er, daß er seine Börse vergessen hatte. Er hatte ein ehrliches Gesicht und ich sagte also zu ihm: Nehmen Sie nur die Sachen mit, ich werde zu Ihnen kommen und mir das Geld holen. „Sehr wohl,“ sagte er, „aber ich bin nie zu Hause; kommen Sie morgen in die Rue du Sentier zu dem Notar Jacob Ferrand, wo ich arbeite; dort werde ich Sie bezahlen.“ Ich ging am andern Tage dahin und erhielt mein Geld; merkwürdig ist es aber, daß er sein Mobiliar verkaufte und nach vierzehn Tagen sich ein anderes anschaffte.“

Rudolph glaubte den Grund dieser Seltsamkeit zu errathen und errieth ihn: Germain wollte die Elenden, die ihn verfolgten, von seiner Spur ganz abbringen. Da er fürchtete, sie könnten durch sein Ausziehen seine neue Wohnung ausfindig machen, so hätte er, um dieser Gefahr zu entgehen, vorgezogen, seine Meubles zu verkaufen und sich dann andere zu kaufen.

Rudolph zitterte vor Freude, als er an das Glück der Madame Georges dachte, die endlich diesen so lange und so vergeblich gesuchten Sohn wiedersehen konnte.

Lachtaube kam bald lächelnd zurück.

„Wie ich es gesagt," rief sie Rudolph zu, „ich habe mich nicht geirrt, wir werden 640 Frcs. ausgeben, aber die Morels sind nun auch fürstlich eingerichtet. Nichts fehlt für die Wirthschaft der Familie, es ist für Alles gesorgt, was sie brauchen. Ich dachte, da man die Sache einmal ins Große treiben will, so sei es darum. Und bei alle dem habe ich blos drei Stunden eingebüßt; aber nun bezahlen Sie, Nachbar, bezahlen Sie schnell und lassen Sie uns gehen. — Es ist bald Mittag und meine Nadel muß sich nun rasch bewegen, um den verlorenen Vormittag wieder einzubringen.

Rudolph bezahlte und verließ mit seiner Nachbarin den Temple.

XXV.

Die Erscheinung.

In dem Augenblicke, als Beide in die Hausflur ihres Hauses hineintraten, wurden sie von der Frau Pipelet fast umgerannt, die außer sich und weinend umherlief. „Mein Gott!" fragte das Mädchen, „was ist Ihnen, Frau Pipelet? Wohin wollen Sie so geschwind?"

„Ach, Sie sind es, Mamsell Lachtaube!" entgegnete Anastasia; „Sie schickt mir der liebe Gott; kommen Sie, helfen Sie mir Alfred retten."

„Was sagen Sie?“

„Der arme liebe Mann ist ohnmächtig geworden, daß sich Gott erbarme! Laufen Sie, holen Sie für zwei Sous Absinth, — aber von dem stärksten; — das ist sein Mittel, wenn er am Magen leidet; vielleicht hilft es ihm; thun Sie mir den Gefallen, gehen Sie, daß ich zu ihm zurückkehren kann. — Ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht.“

Das Mädchen ließ den Arm Rudolph's los und ging fort.

„Aber was ist geschehen, Madame Pipelet?“ fragte Rudolph, der mit der Frau in die Wohnung derselben eintrat.

„Ich weiß es selbst nicht, mein lieber Herr. Ich war ausgegangen, um in die Mairie, in die Kirche und zu dem Traiteur zu gehen, und Alfred diese Gänge zu ersparen. Ich komme zurück und was sehe ich? Mein lieber Mann liegt der Länge nach da und streckt alle Viere von sich. Sehen Sie, Herr Rudolph,“ setzte sie hinzu, indem sie die Stubenthüre öffnete, „sehen Sie selbst, ob Einem dabei das Herz nicht brechen kann.“

Bejammernswürdiger Anblick! Herr Pipelet saß am Fußboden, mit dem Rücken an das Bett gelehnt, und hatte wie immer seinen Hut auf dem Kopfe, nur war er tiefer hineingedrückt, vielleicht gar hineingeschlagen worden, wie es wenigstens ein Bruch in dem Hute anzudeuten schien. Die Ohnmacht war vorüber; Alfred fing an, die Hände ein wenig zu bewegen, als wenn er Jemanden oder etwas zurückstoßen wollte; dann versuchte er, sich von seinem improvisirten Visiere zu befreien.

„Er kommt wieder zu sich!“ rief Anastasia, die sich darauf bückte und ihm in die Ohren schrie: „Was ist Dir, mein Alfred? Deine Stasia ist bei Dir. Wie geht es Dir? Du sollst sogleich Absinth bekommen, das wird Dir gute Dienste thun.“ Dann ging sie in die schmeichelndsten Fisteltöne über und setzte hinzu: „Man hat Dich überfallen, ermorden wollen, lieber Alter?“

Alfred seufzte tief und stieß dann wie eine Wehklage das Wort: Cabrion aus. Seine zitternden Hände schienen darauf von neuem eine entsetzliche Gestalt zurückdrängen zu wollen.

„Cabrion! Wieder dieser verfluchte Maler!“ rief Frau Pipelet aus. „Alfred hat schon die ganze Nacht so viel von ihm

geträumt, daß er mich schrecklich mit Fußtritten mißhandelte. Der Unmensch ist sein Alp. Er hat ihm nicht nur seine Tage verbittert, er verbittert ihm auch die Nächte; er verfolgt ihn selbst im Schlafe, ja, Herr Rudolph, als wenn Alfred ein Uebelthäter und jener Cabrion, den Gott verdammen möge, das böse Gewissen wäre."

Rudolph lächelte vor sich hin, da er einen neuen Streich von dem ehemaligen Nachbar der Lachtaube erwartete.

„Alfred, antworte mir, sei nicht stumm, ich fürchte mich sonst," fuhr die Frau Pipelet fort; „erhole Dich; — warum denkst Du aber auch immer an den Kerl, Du weißt, daß Du, wenn Du an ihn denkst, Deinen Magenkrampf bekommst, als hättest Du Kohl gegessen."

„Cabrion!" wiederholte Pipelet, indem er mit Anstrengung den mit Gewalt ihm über die Stirn hereingedrückten Hut hinausschob und mit großen Augen um sich sah.

In diesem Augenblicke kam Lachtaube mit einem Fläschchen Absinth.

„Ich danke, Mamsellchen; Sie sind so gefällig," sagte die Alte, die dann hinzusetzte:

„Da, Alter, trink das und es wird Dir besser werden."

Anastasia hielt ihm bei diesen Worten die Flasche an die Lippen und wollte ihm den Inhalt in den Mund gießen.

Alfred wehrte sich muthig, aber vergeblich; seine Frau benutzte die Schwäche ihres Opfers, hielt ihm mit der einen Hand den Kopf fest, steckte ihm mit der andern den Flaschenhals zwischen die Zähne und zwang ihn so, den Absinth zu trinken, worauf sie triumphirend ausrief:

„Nun wirst Du gleich wieder auf die Beine kommen, Alter!"

Alfred schlug wirklich, nachdem er sich den Mund mit dem Rücken der Hand abgewischt hatte, die Augen auf, stand auf und fragte, aber noch immer in furchtsamem Tone:

„Hast Du ihn gesehen?"

„Wen?"

„Ist er fort?"

„Wer denn, Alfred?"

„Cabrion!"

„Er hat es gewagt —?" fragte Frau Pipelet.

Pipelet nickte, stumm wie die Bildsäule des Commandeurs, wie das Gespenst zweimal bejahend mit dem Kopfe.

„Cabrion ist hier gewesen?“ fragte Lachtaube, die mit Mühe das Lachen unterdrücken konnte.

„Dieser Unmensch peinigt Alfred ohne Aufhören,“ antwortete Frau Pipelet. — „Wäre ich nur mit meinem Besen dagewesen! Aber so rede doch, Alfred, erzähle uns Dein Unglück.“

Pipelet winkte mit der Hand, daß er sprechen wolle.

Man hörte den Mann im Hute mit ehrfurchtsvollem Schweigen an und er sprach mit tiefbewegter Stimme folgendermaßen:

„Meine Gattin hatte mich eben verlassen, um mir die Bemühung zu ersparen, nach dem Befehle des Herrn da (er verbeugte sich vor Rudolph) in die Mairie, in die Kirche und zu dem Traiteur zu gehen —“

„Mein guter Alter hatte die ganze Nacht Alpdrücken gehabt und ich wollte ihm eine Mühe ersparen,“ fiel Anastasia ein.

„Dieses Alpdrücken war gleichsam ein Fingerzeig von oben,“ fuhr der Portier andächtig fort. — „Ich hatte von Cabrion geträumt und ich sollte von Cabrion leiden. — Der Tag fing gleich schlecht an, indem freche Menschen meine Gattin betasteten —“

„Alfred, Alfred, schweig; Du machst mich schamroth, wenn Du vor allen Leuten davon sprichst,“ fiel Frau Pipelet zimperlich ein, indem sie verschämt die Augen niederschlug.

„Ich glaubte schon, meine Unglücksschuld an diesem Unglückstage bezahlt zu haben, als jene frechen Menschen das Haus verlassen hatten,“ fuhr Pipelet fort, „aber, ach Gott! ach Gott!“

„Fasse Dich, mein Alfred!“

„Ja, ich will mich fassen,“ antwortete Pipelet heldenmüthig; „ich bedarf der Fassung und ich werde gefaßt sein. — Ich saß also ganz ruhig da vor meinem Tische und dachte über die Umänderung nach, die an diesem Stiefel hier wohl anzubringen sei, der mir anvertraut worden war, als ich ein Geräusch, ein Rascheln in der Stube hörte. War das eine Ahnung? ein Anzeichen? ein Wink von oben? Es lief mir eiskalt über den

Rücken, ich sah auf und durch das Fenster hindurch erblickte ich —"

„Cabrion," rief Anastasia aus, indem sie die Hände zusammenschlug.

„Cabrion!" wiederholte Pipelet mit dumpfer Stimme. „Sein häßliches Gesicht war an die Scheibe gedrückt und sah mich mit seinen Katzenaugen, was sag' ich? mit seinen Tigeraugen an, gerade wie ich es geträumt hatte. Ich wollte sprechen, aber die Zunge klebte mir am Gaumen; ich wollte aufstehen, aber ich klebte auf meinem Schemel; der Stiefel fiel mir aus der Hand und ich blieb, wie bei allen wichtigen und kritischen Ereignissen in meinem Leben, unbeweglich. — Da wurde der Schlüssel in dem Thürschlosse umgedreht, die Thüre aufgemacht und Cabrion trat herein."

„Er kam herein? Welche Frechheit!" rief Frau Pipelet, die über diese Kühnheit eben so bestürzt war wie ihr Mann.

„Er kam langsam herein," fuhr Alfred fort, „blieb einen Augenblick in der Thüre stehen, als wollte er mich durch seinen schrecklichen Blick bezaubern, schritt dann auf mich zu, blieb bei jedem Schritte stehen und sah mich, ohne ein Wort zu sagen, gerade, stumm und drohend an wie ein Gespenst."

„Mir läuft es eiskalt über den Rücken," sagte Anastasia.

„Ich blieb immer unbeweglich auf meinem Schemel sitzen, Cabrion kam langsam immer näher und hielt mich gebannt unter seinem Blicke wie die Schlange den Vogel; ich schauderte vor ihm und sah ihn unwillkürlich und unverwandt an. — Er kam bis ganz nahe an mich, — ich konnte seinen entsetzlichen Blick nicht länger ertragen, er war zu stark; ich konnte es nicht mehr aushalten und schloß die Augen; da fühlte ich, daß er mit seinen Händen meinen Hut zu berühren wagte; er faßte ihn oben und nahm ihn mir langsam vom Kopfe, so daß ich kahlköpfig dasaß.— Da ergriff mich ein Schwindel, der Athem versagte mir, es brauste mir in den Ohren, ich drückte die Augen immer fester zu. — Da bückte sich Cabrion, nahm meinen kahlen Kopf, den ich ein Recht habe, oder vor diesem Attentate vielmehr hatte, einen ehrwürdigen zu nennen, in seine kalten Leichenhände und drückte mir auf die Stirn, auf der mir der kalte Schweiß stand, einen frechen, schamlosen — Kuß!"

Anastasia erhob die Arme gen Himmel.

„Mein Todfeind kommt und küßt mich auf die Stirn, nöthigt mich, seine widerwärtigen Liebkosungen zu dulden, nachdem er mich auf gehässige Weise verfolgt hat, um eine Locke von meinem Haar zu erhalten. Eine solche Monstrosität gab mir viel zu denken und lähmte mich. — Cabrion benutzte mein Staunen, um mir den Hut wieder auf den Kopf zu setzen, und schlug ihn mir dann plötzlich über die Augen herein, sowie Ihr es gesehen habt. Diese letzte Beleidigung warf mich nieder, das Maaß war übervoll, Alles drehete sich mit mir um und ich wurde in dem Augenblicke ohnmächtig, als ich ihn unter der Hutkrämpe hervor ruhig und so langsam, wie er gekommen war, aus der Stube hinausgehen sah.“ Pipelet sank, als hätte die Erzählung seine Kräfte erschöpft, wieder auf seinen Stuhl, indem er die Hände gen Himmel emporstreckte.

Lachtaube lief schnell aus der Stube hinaus, da sie das Lachen nicht länger unterdrücken konnte. Rudolph selbst wurde es schwer, ernsthaft zu bleiben.

Mit einemmale hörte man auf der Straße den verworrenen Lärm, welcher die Annäherung einer Volksmenge anzeigt, und bald rasselten Flintenkolben auf den Steinen der Hausflur draußen.

XXVI.

Die Verhaftung.

„Mein Gott, Herr Rudolph,“ rief die Lachtaube, die blaß und zitternd wieder in die Stube trat, „es ist ein Polizeicommissar mit Wache da.“

„Die göttliche Gerechtigkeit wacht über mich!“ sprach Pipelet in frommem Dankgefühle; „man will den Cabrion verhaften. Leider ist es zu spät.“

Ein Polizeicommissir, kenntlich an der Schärpe, die man unter seinem schwarzen Fracke bemerkte, trat in die Stube. Sein Gesicht war ernst, würdevoll und streng.

„Herr Commissar, es ist zu spät; der Uebelthäter ist entflohen," sprach Pipelet betrübt; „aber ich kann Ihnen sein Signalement geben: grausames Lächeln, frecher Blick —"

„Von wem reden Sie?" fragte die Magistratsperson.

„Von Cabrion, Herr Commissar; aber wenn Sie eilten, könnten Sie ihn vielleicht noch einholen," antwortete Pipelet.

„Ich weiß nicht, was mit diesem Cabrion ist," fiel der Commissar ungeduldig ein. „Wohnt Hieronymus Morel, Steinschneider, in diesem Hause?"

„Ja, Herr Commissar," antwortete Frau Pipelet, indem sie militairisch an die Perrücke griff.

„Führen Sie mich in seine Wohnung."

„Zu Morel, dem Steinschneider?" wiederholte die Portiersfrau höchlich verwundert; „er ist ein wahres Lamm und nicht im Stande —"

„Wohnt Morel hier, ja oder nein?"

„Ja, er wohnt hier, Herr Commissar, mit seiner Familie, in einer Dachstube —"

„Führen Sie mich zu ihm."

Dann wendete sich der Commissar zu einem Manne, der ihn begleitete, und sagte zu demselben:

„Zwei von den Municipalgardisten bleiben hier unten und verlassen die Hausflur nicht. Lassen Sie durch Justin einen Fiacre holen."

Der Mann entfernte sich, um die erhaltenen Befehle auszuführen.

„Jetzt," fuhr der Commissar zu Pipelet gewendet fort, „führen Sie mich zu Morel."

„Wenn es Ihnen gleichgiltig ist, Herr Commissar, will ich für Alfred gehen; er ist von den Folgen Cabrion's unwohl, der ihm, wie Kohl, im Magen liegt."

„Sie oder Ihr Mann, gleichviel —"

Frau Pipelet schritt voraus und der Commissar folgte; bald aber blieb er stehen, da er sah, daß Rudolph und die Lachtaube ihm nachgingen.

„Wer sind Sie? Was wollen Sie?" fragte er sie.

„Sie wohnen Beide im vierten Stock," antwortete Frau Pipelet.

„Ich bitte um Verzeihung, mein Herr, ich wußte nicht, daß Sie in dem Hause wohnen," sagte der Commissar zu Rudolph.

Im Vertrauen auf die Artigkeit des Commissars sagte dieser:

„Sie werden eine Familie in Verzweiflung finden, mein Herr; ich weiß nicht, welcher neue Schlag den unglücklichen Mann bedrohet, aber er ist die vorige Nacht schon schwer geprüft worden. — Eines seiner Kinder ist vor seinen Augen vor Kälte und Hunger gestorben —"

„Ist das möglich?"

„Es ist die Wahrheit, Herr Commissar!" fiel Frau Pipelet ein. „Ohne den Herrn, der mit Ihnen spricht und der der allerbeste Miethsmann ist, weil er den armen Morel durch seine Wohlthaten von dem Gefängnisse erlöset hat, würde die ganze Familie des Steinschneiders verhungert sein —"

Der Commissar sah Rudolph mit eben so viel Theilnahme als Verwunderung an.

„Die Sache ist sehr einfach," entgegnete dieser; „eine mildthätige Person, welche weiß, daß Morel, für dessen Ehrenhaftigkeit und Rechtlichkeit ich bürge, sich in einer eben so traurigen als unverdienten Lage befindet, hat mich beauftragt, einen Wechsel zu bezahlen, um dessentwillen die Gerichtsdiener den armen Mann, die alleinige Stütze einer zahlreichen Familie, in das Gefängniß bringen wollten."

Der Commissar, auf den das edle Gesicht und das würdevolle Benehmen Rudolph's einen tiefen Eindruck machten, antwortete:

„Ich zweifele nicht an der Rechtschaffenheit Morel's, bedauere aber, eine traurige Pflicht vor Ihren Augen erfüllen zu müssen, da Sie sich lebhaft für die Familie interessiren."

„Was meinen Sie?"

„Nach den Diensten, die Sie der Familie Morel geleistet haben, und nach Ihrer Sprache sind Sie ein anständiger und achtbarer Mann, auch habe ich keinen Grund, meinen Auftrag hier zu verheimlichen, und gestehe Ihnen deshalb, daß es sich um die Verhaftung der Louise Morel handelt, der Tochter des Steinschneiders."

Rudolph dachte sogleich an die Rolle Gold, welche das junge Mädchen den Dienern des Handelsgerichts übergeben hatte.

„Wessen ist sie beschuldiget?"

„Sie ist des Kindesmordes verdächtig."

„Sie! sie! Ach, ihr armer Vater!"

„Nach dem, was Sie mir sagen, sehe ich ein, daß in den traurigen Umständen, in welchen sich der Mann befindet, dieser neue Schlag ihm fürchterlich sein wird. Leider muß ich den Befehlen gehorchen, die ich erhalten habe."

„Es handelt sich blos um Verdacht?" fuhr Rudolph fort. „Ohne Zweifel hat man keine Beweise?"

„Ich kann mich über die Sache nicht weiter aussprechen. Die Justiz ist auf die Spur dieses Verbrechens oder vielmehr dieses Verdachtes durch die Erklärung eines in jeder Hinsicht achtbaren Mannes geleitet worden, des Herrn der Louise Morel."

„Des Notar Jacob Ferrand?" fragte Rudolph empört.

„Ja, mein Herr. Aber warum diese Heftigkeit?"

„Jacob Ferrand ist ein Schurke."

„Ich sehe mit Bedauern, daß Sie den nicht kennen, von welchem Sie sprechen; der Herr Jacob Ferrand ist der achtbarste, ehrenwertheste Mann von der Welt und exemplarisch fromm; seine Rechtschaffenheit kennt Jedermann."

„Ich wiederhole es, dieser Notar ist ein Schurke; er wollte Morel in das Gefängniß bringen lassen, weil die Tochter desselben seine Anträge zurückwies. — Wenn Louise nur auf die Denunciation eines solchen Mannes angeklagt ist, so verdient der Verdacht wenig Glauben."

„Es kommt mir nicht zu und ziemt mir nicht, über den Werth der Erklärungen des Herrn Ferrand Erörterungen anzustellen," antwortete der Commissar kalt; „die Justiz hat die Sache aufgenommen, das Gericht wird entscheiden; ich für meine Person habe den Befehl, mich der Person der Louise Morel zu versichern, und vollziehe meinen Auftrag."

„Sie haben Recht, Herr Commissar, und ich bedauere, daß ich in einem vielleicht ganz begründeten Unwillen vergaß, daß es hier allerdings weder der Ort noch die Zeit ist, eine solche Erörterung anzustellen. Nur noch ein Wort; die Leiche des Kindes, das Morel verloren hat, liegt in dem Dachstübchen oben; ich habe der Familie mein Zimmer angeboten, um ihr den traurigen Anblick der Leiche zu ersparen; Sie werden also den Steinschneider und wahrscheinlich auch dessen Tochter bei mir finden. Ich beschwöre Sie im Namen der Menschlichkeit, verhaften Sie Louise

nicht rauh mitten unter diesen Unglücklichen, die kaum einem entsetzlichen Schicksale entrissen sind. Morel hat diese Nacht so viele Erschütterungen erlitten, daß einer neuen sein Verstand vielleicht unterliegen würde; seine Frau ist gefährlich krank und ein solcher Schlag könnte sie tödten."

„Ich habe die mir gewordenen Befehle immer mit der möglichsten Schonung ausgeführt. Ich werde auch in diesem Falle so handeln."

„Wollen Sie mir erlauben, Sie um eine Gefälligkeit bitten zu dürfen? Das Mädchen, das uns da mit der Portiersfrau folgt, bewohnt ein Zimmer neben mir; ich zweifele nicht, daß sie es zu Ihrer Verfügung stellt; Sie könnten Louise erst dahin rufen lassen, dann, wenn es sein muß, Morel, damit die Tochter von ihm Abschied nehme. Sie würden dadurch wenigstens der kranken schwachen Mutter einen herzzerreißenden Auftritt ersparen."

„Wenn sich die Sache so machen läßt, recht gern."

Das Gespräch, das wir hier mitgetheilt haben, war halblaut geführt worden, während die Lachtaube und die Frau Pivelet mehrere Stufen hinter dem Commissar und Rudolph zurückblieben. Der Letztere ließ jetzt das Mädchen an sich heran kommen und sagte zu ihr:

„Meine arme Nachbarin, ich erwarte von Ihnen schon wieder eine Gefälligkeit. Sie müssen mir Ihr Zimmer auf eine Stunde überlassen."

„So lange Sie wollen, Herr Rudolph; Sie haben meinen Schlüssel. Aber was ist geschehen?"

„Ich werde Ihnen Alles erzählen. Aber noch nicht genug, Sie müssen auch so gütig sein und in den Temple zurückkehren, um dort zu sagen, man möge die von uns gekauften Sachen erst nach einer Stunde hierher bringen."

„Sehr gern, Herr Rudolph. Ist denn Morels ein neues Unglück zugestoßen?"

„Es steht ihnen leider etwas sehr Trauriges bevor; Sie werden es nur zu bald erfahren."

„Ich eile nach dem Temple. Du lieber Gott! und ich glaubte, die braven Leute wären nun aus aller Noth!" sagte das Mädchen, das schnell die Treppe wieder hinunterging.

Rudolph wollte seiner Nachbarin vor allen Dingen das traurige Schauspiel der Verhaftung Louisens ersparen.

„Herr Commissar," sagte Frau Pipelet, „da mein bester Miethsmann Sie begleitet, so darf ich wohl wieder zu meinem Alfred gehen? Er macht mir Sorge, denn er hat sich eben nur von seinem Schreck über Cabrion erholt."

„Gehen Sie in Gottes Namen," sagte der Commissar, der nun mit Rudolph allein war.

Beide kamen jetzt auf dem Vorsaale des vierten Stocks vor der Thüre des Zimmers an, in welchem sich der Steinschneider mit seiner Familie vor der Hand befand.

Mit einemmale wurde die Thüre geöffnet und Louise trat, bleich und weinend, rasch heraus.

„Lebe wohl, Vater," sprach sie, „ich komme wieder, aber jetzt muß ich fort."

„Louise, mein Kind, so höre mich doch an," rief Morel, der seiner Tochter folgte und sie zurückzuhalten suchte.

Bei dem Anblicke Rudolph's und des Commissars blieben Beide unbeweglich stehen.

„Ach, lieber Herr, Sie sind unser Retter," sagte Morel, als er Rudolph erkannt hatte, „helfen Sie mir Louise zurückhalten. Ich weiß nicht, was sie hat; ich fürchte für sie; sie will fortgehen. Nicht wahr, sie darf nicht zu ihrem Herrn zurückkehren? Haben Sie nicht selbst gesagt: „Louise wird Sie nicht mehr verlassen; es soll dies Ihr Lohn sein"? Ach, bei diesem freundlichen Versprechen habe ich, ich muß es gestehen, einen Augenblick den Tod meiner armen kleinen Adele vergessen."

Das Herz Rudolph's brach; er hatte nicht die Kraft, etwas zu antworten.

Der Commissar dagegen sagte streng und ernst zu Louisen:

„Sie heißen Louise Morel?"

„Ja, Herr," antwortete das Mädchen zitternd.

Rudolph hatte unterdeß das Zimmer seiner Nachbarin geöffnet.

„Sie sind Hieronymus Morel, ihr Vater?" fuhr der Commissar zu dem Steinschneider gewendet fort.

„Ja, Herr, aber . . ."

„Treten Sie mit Ihrer Tochter hier herein."

Der Commissar zeigte auf das Zimmer, in dem Rudolph sich bereits befand.

Durch die Anwesenheit Rudolph's ein wenig beruhigt, ge-

horchten Morel und Louise, wenn auch in großer Verlegenheit und Unruhe, dem Commissar, der sodann die Thüre zumachte und bewegt zu Morel sagte:

„Ich weiß, wie rechtschaffen und unglücklich Sie sind, theile Ihnen deshalb mit großem Bedauern mit, daß ich im Namen des Gesetzes — Ihre Tochter verhaften muß."

„Alles ist entdeckt —, ich bin verloren!" rief Louise erschüttert aus und sank in die Arme ihres Vaters.

„Was sagst Du? — Was sagst Du?" entgegnete Morel. „Du bist nicht bei Sinnen, — warum verloren? — Dich verhaften! — warum Dich verhaften? Wer sollte Dich verhaften?"

„Ich verhafte sie im Namen des Gesetzes," sagte der Commissar, indem er auf seine Schärpe zeigte.

„Ich Unglückliche!" rief Louise aus, indem sie auf die Knie sank.

„Im Namen des Gesetzes?" fragte Morel, dessen Verstand zu wanken begann, da ihn dieser neue Schlag gewaltig erschüttert hatte; „warum wollen Sie meine Tochter im Namen des Gesetzes verhaften? Ich, ich bürge für Louise; sie ist meine Tochter, meine brave Tochter, nicht wahr, Louise? Man will Dich verhaften, da unser guter Engel Dich uns wiedergegeben hat zum Troste für den Tod meiner kleinen Adele? Das kann nicht sein. Und dann, Herr Commissar, alle Achtung für Sie! nur schlechte Menschen werden verhaftet; verstehen Sie? Louise, meine Tochter, ist nicht schlecht. — Der Herr irrt sich gewiß, meine gute Louise. Ich heiße wohl Morel; aber es giebt mehr als einen Morel; Du heißt Louise, aber es giebt mehr als eine Louise. — Herr Commissar, es muß hier ein Irrthum sein, gewiß, es ist hier ein Irrthum."

„Leider ist es kein Irrthum. — Louise Morel, nehmen Sie Abschied von Ihrem Vater."

„Sie wollen mir also meine Tochter entreißen?" rief Morel, außer sich vor Schmerz, aus und trat drohend auf den Commissar zu.

Rudolph nahm ihn am Arme und sagte zu ihm:

„Beruhigen Sie sich und geben Sie nach; Sie werden Ihre Tochter wieder erhalten; ihre Unschuld wird an den Tag kommen, denn sie ist ganz gewiß unschuldig."

„Sie kann nichts verbrochen haben; ich will meine Hand

in das Feuer legen, wenn —“ Dann gedachte er aber plötzlich des Goldes, das Louise gebracht hatte, um den Wechsel zu bezahlen, und Morel rief aus: „Aber das Gold! das Gold von heute früh, Louise?“

Und er warf seiner Tochter einen fürchterlichen Blick zu.

Louise errieth, was er meinte.

„Ich stehlen!“ entgegnete sie, und die Röthe eines edeln Unwillens auf ihren Wangen, der Ton ihrer Stimme und ihre Geberde beruhigten ihren Vater wieder.

„Ich wußte es wohl,“ sprach er. „Sie sehen, Herr Commissar, — sie läugnet es und sie hat in ihrem Leben nie gelogen, ich schwöre es Ihnen zu. Fragen Sie Alle, die sie kennen, und sie werden es bestätigen wie ich. Sie lügen! — Dazu ist sie viel zu stolz, und übrigens hat den Wechsel unser Wohlthäter bezahlt ... Das Gold will sie nicht behalten; sie wollte es eben der Person zurückbringen, die es ihr geliehen hat, die aber nicht genannt sein will, nicht wahr, Louise?“

„Man beschuldiget Ihre Tochter nicht des Diebstahls,“ sprach der Commissar.

„Aber mein Gott! wessen beschuldiget man sie denn? Ich, ihr Vater, schwöre es Ihnen zu, daß sie unschuldig ist, was man auch von ihr sagen mag, und ich habe auch in meinem Leben nie gelogen.“

„Was nützt es Ihnen, wenn Sie die Beschuldigung kennen,“ sagte Rudolph theilnehmend zu ihm; „die Unschuld Louisens wird an den Tag kommen, die Person, die so lebhaften Antheil an Ihnen nimmt, wird auch Ihre Tochter beschützen. — Fassen Sie Muth; auch diesmal wird die Vorsehung Sie nicht verlassen. Umarmen Sie Ihre Tochter; Sie werden dieselbe bald wiedersehen.“

„Herr Commissar,‘ sagte Morel, ohne auf Rudolph zu hören, „man nimmt einem Vater die Tochter nicht, ohne ihm wenigstens zu sagen, wessen man sie anklagt. Ich will Alles wissen. Louise, wirst Du reden?“

„Ihre Tochter ist des — Kindesmordes angeklagt,“ sagte der Polizeicommissar.

„Ich —, ich verstehe nicht, — ich — Sie —“

Und Morel stotterte einige Worte ohne Zusammenhang hervor.

„Ihre Tochter ist angeklagt, ihr Kind umgebracht zu haben," wiederholte der Commissar, den dieser Auftritt tief ergriff. „Aber es ist noch nicht bewiesen, daß sie dieses Verbrechen wirklich begangen hat."

„Ach nein, das ist nicht wahr, — das ist nicht wahr!" rief Louise, die sich mit aller Anstrengung aufrichtete. „Ich schwöre es Ihnen zu, daß es todt war. Es athmete nicht mehr; es war eiskalt; — ich hatte den Kopf verloren, — das ist mein ganzes Verbrechen. Aber mein Kind umzubringen! — ach nie! nie!"

„Dein Kind, Elende!!" rief Morel aus, indem er beide Hände gegen Louise erhob, als wollte er sie durch diese Geberde und diese schrecklichen Worte vernichten.

„Gnade, mein Vater, Gnade!" jammerte sie flehentlich.

Nach einem Augenblicke entsetzlichen Schweigens fuhr Morel mit noch entsetzlicherer Ruhe fort:

„Herr Commissar, führen Sie dieses Geschöpf fort; sie ist nicht meine Tochter."

Der Steinschneider wollte fortgehen, Louise aber fiel vor seinen Füßen nieder, umklammerte seine beiden Knie und rief, indem sie weinend und bittend zu ihm emporsah:

„Vater! Vater! Höre mich nur wenigstens an!"

„Herr Commissar, führen Sie das Mädchen fort, ich überlasse sie Ihnen," sprach der Steinschneider, indem er sich von Louisen frei zu machen suchte.

„Hören Sie Ihre Tochter an," sagte Rudolph zu ihm, der ihn zurückhielt; „zeigen Sie sich nicht auch unbarmherzig."

„Sie!! Mein Gott, mein Gott! sie!!" wiederholte Morel, indem er beide Hände auf die Stirn drückte; „sie entehrt! Ach, die Niederträchtige!"

„Und wenn sie ihre Ehre opferte, um Sie zu retten?" sagte Rudolph leise zu ihm.

Diese Worte machten einen niederschmetternden Eindruck auf Morel; er sah seine Tochter an, die in Thränen schwimmend noch immer zu seinen Füßen kniete, fragte sie mit einem unmöglich zu beschreibenden Blicke und sprach dumpf, die Zähne wüthend zusammengedrückt:

„Der Notar?"

Die Antwort trat auf die Lippen Louisens, — sie wollte

sprechen, aber sie besann sich ohne Zweifel eines andern, ließ den Kopf sinken und schwieg.

„Aber nein, — er wollte mich diesen Morgen in das Gefängniß bringen lassen," fuhr Morel auffahrend fort, „er kann es nicht sein. — Desto besser! Desto besser, so hat sie keine Entschuldigung für ihren Fehltritt und ich komme bei ihrer Schande nicht in das Spiel, — ich kann sie ohne Gewissenspein verfluchen."

„Nein, nein, fluche mir nicht, Vater! Ich will Dir, Dir allein Alles sagen, und Du wirst sehen, Du wirst sehen, ob ich Deine Verzeihung verdiene."

„Um Gottes willen, hören Sie die Tochter an," rief Rudolph ihm zu.

„Was soll sie mir sagen? ihre Schande? Sie wird bekannt genug werden, — ich warte —"

„Herr Commissar," sagte Louise, „haben Sie Erbarmen und lassen Sie mich meinem Vater einige Worte sagen, ehe ich ihn, vielleicht auf immer, verlasse. Auch vor Ihnen, unserm Retter, will ich sprechen, aber nur vor Ihnen und meinem Vater —"

„Ich erlaube es," entgegnete der Commissar.

„Sind Sie unerbittlich? Verweigern Sie Ihrem Kinde diesen letzten Trost?" fragte Rudolph Morel. „Wenn Sie glauben, mir einen Dank für die Unterstützung schuldig zu sein, die ich Ihnen erwirkt habe, so erhören Sie die Bitte Ihrer Tochter."

Nach einer düstern Pause antwortete Morel: „so sei es."

„Aber wohin gehen wir?" fragte Rudolph; „Ihre Familie ist nebenan."

„Wohin wir gehen?" erwiederte der Steinschneider mit bitterer Ironie; „wohin wir gehen? Hinauf, — hinauf in die Dachstube neben die Leiche meines Kindes. — Der Ort ist zu einer solchen Beichte gut gewählt, — nicht wahr? Wir werden sehen, ob Louise im Angesicht ihrer todten Schwester zu lügen wagt."

Morel schritt rasch hinaus, ohne Louise anzusehen.

„Mein Herr," sagte der Commissar leise zu Rudolph, „nehmen Sie Rücksicht auf den armen Vater und verlängern Sie das Gespräch nicht. Sie hatten Recht, als Sie sagten, sein Verstand

würde nicht widerstehen; sein Blick hat schon jetzt etwas von dem eines Wahnsinnigen."

„Ich fürchte, wie Sie, ein schreckliches und neues Unglück und ich werde die Geständnisse, die ihm das Herz brechen, so viel als möglich abkürzen."

Rudolph eilte dem Steinschneider und Louisen nach.

So seltsam, so schauerlich der Entschluß Morel's war, so wurde er doch gleichsam durch die Oertlichkeit geboten; der Polizeicommissar willigte ein, den Ausgang der Besprechung in dem Zimmer abzuwarten, wo er sich befand; die Familie Morel's hatte das Zimmer Rudolph's inne und es blieb also nichts als das Dachstübchen übrig.

In dieses begaben sich Louise, deren Vater und Rudolph.

XXVII.

Das Geständniß.

Schmerzlicher trauriger Anblick!

In der Mitte des Dachstübchens, das wir schon beschrieben haben, lag auf der Lagerstätte der Blödsinnigen der Leichnam des kleinen Mädchens, das am Morgen gestorben war; ein Betttuchstück war darüber gedeckt.

Rudolph stand da an die Wand gelehnt, schmerzlich bewegt.

Morel saß auf seinem Arbeitstische mit gesenktem Haupte, mit schlaff herabhängenden Armen, mit stierem Blick und wendete das Auge nicht ab von dem Strohsacke, auf dem sein todtes Kind lag.

Der Zorn, der Unwille des Steinschneiders milderten sich bei diesem Anblicke und wandelten sich in unbeschreibliches Gefühl von Trauer um; seine Energie verließ ihn; er brach zusammen unter diesem neuen Schlage. Louise sah todtenbleich aus und schien einer Ohnmacht nahe zu sein; sie entsetzte sich vor der Enthüllung, die sie machen sollte. Dennoch wagte sie zitternd

die Hand ihres Vaters zu ergreifen, die arme abgemagerte, durch übermäßige Arbeit entstellte Hand.

Er entzog sie ihr nicht und Louise brach in Schluchzen aus, und bedeckte sie mit Küssen. Der Zorn Morel's war gebrochen und die lange zurückgehaltenen Thränen strömten über seine Wangen.

„Ach, Vater, wenn Du wüßtest," sprach Louise, „wenn Du wüßtest, wie sehr ich zu beklagen bin!"

„Ach, den Gram werde ich mein Leben lang nicht vergessen, Louise, mein Leben lang," antwortete Morel weinend, „Du, — ach Gott! — Du im Gefängnisse — auf der Bank der Verbrecher, Du, die Du so stolz warest, als Du das Recht hattest, stolz zu sein! — Ja," fuhr er in einer neuen Anwandlung von verzweiflungsvollem Schmerze fort, „ja, lieber sähe ich Dich todt hier neben Deiner armen kleinen Schwester liegen!"

„Ach, daß ich da läge!" antwortete Louise.

„Schweig, unglückliches Kind, Du thust mir weh. — Ich hätte das nicht sagen sollen, ich ging zu weit; aber rede nun und im Namen Gottes beschwöre ich Dich, lüge nicht. Wie schrecklich auch die Wahrheit sein möge, sage sie mir; wenn ich sie von Dir erfahre, wird sie mir minder schrecklich vorkommen. — Sprich! rede, die Augenblicke sind uns gezählt und unten — wartet man auf Dich. Ach, welch' trauriger Abschied, mein Gott!"

„Vater, ich werde Dir Alles sagen," entgegnete Louise, die sich zu fassen suchte, „aber versprich mir, und unser Retter möge mir es auch versprechen, gegen Niemanden etwas davon zu wiederholen, — gegen Niemanden. Wenn er wüßte, daß ich gesprochen habe — ach!" setzte sie schaudernd hinzu, „dann würdet Ihr verloren sein, verloren wie ich, denn Ihr kennt die Macht und Bosheit dieses Mannes nicht."

„Welches Mannes?"

„Meines Herrn —"

„Der Notar?"

„Ja," sagte Louise leise und indem sie sich umsah, als fürchtete sie von Jemandem gehört zu werden.

„Beruhigen Sie sich," fiel Rudolph ein; „der Mann ist böswillig und mächtig, aber wir werden ihn doch bekämpfen. Wenn ich das, was Sie uns sagen wollen, weiter entdecken

sollte, so geschähe es gewiß nur in Ihrem und Ihres Vaters Interesse."

„Auch ich würde nur sprechen, um Dich zu retten. Aber was hat der schlechte Mann gethan?"

„Das ist nicht Alles," fuhr Louise nach einigem Nachdenken fort, „in meiner Erzählung wird auch von Jemandem die Rede sein, der mir einen großen Dienst erwiesen hat, der sehr gütig war gegen meinen Vater und meine Familie; diese Person befand sich bei Herrn Ferrand, als ich zu ihm kam, und ich habe schwören müssen, sie nicht zu nennen."

Rudolph glaubte, es handele sich vielleicht um Germain, und sagte zu Louisen:

„Wenn Sie Franz Germain meinen, so können Sie ganz ruhig sein; Ihr Vater und ich werden sein Geheimniß wahren."

Louise sah Rudolph verwundert an.

„Sie kennen ihn?" fragte sie.

„Wie? Der gute, der vortreffliche junge Mann, der drei Monate hier im Hause wohnte, arbeitete bei dem Notar, als Du zu diesem kamst?" sagte Morel. „Das erste Mal, als Du ihn hier sahst, thatest Du, als kenntest Du ihn nicht."

„Das war unter uns verabredet; er hatte wichtige Gründe, um es zu verheimlichen, daß er bei Herrn Ferrand arbeitete. Ich habe ihn auf das Zimmer hier im vierten Stock aufmerksam gemacht, das zu vermiethen war, weil ich wußte, daß er für Euch ein guter Nachbar sein würde."

„Wer brachte Ihre Tochter zu dem Notar?" fragte Rudolph.

„Als meine Frau krank geworden, sagte ich zu der Mutter Burette, die auf Pfänder leiht und hier im Hause wohnt, Louise wolle in Dienst gehen, um uns unterstützen zu können. Sie kannte die Haushälterin des Notars und gab mir einen Brief an dieselbe, in dem sie ihr Louise empfahl. Verflucht, verflucht sei dieser Brief, er hat unser ganzes Unglück veranlaßt! Aber so kam meine Tochter zu dem Notar."

„Obgleich ich einige der Umstände kenne, welche den Haß Ferrand's gegen Ihren Vater verursachten," sagte Rudolph zu Louisen, „so bitte ich Sie doch, erzählen Sie mir mit wenigen Worten, was zwischen Ihnen und dem Notar vorgegangen ist,

seit Sie bei ihm in Dienst traten, — es wird dies bei Ihrer Vertheidigung von Vortheil sein."

„In der ersten Zeit meines Aufenthaltes bei Herrn Ferrand," antwortete Louise, „hatte ich mich über ihn nicht zu beklagen. Ich mußte viel arbeiten, die Wirthschafterin behandelte mich oft hart, das Leben im Hause war ein sehr trauriges, aber ich ertrug Alles mit Geduld; Dienst ist überall Dienst; anderswo hätte ich andere Unannehmlichkeiten gehabt. Herr Ferrand sah immer ernst und streng aus; er ging in die Messe und sah häufig Geistliche bei sich, ich hatte kein Mißtrauen gegen ihn; im Anfange sah er mich kaum an und immer sprach er sehr hart mit mir, namentlich in Gegenwart von Fremden.

„Den Portier ausgenommen, der nach der Straße zu wohnt in dem Hause, wo die Expedition ist, war ich mit Madame Seraphin, der Wirthschafterin, die einzige dienende Person. Das Haus, das wir bewohnten, war ein sehr großes einzelnstehendes Gebäude zwischen dem Hofe und dem Garten. Meine Kammer befand sich ganz oben. Sehr oft fürchtete ich mich, wenn ich Abends allein war in der Küche im Souterrain oder in meiner Kammer. In der Nacht war es mir oft, als höre ich dumpfes ungewöhnliches Geräusch unter mir in der Etage, die nicht bewohnt wurde und wo nur Herr Germain oft am Tage arbeitete. Zwei Fenster dieser Etage waren zugemauert und eine der Thüren war mit Eisen beschlagen. Die Wirthschafterin hat mir später gesagt, dort befände sich die Casse des Herrn Ferrand.

„Eines Tages war ich sehr spät aufgeblieben, um eine nöthige Arbeit zu Stande zu bringen; eben wollte ich mich niederlegen, als ich leise auf dem kleinen Corridor gehen hörte, an dessen Ende meine Kammer lag; an meiner Thüre hörten die Tritte auf; anfangs glaubte ich, es sei die Wirthschafterin, da man aber nicht hereinkam, so fing ich an mich zu fürchten; ich wagte mich nicht zu rühren und horchte; es regte sich nichts, aber ich wußte gewiß, daß Jemand an meiner Thüre war; zwei Mal fragte ich, wer da sei, — keine Antwort. Da ich mich mehr und mehr fürchtete, so schob ich endlich meine Commode an die Thüre, die weder einen Riegel noch ein Schloß hatte. Ich horchte dann wieder; es rührte sich nichts. Nach einer halben Stunde, die mir sehr lang war, legte ich mich endlich nieder. Die Nacht verging ruhig. Am andern Tage bat ich die Wirthschafterin um die

Erlaubniß, einen Riegel an meine Thüre machen lassen zu dürfen, und erzählte ihr meinen Schreck von der vergangenen Nacht. Sie antwortete mir, ich hätte geträumt und übrigens müsse ich mich wegen des Riegels an Herrn Ferrand selbst wenden. Er zuckte die Achseln, als ich ihm meine Bitte vortrug, und sagte, ich sei eine Närrin. Ich wagte nicht wieder davon zu sprechen.

„Einige Zeit darauf trat das Unglück mit dem Diamant ein. Mein Vater war in Verzweiflung und wußte nicht, was er beginnen sollte. Ich erzählte mein Leid der Madame Seraphin und sie antwortete mir:

„Der Herr ist so gütig, vielleicht thut er etwas für Ihren Vater."

„Denselben Abend, als ich bei Tische aufwartete, sagte Ferrand zu mir:

„Dein Vater braucht dreizehnhundert Francs; geh noch heute Abend zu ihm und sage ihm, er möge morgen in meine Expedition kommen; ich will ihm das Geld geben. Er ist ein ehrlicher Mann und verdient, daß man sich für ihn interessirt."

„Ich weinte vor Freuden und wußte nicht, wie ich meinem Herrn danken sollte, der mit seiner gewöhnlichen Barschheit zu mir sagte:

„Schon gut! Schon gut! Was ich thue, ist ganz einfach —"

„Abends als ich mit meiner Arbeit fertig war, brachte ich meinem Vater die freudige Nachricht und den andern Tag —"

„Hatte ich die dreizehnhundert Francs gegen einen Wechsel auf drei Monat," sagte Morel; „ich machte es wie Louise, ich weinte aus Dankbarkeit und nannte den Mann meinen Wohlthäter, meinen Retter —"

„Erregte die Vorsicht, die er gegen Sie brauchte, ein Wechsel von so kurzer Frist, den Sie doch nicht bezahlen konnten, Ihr Mißtrauen nicht?" fragte Rudolph.

„Nein, ich glaubte, der Notar gehe sicher, weiter nichts; übrigens sagte er mir, ich brauche nicht daran zu denken, den Wechsel vor zwei Jahren zu bezahlen, ich möge nur der Ordnung wegen ihn alle Vierteljahre erneuern lassen. Nach der ersten Verfallzeit aber wurde er hier präsentirt und nicht bezahlt; er erhielt unter dem Namen eines Dritten von dem Gericht die Befugniß, mich gefänglich einziehen zu lassen, ließ mir aber sa-

gen, ich möge mich deshalb nicht ängstigen, es sei ein Irrthum von seinem Huissier.

„Er wollte Sie nur in seine Gewalt bekommen," sagte Rudolph.

„Ja wohl, denn von nun fing er an. — Aber erzähle weiter, Louise, erzähle weiter. — Ich weiß nicht mehr, wo ich bin; Alles dreht sich mit mir um, ich werde den Verstand verlieren. Es ist aber auch zu viel!"

Rudolph beruhigte den Steinschneider und Louise fuhr fort:

„Ich verdoppelte meinen Fleiß, um für die Güte des Herrn Ferrand so dankbar als möglich zu sein. Die Wirthschafterin fing an mich zu hassen und zu peinigen: sie sagte mir nichts von den Befehlen, die ihr Herr Ferrand für mich gegeben; ich hatte viele Unannehmlichkeiten davon, und würde gern einen andern Dienst gesucht haben, aber wegen der Verpflichtung meines Vaters wagte ich nicht fortzugehen. Herr Ferrand hatte das Geld drei Monate geliehen; in Gegenwart der Madame Seraphin behandelte er mich noch immer barsch, bisweilen sah er mich aber von der Seite auf eine Art an, die mich verlegen machte, und lächelte, wenn ich roth wurde. Eines Tages ging die Wirthschafterin gegen ihre Gewohnheit nach Tische aus; die Schreiber hatten die Expedition verlassen; sie wohnten nicht im Hause. Herr Ferrand gab dem Portier einen Auftrag und schickte ihn fort, so daß ich mit meinem Herrn allein im Hause war; ich arbeitete im Vorzimmer; er klingelte mir. Ich ging in sein Schlafzimmer hinein; er stand vor dem Kamine; ich trat näher an ihn; da drehete er sich plötzlich um und umarmte mich; sein Gesicht war blutroth und seine Augen funkelten. Ich fürchtete mich sehr und war so erschrocken, daß ich mich anfangs nicht bewegen konnte. Ob er gleich sehr stark ist, so wehrte ich mich doch so sehr, daß ich ihm entkam; ich flüchtete in das Vorzimmer und hielt die Thüre fest zu —"

„Sie hören es, Herr Rudolph, Sie hören es," sagte Morel; „so benahm sich dieser würdige Wohlthäter."

„Nach einigen Augenblicken drängte er die Thüre doch auf," fuhr Louise fort; „zum Glück konnte ich die Lampe erreichen und hatte Zeit, sie auszulöschen. So stand er im Dunkel; er rief mich, ich antwortete nicht. Da sagte er, und seine Stimme zitterte vor Zorn:

„Wenn Du mir zu entgehen suchst, muß Dein Vater wegen

der dreizehnhundert Francs, die er mir schuldig ist und nicht bezahlen kann, in das Gefängniß wandern."

„Ich bat ihn, Mitleid mit mir zu haben, und versprach ihm, Alles zu thun, um für seine Güte dankbar zu sein, erklärte ihm aber auch, daß mich nichts zwingen würde, mich zu erniedrigen."

„Das ist die Sprache Louisens, meiner Louise, als sie das Recht hatte, stolz zu sein. Aber wie —? Erzähle weiter, — erzähle weiter —"

„Ich befand mich noch immer im Dunkel und hörte nach einiger Zeit die Thüre zuschließen, die aus dem Vorzimmer hinaus führte und die mein Herr im Finstern gefunden hatte. Nun hatte er mich in seiner Gewalt; er ging in sein Zimmer und kam bald mit einer Lampe zurück. Den neuen Kampf, den ich zu bestehen hatte, wage ich nicht zu beschreiben, eben so wenig wie seine Drohungen und die Verfolgungen von Zimmer zu Zimmer; zum Glück gaben mir die Verzweiflung, die Angst und der Unwille ungewöhnliche Kraft. Mein Widerstand machte ihn aber auch wüthend; er kannte sich nicht mehr. — Er mißhandelte, er schlug mich; ich blutete im Gesicht —"

„Mein Gott! mein Gott!" rief der Steinschneider, indem er die Hände gen Himmel erhob, „das sind denn doch Verbrechen und für einen solchen Menschen giebt es keine Strafe!"

„Vielleicht doch," sagte Rudolph, der tief nachzudenken schien. Dann wendete er sich an Louise und sagte: „Fassen Sie Muth und erzählen Sie Alles —"

„Der Kampf dauerte lange, meine Kräfte verließen mich, als der Portier zurückgekommen war und klingelte; er brachte einen Brief. Ferrand, der fürchtete, wenn ich den Brief nicht hole, würde der Portier selbst ihn bringen, sagte zu mir:

„Geh, und wenn Du ein Wort sprichst, ist Dein Vater verloren; wenn Du zu entkommen suchst, ist er auch verloren; wenn man sich nach Dir erkundigt, werde ich Dir es unmöglich machen, einen andern Dienst zu erhalten, indem ich andeute, ohne es zu behaupten, daß Du mich bestohlen hättest —"

„Am andern Tage kam ich trotz den Drohungen meines Herrn zu meinem Vater, um ihm Alles zu sagen. — Ich sollte sogleich das Haus verlassen, aber — das Gefängniß! Das Wenige, was ich verdiente, konnte meine Familie nicht entbehren, da meine Mutter auch krank war. Und das schlechte Zeugniß, das

mir Ferrand zu geben drohete, würde mich vielleicht für eine lange Zeit verhindert haben, einen andern Dienst zu bekommen —"

„Ja," sagte Morel in tiefem Schmerze, „wir waren so schlecht, so selbstsüchtig, unser Kind in jenes Haus zurückkehren zu lassen. Ach, ich sagte es wohl, zu wie vielen schlechten Handlungen nöthiget die Armuth!"

„Hast Du nicht Alles versucht, Dir die dreizehnhundert Francs zu verschaffen? Da es Dir nicht gelang, so mußten wir uns wohl fügen."

„Erzähle weiter," sagte Morel; „die Deinigen sind Deine Henker gewesen, wir haben größere Schuld an dem Unglücke, das Dich betrifft, als Du selbst," setzte der Vater hinzu, indem er sein Gesicht mit den Händen bedeckte.

„Als ich meinen Herrn wiedersah," fuhr Louise fort, „war er gegen mich, wie er vor jenem Auftritte gewesen war, hart und barsch; er sprach kein Wort von der Vergangenheit; die Wirthschafterin peinigte mich fortwährend, gab mir kaum so viel, als ich zum Stillen meines Hungers brauchte, schloß das Brod ein und beschmutzte bisweilen in meiner Gegenwart aus Bosheit die Ueberreste von den Speisen, die man mir überließ, denn sie selbst aß fast immer mit Herrn Ferrand. In der Nacht konnte ich kaum schlafen, denn jeden Augenblick glaubte ich den Notar in meine Kammer eintreten zu sehen, die nicht zu verschließen war; er hatte mir die Commode nehmen lassen, die ich zum Schutze vor die Thüre schob, und es blieb mir nur ein Stuhl, ein Tisch und ein Koffer. Damit suchte ich mich so gut als möglich zu verbarricadiren und ich schlief angekleidet. Eine Zeitlang ließ er mich in Ruhe und sah mich gar nicht an. Ich fing deshalb an wieder ruhiger zu werden und meinte, er denke nicht mehr an mich. Eines Sonntags hatte er mir erlaubt, auszugehen, und ich ging zu meinen Eltern. Wir waren alle so glücklich darüber! Bis dahin hast Du Alles gewußt, lieber Vater. Was ich noch zu sagen habe (und die Stimme Louisens zitterte), ist schrecklich, — ich habe es immer verschwiegen."

„Ich wußte es wohl, ich wußte es wohl, daß Du mir ein Geheimniß verschwiegst," entgegnete Morel mit einem seltsam veränderten Gesichtsausdrucke, der Rudolph auffiel. „Deine Bläße, Deine Züge hätten mich aufklären sollen. Ich habe es hundert

Mal zu Deiner Mutter gesagt, aber bah! bah! sie redete mir es immer aus. Da haben wir es nun! Um dem Unglücke zu entgehen, unsere Tochter wieder zu dem Unmenschen zurückkehren zu lassen! Und wohin geht unsere Tochter? Auf die Bank der Angeklagten. — Da haben wir es! Aber — nun wer weiß? — Freilich, — weil man arm ist — Ja . . ., aber die Andern? Bah! die Andern!" Dann schwieg Morel, als wolle er die Gedanken sammeln, die ihm entschlüpften, schlug sich an die Stirn und sagte: „ich weiß nicht mehr, was ich sage —; mein Kopf! mein Kopf! Bin ich nicht grau?"

Er bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen.

Rudolph wollte Louisen nicht merken lassen, wie sehr ihn das unzusammenhängende Reden des Steinschneiders erschreckte, und sprach ernst:

„Sie sind nicht gerecht, Morel; nicht blos ihretwegen, sondern wegen ihrer Mutter, wegen ihrer Kinder, auch Ihretwegen fürchtete Ihre arme Frau die traurigen Folgen des Fortgehens Louisens von dem Notar. — Beschuldigen Sie Niemanden. — Alle Flüche, aller Haß möge auf einen einzigen Mann fallen, auf den Heuchler, der ein Mädchen zwischen die Schande und die gänzliche Verarmung, vielleicht den Tod ihres Vaters und ihrer Familie brachte, auf jenen Herrn, der seine Herrschaft auf eine so schändliche Weise mißbrauchte. Aber Geduld, die Vorsehung spart oft dem Verbrechen überraschende und entsetzliche Rache auf.

In den Worten Rudolph's sprach sich eine so bestimmte Ueberzeugung aus, als er die Rache Gottes erwähnte, daß Louise ihren Retter verwundert, fast furchtsam ansah.

„Erzählen Sie weiter, mein Kind," fuhr Rudolph zu Louisen gewendet fort, „verschweigen Sie uns nichts; es ist wichtiger als Sie glauben."

„Ich fing an wieder etwas ruhiger zu werden," sagte Louise, „als eines Abends Herr Ferrand und die Wirthschafterin ausgingen, jedes für sich. Sie speiseten nicht zu Hause und ich blieb allein. Wie gewöhnlich ließ man mir meine Portion Brod, Wasser und Wein, nachdem Alles verschlossen war. Nachdem ich mit meiner Arbeit fertig geworden, aß ich, und da ich mich, allein in den Zimmern, fürchtete, ging ich in meine Kammer hinauf. Wenn Herr Ferrand Abends ausging, durfte Niemand ihn erwarten. Ich fing an zu arbeiten, gegen die Gewohnheit wurde ich aber bald schläfrig. Ach,

Vater!“ unterbrach sich Louise, „Du wirst es mir nicht glauben, Du wirst mich der Lüge beschuldigen und doch schwöre ich es bei der Leiche meiner kleinen Schwester hier, daß ich die Wahrheit sage —“

„Erzählen Sie weiter,“ sprach Rudolph.

„Ach, Herr, seit sieben Monaten suche ich mir jene schreckliche Nacht zu erklären, ohne daß es mir gelingen will; ich habe bei dem Grübeln darüber fast den Verstand verloren.“

„Gott! Gott, was wird sie sagen!“ rief der Steinschneider aus, der gleichsam aus gleichgiltigem Brüten erwachte.

„Ich war gegen meine Gewohnheit auf meinem Stuhle eingeschlafen,“ fuhr Louise fort. „Das ist das Letzte, was ich weiß. Vorher — vorher — ach, Vater, vergieb! — Ich schwöre es Dir, daß ich nicht schuldig bin —“

„Ich glaube Dir, ich glaube Dir, aber weiter! weiter!“

„Ich weiß nicht, wie lange ich geschlafen hatte, als ich erwachte, allerdings in meiner Kammer, aber im Bett und entehrt durch Ferrand, der neben mir lag.“

„Du lügst! Du lügst!“ rief der Steinschneider wüthend . . .

„Gestehe, daß Du der Gewalt unterlegen bist, der Furcht nachgegeben hast, mich in das Gefängniß geschleppt zu sehen, aber lüge nicht so!“

„Vater, ich schwöre es . . .“

„Du lügst! Du lügst! Warum hätte der Notar mich in's Gefängniß schleppen lassen wollen, da Du ihm zu Willen gewesen bist —?

„Ich ihm zu Willen gewesen! Nein, nein, Vater. Ich habe so fest geschlafen, als wenn ich todt gewesen. — Das kommt Dir außerordentlich, unmöglich vor. Ja, ich weiß es nicht, denn bis diese Stunde kann ich nicht begreifen —“

„Ich begreife Alles recht wohl,“ unterbrach Rudolph Louise; „dieses Verbrechen fehlte dem Manne noch. Beschuldigen Sie Ihre Tochter nicht der Lüge, Morel. — Sagen Sie mir, Louise, fiel Ihnen nicht an dem, was Sie tranken, ein ungewöhnlicher Geschmack auf? Denken Sie genau nach.“

Louise antwortete nach kurzer Pause:

„Ich erinnere mich allerdings, daß die Mischung von Wein und Wasser, welche Madame Seraphin für mich zurückgelassen hatte, einen etwas bittern Geschmack hatte, aber ich achtete da-

mals nicht darauf, weil die Wirthschafterin aus Bosheit bisweilen Salz oder Pfeffer in mein Getränk that."

„Sie bemerkten also einen bittern Geschmack?"

„Ja, Herr, aber er war nicht sehr bedeutend, so daß ich doch Alles trank."

Morel hörte mit stierem Blicke die Fragen Rudolph's und die Antworten Louisens an, ohne, wie es schien, die Bedeutung derselben zu verstehen.

„War Ihnen nicht der Kopf schwer, ehe Sie einschliefen?"

„Ja, die Adern an den Schläfen klopften mir, mich schauerte und ich fühlte mich unwohl."

„Der Elende! Der Elende!" rief Rudolph aus. „Wissen Sie, Morel, was dieser Mensch Ihrer Tochter zu trinken gab?"

Morel sah Rudolph an, ohne ihm zu antworten.

„Die Wirthschafterin, seine Mitschuldige, hatte in das Getränk Louisens einen Schlaftrunk gemischt, ohne Zweifel Opium; die Kräfte und die Gedanken Ihrer Tochter wurden einige Stunden lang völlig gelähmt, und als sie aus diesem festen Schlafe erwachte, war sie entehrt."

„Jetzt," rief Louise; „ist mein Unglück erklärt. Du siehst es, Vater, ich bin minder schuldig als ich es zu sein scheine. Vater, Vater, antworte mir!"

Der Steinschneider sah stier vor sich hin.

Dieser so redliche, so natürliche Mann konnte eine solche Niederträchtigkeit nicht begreifen. Er verstand kaum, was gesagt wurde.

Und dann verdunkelte sich auch bereits auf Augenblicke sein Verstand und er versank dann in das Nichts des Denkens, das für den Geist das ist, was die Nacht für das Auge ist, — das fürchterliche Symptom der Verstandesverwirrung.

Dennoch polterte er nach einer Pause heraus: „ja, ja, es ist schlecht, schlecht, sehr schlecht."

Darauf versank er wieder in seine Apathie.

Rudolph sah ihn geängstiget an und glaubte, die Kraft des Unwillens beginne in dem Unglücklichen abzunehmen, wie nach starkem Grame das Auge oft keine Thränen findet.

Um die traurige Unterredung so bald als möglich zu beendigen, sagte Rudolph zu Louisen:

„Fassen Sie Muth und entschleiern Sie dieses Gewebe von Schändlichkeiten.“

„Ach, Herr Rudolph, was Sie gehört haben, ist noch nichts. Als ich Herrn Ferrand neben mir sah, schrie ich vor Entsetzen laut auf. Ich wollte fliehen, er hielt mich aber mit Gewalt zurück; ich war so schwach, fast gelähmt, wahrscheinlich in Folge des Getränks, das Sie erwähnten, daß ich mich ihm nicht entwinden konnte.

„Warum willst Du denn entfliehen?“ sagte Ferrand mit einer Miene der Verwunderung zu mir, die mich verlegen machte. „Was fällt Dir ein? Bin ich nicht mit Deiner Bewilligung hier?“

„Ach, Herr, das ist unwürdig,“ antwortete ich; „Sie haben meinen Schlaf benutzt, um mich unglücklich zu machen; aber ich werde es meinem Vater sagen.“

„Mein Herr lachte laut.

„Ich habe Deinen Schlaf benutzt? ich? Du spaßest. — Wer soll Dir diese Lüge glauben? Es ist jetzt vier Uhr früh; ich bin seit zehn Uhr hier; Du müßtest lange und fest geschlafen haben. Gestehe also, daß ich nur Deine Gutwilligkeit benutzt habe. — Sei nicht eigensinnig, oder wir veruneinigen uns. — Dein Vater ist in meiner Macht; Du hast jetzt keine Gründe mehr, mich zurückzuweisen; sei also gehorsam und wir werden gute Freunde sein; wenn nicht, so sieh Dich vor!“

„Ich werde Alles meinem Vater sagen,“ antwortete ich; „er wird mich zu rächen wissen. Noch gibt es Recht und Gerechtigkeit.“

„Herr Ferrand sah mich verwundert an.

„Bist Du denn wirklich närrisch? Was willst Du zu Deinem Vater sagen? Daß es Dir gefiel, mich hier bei Dir aufzunehmen? Das steht Dir frei; Du wirst ja sehen, wie er Dich empfängt.“

„Mein Gott! Sie wissen ja, daß Sie gegen meinen Willen hier sind.“

„Gegen Deinen Willen? Wolltest Du so frech sein, diese Lüge zu behaupten, und von Gewaltthätigkeit reden? Verlangst Du einen Beweis für Deine Lüge? Ich habe Germain, meinem Cassirer, befohlen, gestern Abend um zehn Uhr hieher zu kommen, um eine dringende Arbeit zu vollenden; er hat bis um ein

Uhr in einem Zimmer hier unter uns gearbeitet. Würde er Dein Geschrei, den Lärm von einem Kampfe gleich dem, welchen ich unten mit Dir hatte, als Du noch nicht so vernünftig warst wie heute, nicht gehört haben? Frage morgen Germain, er wird die Wahrheit sagen, daß die Nacht über in dem Hause Alles ruhig gewesen ist."

„O, er hatte alle Maßregeln getroffen, um sich Straflosigkeit zu sichern!" sprach Rudolph.

„Ja, Herr, denn ich war wie vom Donner gerührt. Ich wußte nicht, was ich antworten sollte auf das, was Ferrand mir sagte. Da ich nicht wußte, was ich getrunken hatte, so erklärte ich mir Alles blos durch meinen festen Schlaf. Der Schein war gegen mich. Wenn ich mich beklagte, mußte Jedermann mich anklagen, denn diese schreckliche Nacht war für mich selbst ein unergründliches Geheimniß."

XXVIII.

Das Verbrechen.

Rudolph staunte über die entsetzliche Heuchelei des Notars Ferrand.

„Sie haben also nicht gewagt," sagte er zu Louisen, „sich bei Ihrem Vater über die Schandthat des Notars zu beklagen?"

„Nein, Herr Rudolph; er würde mich gewiß für die Mitschuldige Ferrand's gehalten haben, und überdies fürchtete ich, mein Vater könnte in seinem Zorne vergessen, daß seine Freiheit und die Existenz unserer Familie ganz von meinem Herrn abhingen."

„Wahrscheinlich," fuhr Rudolph fort, um Louisen einen Theil dieser peinlichen Geständnisse zu ersparen, „waren Sie dann öfters das Opfer des Elenden, weil Sie fürchteten, durch eine Weigerung Ihren Vater in's Unglück zu stürzen?"

Louise schlug erröthend die Augen nieder.

„Dann benahm er sich minder rauh und barsch gegen Sie?“

„Nein; um Verdacht zu vermeiden, machte mir mein Herr, wenn zufällig der Pfarrer und dessen Vicar zugegen waren, in deren Gegenwart harte Vorwürfe, er bat den Pfarrer, mich zu ermahnen, und sagte, ich würde gewiß früher oder später fallen, ich betrüge mich zu frei und zu frech den Schreibern in der Expedition gegenüber, ich wäre faul und er behielte mich nur aus Rücksicht auf meinen Vater, der ein braver Mann sei, welchem er einen Dienst erzeigt. Bis auf das Letzte war Alles falsch. Ich sah die jungen Männer in der Expedition niemals, denn sie arbeiteten in einem ganz andern Gebäude.“

„Wie erklärte Ferrand dieses Benehmen, wenn er mit Ihnen allein war?“

„Er versicherte mich, daß er scherze. Der Pfarrer nahm aber diese Beschuldigungen ernstlich und sagte zu mir, ich müßte doppelt lasterhaft sein, wenn ich in einem so frommen Hause auf Abwege gerathen könnte, wo ich immer die besten Beispiele vor Augen hätte. Ich wußte nicht, was ich darauf antworten sollte, schlug erröthend die Augen nieder und mein Schweigen, meine Verlegenheit wurden zu meinem Nachtheile ausgelegt. Das Leben war mir so zur Last, daß ich mehrmals auf dem Punkte stand, ihm ein Ende zu machen; aber ich dachte dann an meinen Vater, an meine Mutter, an meine Geschwister, die ich ein wenig unterstützte, — und ich ergab mich von neuem in mein Schicksal. Bei aller meiner Erniedrigung fand ich einen Trost, — ich hatte wenigstens meinen Vater aus dem Gefängnisse gerettet. Aber ein neues Unglück betraf mich, ich wurde Mutter und war nun ganz verloren. Ich weiß nicht, warum ich ahnete, daß Ferrand, wenn er ein Ereigniß erfahre, das ihn eigentlich minder grausam gegen mich hätte machen sollen, mich noch schlechter behandeln würde, indessen muthmaßte ich nicht im entferntesten, was geschehen sollte —“

Morel, von dem die augenblickliche Verstandesverwirrung wieder gewichen war, sah mit Erstaunen um sich, strich mit der Hand über die Stirn, sammelte seine Erinnerungen und sagte zu seiner Tochter:

„Ich bin wohl einen Augenblick zerstreut gewesen —, die Anstrengung, — der Kummer . . .; was sagtest Du?“

„Als Ferrand erfuhr, daß ich schwanger sei —"

Der Steinschneider machte eine Geberde der Verzweiflung, Rudolph beruhigte ihn aber durch einen Blick.

„Nun ja, ich will sie bis zu Ende anhören," sagte Morel. — „Rede — rede!"

Louise fuhr fort:

„Ich fragte Herrn Ferrand, durch welche Mittel ich meine Schande und die Folgen des Fehltrittes verbergen solle, dessen Urheber er sei, — aber, Du wirst mir kaum glauben, Vater —"

„Nun?"

„Er unterbrach mich mit Unwillen, mit erheuchelter Verwunderung, stellte sich, als verstehe er mich nicht, und fragte mich, ob ich den Verstand verloren habe. Erschrocken sagte ich da: „aber, mein Gott, was soll nun aus mir werden? Wenn Sie mit mir kein Mitleiden haben, so haben Sie Mitleiden wenigstens mit Ihrem Kinde." — „Welche Schändlichkeit!" rief Ferrand aus, indem er die Hände gen Himmel erhob; „wie, Elende, Du hast die Keckheit, mich zu beschuldigen, ich sei so sitten- und schamlos, mich zu einem Mädchen Deiner Art zu erniedrigen? Du bist so frech, mir die Folgen Deiner Ausschweifungen zuzuschreiben, mir, der ich hundert Mal vor den achtungswerthesten Zeugen wiederholt habe, daß Du noch zu Falle kommen würdest? Verlaß augenblicklich mein Haus!"

Rudolph und Morel standen vor Staunen unbeweglich da; eine so teuflische Heuchelei war mehr, als sie erwartet hatten.

„Ich gestehe," sagte Rudolph, „das übertrifft noch das Schrecklichste, was ich vermuthete."

Morel sagte nichts; seine Augen vergrößerten sich auf eine grauenhafte Weise, ein krampfhaftes Zucken verzerrte seine Züge; er stieg von dem Tische herunter, auf dem er gesessen hatte, zog rasch einen Kasten heraus, nahm eine starke sehr lange und scharfe Feile mit einem hölzernen Griffe heraus und stürzte damit nach der Thüre zu.

Rudolph errieth die Gedanken des Steinschneiders, faßte ihn am Arme und hielt ihn zurück.

„Wohin wollen Sie, Morel?"

„Nehmen Sie sich in Acht!" rief der Unglückliche in Wuth, sich heftig sträubend; „sonst geschieht ein doppeltes Unglück."

Und der Unsinnige bedrohte Rudolph.

„Vater! Vater, — es ist ja unser Retter!“ rief Louise aus.

„Er lacht uns aus! Bah! bah! — er will — den Notar retten,“ antwortete Morel vollkommen verrückt, indem er mit Rudolph rang.

Nach einer Secunde hatte ihn dieser schonend entwaffnet, öffnete die Thüre und warf die Feile auf die Treppe.

Louise schloß ihren Vater in die Arme und sagte zu ihm:

„Vater! es ist unser Wohlthäter. Du hast die Hand gegen ihn erhoben; komm zu Dir!“

Diese Worte brachten Morel wirklich wieder zur Besinnung; er schlug die Hände über das Gesicht und sank sprachlos vor Rudolph auf die Knie.

„Stehen Sie auf, armer Vater,“ sagte Rudolph. „Geduld! Geduld! Ich begreife Ihre Wuth und theile Ihren Haß, aber, im Namen Ihrer Rache! gefährden Sie dieselbe nicht!“

„Gott! Gott!“ rief der Steinschneider aus, indem er wieder aufstand. — „Was vermag die Justiz, das Gesetz dagegen? Wir armen Leute! Wenn wir den reichen, mächtigen, geachteten Mann anklagen, wird man uns in das Gesicht lachen.“ Und er lachte laut auf. „Und man wird Recht haben. — Wo sind unsere Beweise? ja, unsere Beweise? Man wird uns nicht glauben. Ich sage deshalb, ich,“ rief er in von neuem gesteigerter wahnsinniger Wuth, „ich sage, daß ich nur Vertrauen auf die Unparteilichkeit des Messers habe.“

„Schweigen Sie, Morel, der Schmerz verwirrt Sie,“ sagte Rudolph traurig zu ihm. „Lassen Sie Ihre Tochter reden; die Augenblicke sind kostbar, — der Polizeicommissar wartet, — wir müssen Alles wissen, Alles, sage ich Ihnen. Fahren Sie fort, mein Kind.“

Morel sank erschöpft auf seinen Schemel.

„Ich brauche Ihnen nicht zu sagen,“ fuhr Louise fort, „wie ich geweint und gebeten habe; ich war wie vernichtet. Dies geschah um zehn Uhr Vormittags in dem Cabinet des Herrn Ferrand; der Pfarrer sollte mit ihm frühstücken und er trat in dem Augenblicke ein, als mein Herr mich mit Vorwürfen und Schmähworten überhäufte. — Der Anblick des Pfarrers schien ihm sehr angenehm zu sein.“

„Und was sagte er da?“

„Er hatte seinen Entschluß bald gefaßt, denn er rief aus,

indem er auf mich zeigte: „ich sagte es wohl, Herr Abbé, daß die Unglückliche in's Verderben stürzen würde. Es ist geschehen; sie hat mir eben ihr Vergehen und ihre Schande gestanden und mich ersucht, sie zu retten. Und ich habe eine solche Person in mein Haus aufgenommen!" — „Wie!" sagte der Abbé in Unwillen zu mir, „trotz dem heilsamen Rathe, den Dir Dein Herr so oft in meiner Gegenwart gegeben hat, bist Du so tief gesunken? Das ist unverzeihlich. — Lieber Freund, nach der Güte, die Sie gegen diese Unglückliche und ihre Familie gezeigt haben, würde Mitleiden Schwäche sein. — Bleiben Sie unerbittlich!" sagte der Abbé, den wie Jedermann die Heuchelei des Herrn Ferrand täuschte."

„Und Sie haben den Ehrlosen nicht augenblicklich entlarvt?" fragte Rudolph.

„Ach Gott, ich war so erschrocken, ich hatte den Kopf verloren und wagte, vermochte kein Wort zu sprechen; dennoch wollte ich reden, mich vertheidigen. „Aber, Herr," sagte ich — „Kein Wort weiter, unwürdiges Geschöpf," unterbrach mich Herr Ferrand. „Du hast den Herrn Abbé gehört. Mitleid wäre Schwäche. — Binnen einer Stunde wirst Du mein Haus verlassen haben —" Ohne mir Zeit zu einer Antwort zu lassen, führte er den Abbé in ein anderes Zimmer.

„Nachdem Ferrand fortgegangen war," fuhr Louise fort, „war ich einen Augenblick wie wahnsinnig. Ich sah mich aus seinem Hause vertrieben und konnte wegen des Zustandes, in welchem ich mich befand, keinen andern Dienst erhalten. Ich zweifelte auch nicht, daß er im Zorne meinen Vater in das Gefängniß würde bringen lassen; ich wußte nicht, was aus mir werden sollte, und ging in meine Kammer, um zu weinen. Nach zwei Stunden erschien Ferrand. „Hast Du Deine Habseligkeiten zusammengepackt?" fragte er. — „Erbarmen!" entgegnete ich, indem ich vor ihm auf die Knie sank, „schicken Sie mich in diesem Zustande nicht fort. Was soll aus mir werden? Ich finde ja keinen andern Dienst." — „Desto besser, Gott straft Dich so für Deine Ausschweifungen und Deine Lügen." — „Sie wagen zu sagen, daß ich lüge?" entgegnete ich unwillig, „Sie wagen zu läugnen, daß Sie mich unglücklich gemacht haben?" — „Verlasse augenblicklich mein Haus, Elende, da Du bei Deinen Verleumdungen verharrst," sprach er mit schrecklicher Stimme. „Und um Dich zu strafen,

werde ich morgen Deinen Vater einsperren lassen.“ — „Ach nein, nein,“ entgegnete ich entsetzt, „ich werde Sie nicht anklagen, ich verspreche es Ihnen, aber vertreiben Sie mich nicht aus dem Hause. Haben Sie Erbarmen mit meinem Vater; das Wenige, was ich verdiene, brauchen die Meinigen. Behalten Sie mich hier, ich will nichts sagen. Ich will mich bemühen, daß man nichts bemerke, und Sie sollen mich erst dann fortschicken, wenn ich meinen traurigen Zustand nicht mehr verbergen kann.“

„Nachdem ich noch lange gebeten hatte, willigte Ferrand endlich ein, mich bei sich zu behalten, und ich sah dies für eine große Wohlthat an, so schrecklich war meine Lage. In den fünf Monaten aber nach diesem grausamen Auftritte war ich sehr unglücklich, wurde ich arg gemißhandelt; nur bisweilen fragte mich Herr Germain, den ich sehr selten sah, theilnehmend nach der Ursache meines Kummers, aber ich schämte mich, ihm meinen Zustand zu gestehen.“

„Um diese Zeit ungefähr zog er hierher?“

„Ja, er suchte eine Wohnung in der Rue du Temple oder in der Rue de l'Arsenal; es war eine hier zu vermiethen und ich sagte es ihm; sie gefiel ihm. Als er sie vor ungefähr zwei Monaten verließ, bat er mich, Niemandem seine neue Wohnung zu nennen.“

Die Nothwendigkeit, in welcher sich Germain befand, den Verfolgungen zu entgehen, denen er ausgesetzt war, erklärte in den Augen Rudolph's diese Vorsichtsmaßregeln.

„Und Sie faßten niemals den Entschluß, Germain Alles zu vertrauen?“ fragte er Louise.

„Nein, auch er ließ sich durch die Heuchelei Ferrand's täuschen; zwar nannte er ihn hart und streng, aber er hielt ihn für den redlichsten Mann von der Welt.“

„Hörte nicht Germain bisweilen, als er hier wohnte, Ihren Vater davon reden, daß der Notar Sie zu verführen versucht habe?“

„Vor Fremden sprach mein Vater nie von seiner Besorgniß, und übrigens redete ich ihm damals selbst seine Unruhe aus, indem ich sagte, Ferrand denke nicht mehr an mich. — Ach, mein armer Vater, Du wirst mir jetzt diese Lüge verzeihen. Ich sagte sie nur, um Dich zu beruhigen; Du siehst es ein, nicht wahr?“

Morel antwortete nicht; er saß da, die Stirn auf beide Hände gestützt, und schluchzte.

Rudolph winkte Louisen, ihren Vater nicht wieder anzureden, und sie fuhr fort:

„Ich verbrachte fünf Monate in Thränen, in endloser Angst; durch fortgesetzte Vorsichtsmaßregeln war mir es gelungen, meinen Zustand allen Augen zu verbergen, aber ich konnte nicht hoffen, auch in den letzten beiden Monaten ihn zu verheimlichen. Die Zukunft wurde immer schrecklicher für mich; Ferrand hatte erklärt, daß er mich nicht länger bei sich behalte. Was sollte aus mir werden, wenn mich mein Vater verfluchte und verstieß, denn nach den Unwahrheiten, die ich ihm bis dahin gesagt, würde er mich für die Mitschuldige, nicht für das Opfer Ferrand's gehalten haben! Wohin sollte ich mich flüchten? Da kam ich auf einen sehr verbrecherischen Gedanken. Zum Glücke wich ich vor der Ausführung desselben zurück. Ich gestehe Ihnen dies, weil ich Ihnen nichts verheimlichen will, nicht einmal das, was einen Schatten auf mich werfen könnte, weil ich Ihnen zeigen muß, wie weit mich die Grausamkeit Ferrand's trieb. Wäre er nicht an meinem Verbrechen mitschuldig gewesen, wenn ich jenen schrecklichen Gedanken ausgeführt hätte?“

Nach kurzer Pause fuhr Louise mit zitternder Stimme fort:

„Die Portiersfrau sagte mir, es wohne in dem Hause ein Charlatan und —“

Sie konnte nicht vollenden.

Rudolph erinnerte sich, daß er bei seiner ersten Anwesenheit bei Madame Pipelet in Abwesenheit der Portiersfrau von dem Briefträger einen mit verstellter Hand geschriebenen Brief auf grobem Papiere erhalten und auf demselben Spuren von Thränen bemerkt hatte.

„Und Sie schrieben vor etwa drei Tagen an ihn, unglückliches Kind! — Ihre Thränen waren auf den Brief gefallen und hatten die Schrift verlöscht.“

Louise sah Rudolph entsetzt an.

„Woher wissen Sie —?“

„Beruhigen Sie sich. —. Ich war allein in der Stube des Portiers, als dieser Brief gebracht wurde, und ich bemerkte ihn zufällig —“

„Ja, Herr, ich schrieb an ihn und sagte dem Herrn Bradamanti in dem Briefe ohne Namensunterschrift, er möge, da ich nicht zu ihm zu gehen wage, Abends an das Chateau d'Eau kommen. — Ich hatte ganz den Kopf verloren. Ich wollte ihn um seinen schrecklichen Rath ersuchen. — Ich verließ das Haus meines Herrn mit der Absicht, jenen Rath zu befolgen, aber bald stellte sich der Verstand wieder ein und ich erkannte die Größe des Verbrechens, das ich begehen wollte. Ich kehrte also wieder um und ging nicht an den verabredeten Ort. Diesen Abend kam ein Auftritt vor, dessen Folgen das letzte Unglück veranlaßten, unter dem ich leide.

„Ferrand glaubte, ich würde erst nach zwei Stunden wiederkommen, während ich nach kurzer Zeit zurückkam. Als ich an die kleine Gartenthüre kam, sah ich dieselbe zu meiner großen Verwunderung halb offen; ich trat da hinein und trug den Schlüssel in das Zimmer Ferrand's, wo er gewöhnlich lag. Dieses Cabinet befand sich vor dem Schlafzimmer, dem entlegensten im ganzen Hause; dort gab er seine geheimen Audienzen, während er die laufenden Geschäfte in seiner Expedition erledigte. Sie werden sogleich ersehen, warum ich dies erwähne. Da ich in der Wohnung genau bekannt war, so ging ich durch das erhellte Speisezimmer und trat ohne Licht in den Salon, dann in das Cabinet vor dem Schlafzimmer. In dem Augenblicke, als ich den Schlüssel auf den Tisch legte, wurde die Thüre zu dem Schlafzimmer geöffnet. Kaum hatte mich mein Herr in dem Lichte der Lampe erkannt, die in seinem Zimmer brannte, als er die Thüre rasch hinter einer Person zumachte, die ich nicht erkennen konnte, dann fiel er trotz dem Dunkel mich an, packte mich an der Kehle, als wenn er mich erwürgen wollte, und sagte leise zu mir in zugleich wüthendem und erschrockenem Tone: „Du spionirst, Du horchst an der Thüre! Was hast Du gehört? Antworte! antworte, oder ich erwürge Dich.“ Aber er besann sich eines andern, trieb mich, ohne mir Zeit zu lassen, ein Wort zu sagen, in das Speisezimmer zurück, stieß mich in die offenstehende Küche hinein und verschloß die Thüre.“

„Sie hatten nichts von dem Gespräche gehört?“

„Gar nichts. Hätte ich gewußt, daß er mit Jemandem in seinem Zimmer sei, so würde ich mich gehütet haben, in das

Cabinet hineinzutreten; er verbot dies selbst der Madame Seraphin."

„Und was sagte er später?"

„Die Wirthschafterin befreite mich und ich sah Herrn Ferrand diesen Abend nicht wieder. Die Angst und der Schreck hatten mich unwohl gemacht. Am andern Tage, als ich aus meiner Kammer herunterkam, begegnete ich ihm; ich schauerte, als ich an seine Drohungen vom andern Tage dachte, aber wie groß war meine Verwunderung! Er sagte fast ruhig: „Du weißt doch, daß ich Dir verboten habe, in mein Cabinet zu kommen, wenn Jemand in meinem Zimmer ist. Da Du aber nur noch kurze Zeit bei mir bist, so nützt es nichts, Dich auszuschelten." Und er ging in seine Expedition.

„Diese Mäßigung nach seiner Heftigkeit am vorigen Abende setzte mich in Verwunderung. Ich verrichtete meine gewöhnlichen Arbeiten und wollte sein Schlafzimmer in Ordnung bringen. Ich war die Nacht sehr krank gewesen und war noch schwach und matt. Als ich einige Kleider aufräumte, wurde ich ohnmächtig. Als ich umsank, wollte ich mich unwillkürlich an einem Mantel festhalten, der an der Wand hing; ich riß ihn mit hinab und wurde von ihm fast verdeckt.

„Als ich wieder zu mir kam, war die Glasthüre des Alcovens zugemacht und ich hörte die Stimme Ferrand's. Er sprach sehr laut. Ich dachte an den Auftritt am vorigen Abende und glaubte sterben zu müssen, wenn ich mich rühre. Mein Herr hatte mich wahrscheinlich nicht gesehen, als er den dunkeln Alcoven zugemacht hatte, da der Mantel mich verhüllte. Wie hätte er an diesen fast unerklärlichen Zufall glauben können, wenn er mich gefunden hätte? Ich hielt also den Athem an mich und hörte so gegen meinen Willen das Ende der Unterredung, die wahrscheinlich schon einige Zeit gedauert hatte."

XXIX.

Die Unterredung.

„Und wer sprach in dem Zimmer mit dem Notar?“ fragte Rudolph Louise.

„Ich weiß es nicht; ich kannte die Stimme nicht.“

„Wovon sprachen sie?“

„Sie hatten wahrscheinlich schon eine Zeitlang gesprochen, denn ich hörte nur Folgendes: „nichts einfacher,“ sagte die unbekannte Stimme. „Ein gewisser Roth-Arm, entschlossener Schmuggler, hat mich wegen der Sache, von der ich eben sprach, mit einer Süß-Wasser-Piraten-Familie [1]) in Verbindung gebracht, die auf der Spitze einer kleinen Insel bei Asnières wohnt. Der Vater und der Großvater sind guillotinirt worden, zwei Söhne befinden sich lebenslänglich auf den Galeeren, aber noch lebt die Mutter mit drei Jungen und zwei Mädchen, die einander an Schlechtigkeit nichts nachgeben. Sie sollen in der Nacht, um an den beiden Ufern der Seine zu stehlen, bisweilen bis nach Bercy fahren. Es sind Leute, die den Ersten Besten für einen Thaler ermorden; aber wir brauchen dies nicht, wenn sie nur Ihre Dame aus der Provinz aufnehmen. Die Martials (so heißen meine Piraten) werden in ihren Augen für eine ehrliche Fischerfamilie gelten; ich werde in Ihrem Namen der jungen Dame einige Besuche machen, ihr gewisse Tränke anempfehlen und nach acht Tagen wird sie mit dem Kirchhofe von Asnières Bekanntschaft machen. In den Dörfern ist man mit den Beerdigungen geschwind fertig, während man in Paris genauer darauf sieht. Aber wann werden Sie Ihre Schöne nach Asnières schicken, damit ich den Martials sagen kann, welche Rolle sie zu spielen haben?“ — „Morgen wird sie hier ankommeu und übermorgen kann sie bei den Leuten sein,“ sagte Ferrand. „Ich werde ihr sagen, daß ich ihr den

---

1) Man wird später die seltsamen Sitten dieser Pariser Piraten kennen lernen.

Doctor Vincent schicken werde.“ — „Ich habe nichts gegen den Namen Vincent,“ antwortete die Stimme; „er ist so gut wie ein anderer.“

„Was ist dies für ein neues geheimes und schändliches Verbrechen?“ fragte Rudolph noch mehr erstaunt.

„Neu? nein, Herr; Sie werden sogleich sehen, daß es mit einem andern Verbrechen in Verbindung stand, das Sie schon kennen,“ entgegnete Louise, die sodann fortfuhr: „ich hörte die Stühle rücken; die Unterredung war zu Ende. „Ich verlange nicht, daß Sie schweigen,“ sagte Ferrand noch. — „Sie haben mich in den Händen, wie ich Sie in den Händen habe, d. h. wir können einander immer dienen, aber nie schaden,“ sagte die Stimme. „Sehen Sie nur, wie eifrig ich bin! Ich habe Ihren Brief gestern Abend um zehn Uhr erhalten und heute früh bin ich schon bei Ihnen. Auf Wiedersehen, Camerad, vergessen Sie die Insel Asnières, den Fischer Martial und den Doctor Vincent nicht. Diese Zaubernamen werden Ihrer Schönen aus der Provinz in acht Tagen ein Ende machen.“ — „Warten Sie,“ sagte Ferrand, „ich will erst den Riegel zurückschieben und sehen, ob Niemand im Vorzimmer ist, damit Sie durch den Garten hinaus gehen können, wie Sie gekommen sind.“ Ferrand ging einen Augenblick hinaus, dann kam er wieder und ich hörte ihn endlich mit der Person fortgehen, deren Stimme ich vernommen hatte.

„Sie können sich meine Angst während dieser Unterredung und meine Verzweiflung darüber denken, daß ich unwillkürlich ein solches Geheimniß mit angehört hatte. Zwei Stunden nach diesem Gespräche holte mich Madame Seraphin aus meiner Kammer, in die ich kränker als je gegangen war. „Der Herr will mit Ihnen sprechen,“ sagte sie zu mir; „Sie haben mehr Glück, als Sie verdienen; gehen Sie hinunter. Sie sehen sehr blaß aus; was er Ihnen sagen will, wird Ihnen wieder Farbe geben.“

„Ich folgte Madame Seraphin. Ferrand befand sich in seinem Cabinet. Ich schauderte unwillkürlich, als ich ihn erblickte, ob er gleich nicht so schrecklich aussah wie gewöhnlich. Er sah mich lange unverwandt an, als wenn er in das Innerste meines Herzens hätte hineinblicken wollen. Ich schlug die Augen nieder. „Sie scheinen sehr krank zu sein,“ sagte er zu mir. — „Ach ja, Herr,“ antwortete ich, sehr verwundert, daß er mich nicht Du

nannte, wie gewöhnlich. — „Das ist sehr natürlich," fuhr er fort; „es sind die Folgen von Ihrem Zustande und Ihren Bemühungen, denselben zu verheimlichen. Trotz Ihrem Lügen, trotz Ihrem schlechten Betragen und Ihrem Spioniren gestern," fuhr er in sanfterem Tone fort, „habe ich Mitleiden mit Ihnen. Nach einigen Tagen wird es Ihnen unmöglich sein, Ihre Schwangerschaft zu verheimlichen. Obgleich ich Sie in Gegenwart unseres Pfarrers behandelt habe, wie Sie es verdienen, so würde doch ein solches Ereigniß vor den Augen der Leute eine Schmach für ein Haus wie das meinige sein, überdies Ihre Familie zur Verzweiflung bringen. Ich will Ihnen zu Hilfe kommen." — „Ach, Herr," rief ich aus, „diese gütigen Worte von Ihnen lassen mich Alles vergessen!" — „Was vergessen?" fragte er mich hart. — „Nichts, nichts; ich bitte um Vergebung," antwortete ich vor Furcht, ihn zu reizen. — „Hören Sie mich also an," fuhr er nach einer kurzen Pause fort; „Sie werden heute zu Ihrem Vater gehen und ihm anzeigen, daß ich Sie auf zwei oder drei Monate auf's Land schicke, damit Sie dort die Aufsicht in einem Hause führen, das ich gekauft habe; ich werde ihm in Ihrer Abwesenheit Ihren Lohn zuschicken. Morgen verlassen Sie Paris; ich werde Ihnen ein Empfehlungsschreiben an Madame Martial mitgeben, die Mutter einer braven Fischerfamilie, die bei Asnières wohnt. Sie sagen dort, Sie kämen aus der Provinz, sprechen sich aber nicht weiter aus. Später werden Sie den Zweck dieser Empfehlung erfahren, die ganz zu Ihrem Vortheile ist. Die Mutter Martial wird Sie wie ihr eigenes Kind behandeln, und ein mir befreundeter Arzt, Doctor Vincent, Ihnen ärztlichen Beistand leisten. Sie sehen, wie gütig ich gegen Sie bin."

„Welch' entsetzliches Complott!" rief Rudolph aus. „Jetzt begreife ich Alles. Er glaubte, Sie hätten am vorigen Abende ein für ihn wahrscheinlich schreckliches Geheimniß kennen gelernt, und wollte Sie nun aus dem Wege räumen. Wahrscheinlich hatte er ein Interesse dabei, seinen Mitschuldigen zu täuschen, indem er Sie für eine Person aus der Provinz ausgab. Wie mußten Sie bei diesem Antrage erschrecken!"

„Es war ein entsetzlicher Schlag für mich. Ich konnte nicht antworten und sah Herrn Ferrand bestürzt an; meine Gedanken verwirrten sich. Vielleicht wagte ich mein Leben, wenn ich ihm sagte, daß ich am Morgen seinen Plan gehört habe, und zum

Glück stellte ich mir die Gefahren deutlich vor, denen mich dieses Geständniß aussetzen würde. „Verstehen Sie mich nicht?“ fragte er ungeduldig. — „Ja, Herr, ja — aber —,“ antwortete ich zitternd, „ich möchte lieber nicht auf das Land gehen.“ — „Warum? Man wird Sie dort sehr gut behandeln.“ — „Nein, nein, ich gehe nicht, ich will lieber in Paris bleiben, um meine Familie nicht zu verlassen, lieber will ich ihr Alles gestehen und vor Scham sterben, wenn es sein muß.“ — „Du schlägst meine Güte aus?“ entgegnete Ferrand, der seinen Zorn noch an sich hielt und mich aufmerksam betrachtete. „Warum hast Du Dich so schnell anders besonnen? Du gingst ja erst darauf ein?“ Ich sah ein, daß ich verloren war, wenn er die Wahrheit errieth, und ich antwortete also, ich hätte nicht geglaubt, daß ich Paris und die Meinigen verlassen solle. „Aber Du machst ja Deiner Familie Schande!“ rief er aus und außer sich vor Wuth faßte er mich am Arme und stieß mich so heftig, daß ich fiel. „Ich gebe Dir Bedenkzeit bis morgen,“ setzte er hinzu; „morgen gehst Du entweder zu der Familie Martial oder Du meldest Deinem Vater, daß ich Dich aus dem Hause gewiesen habe und daß er noch denselben Tag in das Gefängniß wandern müsse.“

„Ich blieb allein, am Boden liegend, denn ich hatte nicht die Kraft, mich wieder aufzurichten. Madame Seraphin war herbeigekommen, als sie ihren Herrn laut sprechen hörte; mit ihrer Hilfe gelangte ich in meine Kammer. Hier sank ich auf mein Bett und blieb bis in die Nacht liegen, so sehr war ich erschüttert. An den heftigen Schmerzen, die sich gegen ein Uhr früh einstellten, fühlte ich, daß ich das unglückliche Kind vorzeitig zur Welt bringen würde.“

„Warum riefen Sie nicht um Hilfe?“

„Das habe ich nicht gewagt. Herr Ferrand wollte mich aus dem Wege schaffen, er würde gewiß nach dem Doctor Vincent geschickt haben, der mich dann im Hause meines Herrn, statt bei den Martials umgebracht hätte, oder Ferrand selbst hätte mich erstickt und dann gesagt, ich sei bei der Entbindung gestorben. Diese Besorgnisse waren vielleicht thöricht, aber in jenem Augenblicke beherrschten sie mich und das war mein Unglück, sonst würde ich der Schande getrotzt haben und nicht des Kindesmordes angeklagt sein. Statt um Hilfe zu rufen und aus Furcht, man könnte mein Schmerzensschreien hören, erstickte ich es, in-

dem ich in das Bett biß. Endlich, nach schrecklichen Leiden, allein, im Dunkel brachte ich das unglückliche Wesen zur Welt, dessen Tod ohne Zweifel durch diese vorzeitige Geburt veranlaßt wurde, denn ich habe es nicht umgebracht. In dieser schrecklichen Nacht freute ich mich sogar einen Augenblick, als ich mein Kind in den Armen hatte —"

Die Stimme Louisens erlosch in Schluchzen.

Morel hatte die Erzählung seiner Tochter mit dumpfer Gleichgiltigkeit angehört, die Rudolph erschreckte. Als aber der Steinschneider Louise weinen sah, blickte er sie starr an und sagte:

„Sie weint, — sie weint, — warum weint sie?" Nach einer kurzen Unterbrechung fuhr er dann fort: „Ach ja, ich weiß, ich weiß — der Notar — fahre nur fort, meine arme Louise, — Du bist meine Tochter, — ich liebe Dich noch immer; — aber eben noch erkannte ich Dich nicht mehr, die Thränen hatten mir die Augen verdunkelt. — Ach Gott! Ach Gott, mein Kopf! mein Kopf!"

„Du siehst es ein, lieber Vater, daß ich nicht schuldig bin, nicht wahr?"

„Ja, ja."

„Es ist ein großes Unglück, aber ich fürchtete mich so sehr vor dem Notar —"

„Vor dem Notar? Ich glaube Dir, er ist so boshaft, so schlecht!"

„Du verzeihst mir nun?"

„Ja."

„Gewiß?"

„Ja, ja. — Ach, ich liebe Dich immer, obgleich Du — ich kann es nicht sagen — siehst Du — weil — Ach, mein Kopf! mein Kopf!"

Louise sah Rudolph erschrocken an.

„Lassen Sie ihn ein wenig wieder zur Ruhe kommen — und erzählen Sie weiter —"

Nachdem Louise Morel einige Male besorgt angesehen hatte, fuhr sie fort:

„Ich drückte mein Kind an mich, — ich wunderte mich, daß ich es nicht athmen hörte, aber ich dachte bei mir: das Athmen eines so kleinen Kindes hört man kaum. Es kam mir aber auch recht kalt vor. — Licht konnte ich mir nicht verschaffen. Ich

wartete, bis es hell wurde, und suchte das Kind so gut als möglich zu erwärmen, es schien mir aber immer kälter zu werden. Ich schrieb die Schuld der kalten Luft in der Kammer zu.

„Als es hell geworden war, hielt ich mein Kind an das Fenster und besah es; es war kalt und steif. Ich drückte meine Lippen an seinen Mund, um den Athem zu fühlen, — ich legte die Hand auf das Herz, — es schlug nicht, — es war todt."

Louise konnte die Thränen nicht länger zurückhalten.

„In diesem Augenblicke," fuhr sie fort, „ging etwas in mir vor, das ich nicht beschreiben kann. Des Uebrigen erinnere ich mich nur undeutlich wie eines Traumes: es war zugleich Verzweiflung, Schreck und Zorn und überdies erfaßte mich eine andere Furcht; zwar fürchtete ich nicht mehr, daß Ferrand mich ersticke, aber ich fürchtete, wenn man mein Kind todt neben mir fände, würde man mich beschuldigen, dasselbe umgebracht zu haben; da hatte ich nur einen Gedanken, den Körper vor Aller Augen zu verbergen; ich hoffte, so würde meine Schande nicht an den Tag kommen, so würde ich den Zorn meines Vaters nicht zu fürchten haben und der Rache Ferrand's entgehen, da ich, meiner Bürde entledigt, sein Haus verlassen, einen andern Dienst suchen und zur Erhaltung der Meinigen beitragen könnte.

„Das, Herr, sind die Gründe, die mich bewogen haben, nichts zu gestehen und den Körper meines Kindes vor Jedermann zu verbergen. Ich habe ohne Zweifel Unrecht gethan, in der Lage aber, in welcher ich mich befand, durch den Schmerz gebrochen, fast dem Wahnsinne nahe, bedachte ich nicht, welcher Gefahr ich mich aussetze, wenn ich entdeckt würde."

„Welche Gemüthsleiden!" sprach Rudolph theilnehmend.

„Es wurde heller und heller," fuhr Louise fort, „nur noch einige Augenblicke und man mußte in dem Hause wach sein. — Ich zögerte nicht länger, wickelte mein Kind so gut als möglich ein, ging leise die Treppen hinunter und bis an das Ende des Gartens, um da ein Loch in die Erde zu machen und das Kind hineinzulegen; aber es hatte in der Nacht gefroren und die Erde war hart und fest. Da verbarg ich das todte Kind in einer Art Keller, in den man den Winter über niemals kam, bedeckte es mit einem leeren Blumenkasten und kehrte in meine Kammer zurück, ohne daß mich Jemand gesehen hatte.

„Von allem dem, was ich Ihnen erzählt habe, ist mir nur

eine unklare Erinnerung geblieben. Noch jetzt kann ich mir es nicht erklären, wie ich bei meiner Schwäche den Muth und die Kraft hatte, alles dies zu verrichten. Um neun Uhr kam Madame Seraphin, um nachzusehen, warum ich noch nicht aufgestanden; ich sagte ihr, daß ich so krank sei, und bat sie, mich den Tag über im Bette zu lassen; den Tag darauf würde ich das Haus verlassen, da Herr Ferrand mich fortschicke. Nach einer Stunde kam er selbst. „Sie sind kränker," sagte er; „das sind die Folgen Ihres Eigensinnes; hätten Sie von meiner Güte Gebrauch gemacht, so wären Sie heute schon bei braven Leuten, die Sie gepflegt und gewartet hätten; übrigens werde ich nicht so unmenschlich sein, Sie in Ihrem Zustande ohne Hilfe zu lassen. Noch diesen Abend wird der Doctor Vincent kommen."

„Bei dieser Drohung zitterte ich vor Furcht. Ich antwortete, ich hätte Unrecht gethan, die Anerbietungen des Herrn Ferrand zurückzuweisen, und ich nähme sie jetzt an; da ich aber noch zu unwohl wäre, so wollte ich mich erst nach ein paar Tagen zu der Familie Martial begeben; übrigens wäre es nicht nöthig, den Doctor Vincent holen zu lassen. Ich wollte nur Zeit gewinnen, und war entschlossen, das Haus zu verlassen und zu meinem Vater zu gehen; ich hoffte, ihm auf diese Weise Alles zu verheimlichen. Durch mein Versprechen beruhigt, wurde Ferrand fast liebevoll gegen mich und empfahl mich zum ersten Male in seinem Leben der Sorgfalt und Pflege der Madame Seraphin.

„Ich verbrachte den Tag in Todesangst und zitterte jeden Augenblick, man möchte zufällig mein todtes Kind finden. Ich wünschte nichts, als daß die Kälte aufhöre, damit, wenn die Erde lockerer geworden, ich das Kind begraben könnte. — Es schneite, — das gab mir Hoffnung. Den ganzen Tag verließ ich das Bett nicht.

„Als es Nacht geworden war, wartete ich, bis Alle schliefen. Ich hatte die Kraft, aufzustehen, auf den Holzboden zu gehen und ein Beil zu holen, mit dem ich ein Loch in die beschneite Erde machen wollte. Nach unsäglicher Mühe gelang es mir. Dann nahm ich das todte Kind, benetzte es mit meinen Thränen und begrub es so gut ich konnte in dem kleinen Blumenkasten. Das Gebet für die Todten kannte ich nicht, sagte also ein Pater und ein Ave und bat den lieben Gott, das Kind in sein Paradies aufzunehmen. Ich glaubte, der Muth würde

mich verlassen, als ich den Sarg, in den ich es gelegt hatte, mit Erde bedecken sollte. Eine Mutter — ihr Kind selbst zu begraben! Aber auch dies vollbrachte ich. Ach wie schwer ist es mir geworden! Zuletzt schüttete ich Schnee darüber, damit man nichts bemerke. Der Mond hatte mir geleuchtet. Als Alles geschehen war, konnte ich mich nicht entschließen, fortzugehen. Das arme Kind — in der gefrornen Erde — unter dem Schnee! Endlich kam ich wieder in meine Kammer zurück und legte mich mit einem heftigen Fieber nieder. Früh schickte Ferrand und ließ sich erkundigen, wie ich mich befände; ich antwortete, ich fühlte mich ein wenig besser und würde im Stande sein, am nächsten Tage auf's Land zu gehen. Auch diesen Tag blieb ich im Bette, um mich wieder etwas zu erholen. Abends stand ich auf und ging in die Küche hinunter, um mich zu wärmen; ich blieb bis spät, ganz allein und ging dann in den Garten, um noch einmal da zu beten.

„In dem Augenblicke, als ich in meine Kammer wieder hinaufging, begegnete ich Herrn Germain vor dem Zimmer, in welchem er bisweilen arbeitete; er sah sehr blaß aus und sagte rasch, indem er mir eine Rolle in die Hand steckte: „Man soll Ihren Vater morgen sehr früh wegen eines Wechsels von 1300 Francs verhaften, den er nicht bezahlen kann; hier ist Geld; sobald es Tag ist, eilen Sie zu ihm. — Heute erst lerne ich Ferrand kennen, es ist ein schlechter Mensch, ich werde ihm die Maske abziehen. Sagen Sie aber nicht, daß Sie das Geld von mir haben —.“ Er ließ mir nicht Zeit, ihm zu danken, und eilte schnell die Treppe hinunter.

XXX.

Der Wahnsinn.

„Diesen Morgen,“ fuhr Louise fort, „ehe in dem Hause Ferrand's Jemand aufgestanden war, kam ich hierher mit dem Gelde, das mir Herr Germain gegeben hatte, um meinen Vater

zu retten, aber die Summe reichte nicht hin und ohne Ihren Edelmuth würde ich ihn aus den Händen der Gerichtsdiener nicht haben befreien können. Nach meiner Entfernung aus dem Hause Ferrand's ist man wahrscheinlich in meine Kammer gegangen und hat da Spuren gefunden, die zu dieser traurigen Entdeckung geführt haben. Um einen letzten Dienst bitte ich Sie nun," setzte Louise hinzu, indem sie die Rolle Gold aus ihrer Tasche zog; „wollen Sie die Gefälligkeit haben, das Geld dem Herrn Germain zurückzugeben? Ich habe ihm versprochen, Niemandem zu sagen, daß er bei Ferrand arbeite; da Sie es aber schon wissen, so schadet meine Entdeckung nicht. Jetzt wiederhole ich Ihnen vor Gott, der mich hört, noch einmal, daß ich nur die Wahrheit gesprochen habe. Ich bemühete mich nicht, mein Unrecht geringer darzustellen und ..."

Hier unterbrach sich Louise und rief erschrocken aus:

„Ach, Herr, sehen Sie meinen Vater an! Was ist mit ihm?"

Morel hatte den letzten Theil dieser Erzählung mit düsterer Gleichgiltigkeit angehört, die sich Rudolph durch die gewaltige Erschütterung des Unglücklichen erklärt hatte; nach so starken Schlägen, die den Armen so schnell hinter einander getroffen, hatten seine Thränen versiegen, hatte sein Gefühl abgestumpft werden müssen, hatte ihm, nach der Meinung Rudolph's, nicht einmal die Kraft bleiben können, sich zu erzürnen.

Rudolph irrte sich.

Wie die bald dem Erlöschen nahe, bald wieder aufflackernde Flamme einer Lampe schwankte der schon stark erschütterte Verstand Morel's einige Zeit, leuchtete noch einige Male auf und verdunkelte dann plötzlich.

Der Steinschneider war wahnsinnig geworden und wußte seit einigen Augenblicken nicht, was um ihn her vorging, was neben ihm gesprochen wurde.

Obgleich sein Schleifstein an der andern Seite seines Arbeitstisches stand und er weder Steine noch Werkzeuge in der Hand hatte, so glaubte der Steinschneider doch mit seiner gewöhnlichen Arbeit beschäftiget zu sein und machte aufmerksam mit eingebildeten Werkzeugen die gewöhnlichen Bewegungen durch.

Er begleitete diese Pantomime mit einer gewissen Bewegung

seiner Zunge, um das Geräusch des sich umdrehenden Schleifsteines nachzuahmen.

„Ach, Herr," wiederholte Louise in steigender Angst, „sehen Sie meinen Vater an!"

Dann trat sie zu ihm und sagte:

„Vater! Vater!"

Morel warf einen unsteten, unruhigen Blick, wie er bei den Verrückten gewöhnlich ist, auf seine Tochter und antwortete, ohne seine Geberden zu unterbrechen, leise, mit sanfter und trauriger Stimme:

„Ich bin dem Notar dreizehnhundert Francs schuldig, — den Blutpreis Louisens. Ich muß arbeiten, arbeiten, arbeiten! Ich werde ihn bezahlen, ich werde ihn bezahlen."

„Ach Gott! Es ist nicht möglich — es kann nicht so bleiben! — Er ist nicht ganz verrückt, nicht wahr?" rief Louise mit herzzerreißender Stimme aus. „Er wird wieder zu sich kommen, — es ist nur eine augenblickliche Geistesabwesenheit."

„Morel! Freund!" rief Rudolph; „wir sind da. — Ihre Tochter ist bei Ihnen und sie ist unschuldig."

„Dreizehnhundert Francs —", sagte der Steinschneider, ohne Rudolph anzusehen.

„Vater!" rief Louise, indem sie vor ihm auf die Knie sank und seine Hände erfaßte, „ich bin es, Louise!"

„Dreizehnhundert Francs!" wiederholte er, indem er sich mit Gewalt von seiner Tochter freimachte. „Dreizehnhundert Francs! Wenn nicht," setzte er leise, wie im Vertrauen hinzu, „wenn nicht, so wird Louise geköpft."

Und er drehete in Gedanken seinen Schleifstein.

Louise stieß einen entsetzlichen Schrei aus. „Er ist verrückt!" rief sie aus; — „er ist verrückt, und ich, ich trage die Schuld. Ach Gott, und doch bin ich unschuldig: ich wollte nichts Böses thun, — der Unmensch ..."

„Fassen Sie Muth, armes Kind," sprach Rudolph, „hoffentlich ist diese Verrücktheit nur von kurzer Dauer. — Ihr Vater — hat zu viel gelitten; so großen Kummer, so rasch nach einander, konnte ein Mensch nicht ertragen. — Sein Verstand unterlag einen Augenblick, — er wird wieder zu sich kommen."

„Aber meine Mutter, meine Großmutter, meine Schwestern, meine Brüder, — was soll aus ihnen werden?" fragte Louise.

„Sie haben nun den Vater und mich verloren, Sie werden verzweifeln und verhungern."

„Bin ich nicht da? Beruhigen Sie sich; es soll ihnen an nichts fehlen. Fassen Sie Muth, wiederhole ich; Ihre Erzählung wird die Bestrafung eines großen Verbrechers herbeiführen. Sie haben mich von Ihrer Unschuld überzeugt und sie wird, ich zweifele nicht, allgemein anerkannt werden."

„Ach, Herr, Sie sehen es — Schande, Verrücktheit und Tod! Diese Uebel hat jener Mann verschuldet, und man kann gegen ihn nichts unternehmen, nichts. — Dieser Gedanke macht jene Leiden erst vollständig."

„Im Gegentheil, glauben Sie, daß er bestraft werden wird. Dies wird Ihnen das Unglück tragen helfen."

„Ich verstehe Sie nicht."

„Nehmen Sie die Gewißheit mit sich, daß Ihr Vater, Sie und die Ihrigen werden gerächt werden."

„Gerächt!"

„Ja. — Ich, ich schwöre es Ihnen," entgegnete Rudolph feierlich, — „ich schwöre es, daß dieser Mann, sobald seine Verbrechen bewiesen sind, für die Schande, die Verrücktheit und den Tod, die er veranlaßt hat, schwer büßen soll. Wenn die Gesetze ihn nicht zu erreichen vermögen, wenn seine List und Klugheit so groß sind wie seine Schandthaten, so wird man seiner List List, seiner Klugheit Klugheit, seinen Verbrechen Verbrechen entgegensetzen, die aber den seinigen gegenüber das sein werden, was die gerechte und rächende Strafe, die der Schuldige durch eine unerbittliche Hand erleidet, dem feigen Meuchelmorde gegenüber ist."

„Ach, daß Gott Sie erhörte, Herr! Nicht mich möchte ich gerächt sehen, sondern meinen wahnsinnigen Vater, mein Kind, das bei der Geburt starb —"

Dann machte Louise eine letzte Anstrengung, Morel aus seiner Verrücktheit herauszureißen, und rief noch einmal:

„Vater, leb' wohl. — Man führt mich in das Gefängniß, — ich werde Dich nicht wiedersehen. Deine Louise sagt Dir Lebewohl. Vater! Vater! Vater!"

Morel antwortete nicht. Dieser herzzerreißende Anruf fand kein Echo in seiner Seele. Die Saiten des Vatergefühls, die immer zuletzt zerreißen, erklangen nicht mehr.

— — — — — — — — — — — — —

Die Thüre des Stübchens wurde geöffnet und der Commissar trat ein.

„Meine Augenblicke sind gezählt," sagte er zu Rudolph. — „Es thut mir leid, Ihnen erklären zu müssen, daß ich die Unterredung nicht länger fortdauern lassen kann."

„Die Unterredung ist zu Ende," antwortete Rudolph, indem er auf den Steinschneider zeigte; „Louise hat ihrem Vater nichts mehr zu sagen, — er hat von seiner Tochter nichts mehr zu hören. — Er ist verrückt."

„Großer Gott! — Ich fürchtete das. — Es ist schrecklich," sagte der Commissar, der rasch zu dem Arbeiter trat und sich bald von der traurigen Wahrheit überzeugte.

„Ich wünschte schon vorher lebhaft," sagte er traurig zu Rudolph, „daß die Unschuld des jungen Mädchens an den Tag kommen möge, aber nach einem solchen Unglücke werde ich mich nicht mehr blos auf Wünsche beschränken, nein, ich werde sagen, wie brav und wie trostlos diese Familie ist, ich werde den schrecklichen letzten Schlag berichten, der sie betroffen hat, und die Richter werden einen Grund mehr haben, die Angeklagte für unschuldig zu erkennen."

„Ja, mein Herr," entgegnete Rudolph, „wenn Sie so handeln, erfüllen Sie nicht blos Ihr Amt, sondern verrichten eine gute That."

„Glauben Sie mir, unser Amt ist fast immer so peinlich, daß wir uns glücklich schätzen, daß wir es dankend anerkennen, wenn wir einmal an redlichen Leuten Antheil nehmen können."

„Noch ein Wort; die Erzählung Louisens hat mich vollkommen von ihrer Unschuld überzeugt. Können Sie mir sagen, auf welche Weise ihr angebliches Verbrechen entdeckt oder vielmehr angezeigt worden ist?"

„Diesen Morgen," sagte der Commissar, „kam eine Wirthschafterin im Dienst des Notars Ferrand zu mir, um mir mitzutheilen, sie sei nach der schnellen Entfernung der Louise Morel, die, wie sie gewußt, schwanger gewesen, in die Kammer des Mädchens gegangen und habe die Spuren von einer heimlichen Niederkunft gefunden; nach einigen Nachsuchungen hätten Fußtapfen im Schnee zur Auffindung eines neugebornen Kindes geführt, das im Garten begraben worden sei.

„Nach der Aussage der Frau ging ich in die Rue du Sentier und fand Herrn Jacob Ferrand sehr entrüstet darüber, daß ein solcher ärgerlicher Vorfall in seinem Hause hätte vorkommen können. Der Pfarrer der Kirche Bonne Nouvelle, den er hatte rufen lassen, sagte ebenfalls, das Mädchen habe eines Tages in seiner Gegenwart ihren Fehltritt eingestanden, als sie ihren Herrn um Nachsicht angegangen, ja er habe öfters Ferrand dem Mädchen strenge Vorwürfe machen und ihr vorhersagen hören, was nun leider eingetroffen sei. Die Entrüstung Ferrands," fuhr der Commissar fort, „kam mir so vollkommen begründet vor, daß ich sie theilte. Er sagte mir sodann, die Louise Morel sei offenbar zu ihrem Vater geflüchtet. Ich begab mich sofort hierher; das Verbrechen lag vor und ich hatte das Recht, sofort zur Verhaftung zu schreiten."

Rudolph hielt an sich, als er von der Entrüstung des Herrn Ferrand sprechen hörte, und sagte zu dem Polizeicommissar:

„Ich danke Ihnen tausendmal für Ihre Gefälligkeit und für den Beistand, den Sie Louisen leisten wollen; den unglücklichen Mann da will ich in ein Irrenhaus bringen lassen, wie die Mutter seiner Frau —"

Dann wendete er sich an Louise, die noch immer neben ihrem Vater kniete und seinen Verstand wieder zurückzurufen sich bemühete:

„Fügen Sie sich in das Unvermeidliche, fortgehen zu müssen, ohne von Ihrer Mutter Abschied zu nehmen; ersparen Sie ihr dies. Sorgen Sie sich nicht wegen ihres Schicksals, es wird Ihrer Familie von jetzt an nichts mehr fehlen; es wird sich eine Frau finden, die Ihre Mutter wartet und unter der Aufsicht Ihrer guten Nachbarin für Ihre Geschwister sorgt. Was Ihren Vater betrifft, so soll nichts gespart werden, was seine Wiederherstellung beschleunigen kann. Fassen Sie Muth und glauben Sie mir, die Rechtschaffenen werden oft durch das Unglück hart geprüft, aber sie gehen auch aus den Kämpfen immer reiner, stärker, geachteter hervor —"

— — — — — — — — — — — —

Zwei Stunden nach der Verhaftung Louisens waren der Steinschneider und die alte Blödsinnige auf Befehl Rudolph's von David nach Charenton gebracht, wo sie ein besonderes Zimmer erhalten und besonders gut behandelt werden sollten.

Morel verließ seine Wohnung ohne Widerstand; gleichgiltig ging er, wohin man ihn führte; sein Irrsinn war mild und traurig.

Die Großmutter hungerte; man zeigte ihr Fleisch und Brod und sie folgte diesem Brode und diesem Fleische.

Die Edelsteine Morel's wurden der Frau desselben anvertraut und noch denselben Tag an Madame Mathieu, die Mäklerin, abgegeben, welche sie holte.

Unglücklicherweise wurde diese Frau von dem kleinen Lahmen ausgekundschaftet und verfolgt, der den Werth der angeblich unächten Steine durch die Unterredung Morel's mit den Gerichtsdienern kennen gelernt hatte. Der Sohn Roth-Arms überzeugte sich, daß die Mäklerin in Nr. 11 Boulevard St. Denis wohnte.

Lachtaube theilte der Magdalene Morel so schonend als möglich die Nachricht von der Einsperrung Louisens und der Verrücktheit des Steinschneiders mit. Anfangs weinte Magdalene viel, war trostlos und jammerte laut, als aber dieses erste Aufbrausen des Schmerzes vorüber war, tröstete sich die Arme allmälig, da sie sich und ihre Kinder von einem gewissen Wohlstande umgeben sah, den sie der Freigebigkeit ihres Wohlthäters verdankten.

Rudolph beschäftigte sich mit bittern Gedanken.

„Nichts ist häufiger," dachte er bei sich, „als die Verführung, zu der die Magd durch ihren Herrn mit größerer oder geringerer Gewalt gezwungen wird, bald durch Schrecken, bald durch Ueberraschung, bald durch die Art der Verhältnisse selbst, welche durch das Dienen herbeigeführt werden.

„Diese Sittenverderbniß auf Befehl, die von dem Reichen zu dem Armen herabsteigt und die schützende Unverletzlichkeit des häuslichen Heerdes mißachtet, dieses Sittenverderben, das selbst immer beklagenswerth ist, wenn freiwillig darauf eingegangen wird, erscheint entsetzlich, wenn es erzwungen wird.

„Es ist eine unreine und brutale Unterdrückung, eine unedle und barbarische Knechtung des dienenden Weibes, das in seiner Angst dem Verlangen des Herrn mit Thränen, seinen Küssen mit dem Schaudern des Widerwillens erwiedert.

„Und dann," dachte Rudolph weiter, „welche Folgen für das

Weib! Fast immer die Erniedrigung, das Elend, die Prostitution, der Diebstahl, bisweilen der Kindesmord!

„Und dafür haben die Gesetze nicht gesorgt. Jeder Mitschuldige an einem Verbrechen trägt die Strafe dieses Verbrechens; der Hehler wird dem Diebe gleichgeachtet und mit Recht; wenn aber ein Mann aus Uebermuth, im Müßiggang ein junges unschuldiges reines Mädchen verführt, sie zur Mutter macht, sie verläßt, sie in die Schande, in das Unglück, in die Verzweiflung verstößt, sie wohl gar zum Kindesmorde treibt, zu einem Verbrechen, für das sie mit ihrem Kopfe büßen muß, wird er als ihr Mitschuldiger angesehen? O nein. Was ist es denn auch? Nichts, weniger als nichts, eine Liebelei, ein kurzes Wohlgefallen an einem hübschen Mädchen, das sich morgen einem Andern zuwendet. Ja, wenn dieser Mann einen etwas eigenthümlichen Charakter hat, kann er hingehen und den Verhandlungen des Gerichtes über sein Opfer beiwohnen. Wird er zufällig als Zeuge vorgefordert, so kann er den Leuten sagen, welche große Lust haben, das junge Mädchen zum Nutzen der öffentlichen Moral so bald als möglich köpfen zu lassen: ich habe dem Gerichtshofe etwas Wichtiges mitzutheilen.

— „Sprechen Sie."

„Meine Herrn Geschworenen, die Unglückliche war tugendhaft und unschuldig, das muß zugegeben werden; ich habe sie verführt, auch dies ist wahr; ich habe sie zur Mutter gemacht, auch wahr, weil sie blond war, dann ganz verlassen, weil mir eine Brünette besser gefiel, auch das ist wahr, aber dabei habe ich nur ein unveräußerliches Recht, ein heiliges Recht benutzt, das die Gesellschaft mir zuerkennt —"

„Der Mann ist vollkommen in seinem Rechte," werden dann die Geschworenen leise unter einander sprechen. „Es existirt kein Gesetz, das einem Manne verbietet, eine Blondine zur Mutter zu machen und sie dann für eine Brünette zu verlassen."

„Nun, meine Herrn Geschworenen, behauptet die Unglückliche, ihr Kind umgebracht zu haben, ich will selbst sagen unser Kind, weil ich sie verlassen; weil sie allein, in der tiefsten Noth gewesen, habe sie den Kopf verloren. Warum? Weil, wenn sie ihr Kind warte und nähre, sie nicht länger ihre gewöhnliche Arbeit verrichten und so Unterhalt für sich selbst und die Frucht unserer Liebe verdienen könne. Ich finde diese Gründe kläglich, er-

lauben Sie mir, dies zu bemerken, meine Herrn Geschworenen... Konnte sie nicht in der Entbindungsanstalt niederkommen? Konnte sie nicht zu rechter Zeit zu dem Commissar ihres Stadtviertels gehen und ihren Zustand angeben, um berechtigt zu sein, ihr Kind in das Findelhaus zu geben? Konnte sie nicht auf eine andere Weise sich aus der Verlegenheit zu ziehen suchen, denn, meine Herrn Geschworenen, ich finde diese Art, der Frucht mehrerer Augenblicke der Verirrung und des Vergnügens sich zu entledigen und so den Sorgen für die Zukunft zu entgehen, zu bequem und rücksichtslos. Es ist nicht genug, daß ein Mädchen die Ehre verliert, der Verachtung, der Schande trotzt und neun Monate ein uneheliches Kind unter dem Herzen trägt, sie muß das Kind auch warten, nähren, erziehen, ihm einen Stand geben, es zu einem ehrlichen Manne machen, wie es sein Vater ist, oder zu einem braven Mädchen, das keinen Fehltritt begeht wie seine Mutter. Eine Mutter hat heilige Pflichten! Die Elenden, welche diese heiligen Pflichten mit Füßen treten, sind unnatürliche Mütter, die eine exemplarische und schreckliche Strafe verdienen. — Deshalb übergeben Sie, meine Herrn Geschworenen, die Verbrecherin in Gottes Namen dem Henker, Sie werden wie tugendhafte, unabhängige, feste und aufgeklärte Bürger handeln. Dixi!"

— „Der Mann betrachtet die Sache unter einem sehr moralischen Gesichtspunkte," wird irgend ein reich gewordener Strumpfwaarenhändler oder ein alter Wucherer, der Obmann der Geschworenen geworden ist, mit väterlicher Miene sagen. „Er hat gethan, was wir an seiner Stelle auch gethan haben würden, denn die kleine Blondine ist recht niedlich, wenn auch etwas blaß. Der Mann hat die Braune und die Blonde geliebt, kein Gesetz verbietet das; und das Mädchen? — ist es nicht ihre eigene Schuld? Warum hat sie sich nicht gewehrt? Sie hätte dann kein Verbrechen zu begehen nöthig gehabt, ein Verbrechen, ein ungeheueres Verbrechen, über das die ganze Menschheit erröthet."

„Und der reich gewordene Strumpfwaarenhändler oder der Wucherer hat Recht, vollkommen Recht. Aus welchem Grunde könnte der Mann beschuldigt werden? Welcher directen oder indirecten, moralischen oder materiellen Mitschuld kann man ihn anklagen? Er hat Glück gehabt, hat ein hübsches Mädchen verführt und dann sitzen lassen; er gesteht es; wo ist das Gesetz, welches dies und das verbietet?

„Sagt die Gesellschaft in einem solchen Falle nicht wie jener Vater, ich weiß nicht in welcher Geschichte: „Hütet Euere Hühner; mein Hahn ist herausgelassen; ich wasche meine Hände in Unschuld!“

„Wenn aber ein armer Mann, ebensowohl aus Noth, als aus Unkenntniß der Gesetze oder aus Dummheit wissentlich einen gestohlnen Lumpen kauft, so wandert er auf zwanzig Jahre auf die Galeeren als Hehler, wenn der Dieb zwanzig Jahre auf die Galeeren kommt. Man schließt ganz richtig: ohne Hehler würde es keine Diebe geben, ohne Diebe keine Hehler. Nein, nicht mehr Mitleiden, weniger Mitleiden sogar für den, welcher zum Bösen anreizt, als für den, welcher das Böse thut. Die geringste Mitschuld muß demnach eine schreckliche Strafe treffen. Wohl, es ist dies ein ernster, hoher und moralischer Gedanke. Man beugt sich vor der Gesellschaft, welche dieses Gesetz dictirt hat, aber man erinnert sich auch, daß diese Gesellschaft, welche so unerbittlich ist gegen die geringste Mitschuld an einem Verbrechen gegen die Sachen, einen Mann, der zu beweisen versuchte, es fände zwischen dem unbeständigen Verführer und der verlassenen Verführten eine moralische und solidarische Verantwortlichkeit, eine materielle Mitschuld statt, für einen Träumer halten würde. Wenn dieser Mann gar behaupten wollte, ohne einen Vater könne es kein Kind geben, so würde die Gesellschaft Zeter schreien. Und sie würde Recht haben, immer Recht haben, denn der Herr, welcher den Geschworenen so schöne Sachen sagen kann, könnte auch, wenn er ein Freund von tragischen Gefühlen wäre, ruhig hingehen und seiner Geliebten wegen Kindesmordes den Kopf herunterschlagen sehen, wegen des Verbrechens des Kindesmordes, an dem er auch Schuld, ja allein Schuld hat, weil er die Verführte verließ.

„Der so erfreuliche Schutz, den der männliche Theil der Gesellschaft in Bezug auf einige leichtfertige Streiche findet, welche der kleine Gott der Liebe zu verantworten hat, beweist ganz deutlich, nicht wahr? daß der Franzose noch immer den Grazien opfert und das französische Volk das galanteste Volk in der Welt ist.“

XXXI.

Jacob Ferrand.

Zur Zeit, als die Ereignisse geschahen, die wir erzählen, lief an dem einen Ende der Rue du Sentier eine lange gesprungene mit Kalk beworfene Mauer hin. Diese Mauer begrenzte von dieser Seite den Garten Jacob Ferrand's und stieß an ein Gebäude, das sich nach der Straße zuwandte und nur ein Stockwerk hoch war.

Zwei große Schilder von vergoldetem Kupfer, Zeichen des Notariats, befanden sich zu beiden Seiten des wurmstichigen großen Thores, dessen ursprüngliche Farbe unter dem Schmutze, der es bedeckte, nicht mehr zu erkennen war.

Dieses Thor führte zu einem bedeckten Gange. Rechts befand sich das Stübchen eines alten halbtauben Portiers, der zu der Gilde der Schneider gehörte, wie Pipelet zu jener der Schuhmacher; links stand ein Stall, der zugleich Keller, Holzstall und Aufenthalt einer Kaninchencolonie war, welche sich der Portier angelegt hatte, um in seinem Wittwenstande eine Unterhaltung und Zerstreuung zu haben.

Neben der Portierswohnung begann eine schmale dunkele Wendeltreppe, die zu der Expedition führte, wie es eine schwarz gemalte Hand andeutete, deren Zeigefinger auf die in schwarzer Schrift an der Wand zu lesenden Worte wies: „Die Expedition befindet sich in der ersten Etage."

An der einen Seite eines großen gepflasterten, aber mit Gras bewachsenen Hofes sah man leere Wagenremisen, an der entgegengesetzten ein verrostetes Eisengitter, welches den Garten abschloß; im Hintergrunde das Haus, das der Notar allein bewohnte.

Acht bis zehn steinerne wankende aus den Fugen gewichene, grünliche, ausgetretene Stufen führten zu diesem vierseitigen Hause, das aus einer Küche und andern Localitäten im Souterrain, aus einem Erdgeschosse, einer ersten Etage und einer Dach-

kammer bestand, welche Louise bewohnt hatte. Auch dieses Hinterhaus sah sehr verfallen aus; die Wände waren von tiefen Rissen durchzogen, die Fenster und Fensterladen, die früher grau angestrichen gewesen, waren mit der Zeit ganz schwarz geworden; an den sechs Fenstern des ersten Stocks, die in den Hof gingen, sah man keine Gardinen; die Scheiben waren mit dickem fettem Schmutze bedeckt; an den etwas durchsichtigern Fenstern des Erdgeschosses dagegen bemerkte man Vorhänge von verschossenem gelbem Baumwollenstoffe mit rothen Rosetten.

Nach dem Garten zu hatte das Haus nur vier Fenster, denn zwei waren zugemauert.

Der Garten war von Gebüsch überwuchert und schien ganz vernachlässigt zu werden; man sah kein einziges Beet; eine Gruppe von Ulmen, fünf bis sechs dicke grüne Bäume, einige Akazien, Flieder, dünner vergelbter Rasen, von Brombeeren überwachsene Gänge, im Hintergrunde ein niedriges Gewächshaus und als Horizont die hohen kahlen Mauern der anstoßenden Häuser, die hier und da einzelne vergitterte kleine Fenster hatten, — das war der traurige Garten und die Wohnung des Notars.

Ferrand legte auf diesen Schein oder vielmehr auf diese Wirklichkeit einen großen Werth.

In den Augen des gemeinen Volkes gilt die Sorglosigkeit für den Wohlstand fast immer für Uneigennützigkeit und die Unreinlichkeit für Sittenstrenge.

Wenn die Clienten den gewaltigen Bankier-Luxus einiger Notare oder den fabelhaften Putz der Frauen derselben mit dem düstern Hause Ferrand's verglichen, der Pracht und Eleganz verschmähete, so empfanden sie eine gewisse Achtung oder vielmehr ein gewisses blindes Vertrauen zu dem Manne, der bei seiner zahlreichen Kundschaft und bei dem Vermögen, das man ihm allgemein zuschrieb, wie gar mancher College hätte sagen können: meine Equipage, mein Landgut, meine Loge im Theater, aber im Gegentheile äußerst sparsam lebte, weshalb ihm denn auch Depositen, Fideicommisse, Geldanlagen, kurz alle jene Geschäfte zuströmten, welche auf der anerkanntesten Rechtlichkeit beruhen.

Wenn der Notar so, wie er es that, mit wenig Haus hielt, so folgte er darin seiner Neigung, — er haßte die Menschen, den Luxus und die theuer erkauften Vergnügungen; wäre dem aber

auch anders gewesen, so würde er doch ohne Zögern seine lebhaftesten Neigungen dem Scheine geopfert haben, auf den ihm Alles ankam.

Einige Worte über den Charakter dieses Mannes.

Er stammte aus der großen Familie der Geizigen.

Man läßt den Geizigen fast immer in einem lächerlichen oder grotesken Lichte erscheinen; aber selbst die schlimmsten gehen über den Egoismus oder die Härte nicht hinaus.

Die meisten mehren ihr Vermögen, indem sie Geld zusammenhäufen; einige, aber nur sehr wenige, wagen auf hohe Zinsen auszuleihen; kaum die entschlossensten befassen sich einigermaßen mit der Agiotage, völlig unerhört aber ist es, daß ein Geiziger, um sein Vermögen zu vergrößern, bis zum Verbrechen, zum Morde gegangen sei.

Es begreift sich dies auch sehr wohl.

Der Geiz ist vor Allem eine negative, passive Leidenschaft.

Der Geizige denkt bei seinen unaufhörlichen Berechnungen wohl sich zu bereichern, indem er wenig ausgiebt und die Grenzen des Streng-Nothwendigen immer enger um sich zieht, aber er will sich nicht auf Kosten Anderer bereichern; er ist vor Allem der Märtyrer des Erhaltens.

Der Geizige ist schwach, schüchtern, schlau, mißtrauisch, hauptsächlich klug und vorsichtig, niemals verletzend, gleichgiltig gegen die Leiden seines Nächsten, aber er veranlaßt diese Leiden nicht; er ist vor Allem und vorzugsweise der Mann der Gewißheit, des Positiven, oder vielmehr er ist nur geizig, weil er an das Thatsächliche, an das Geld glaubt, das er in der Casse hat.

Die sichersten Speculationen und Darleihen locken ihn wenig, denn es liegt, wie unwahrscheinlich sie auch sein mag, doch immer eine Möglichkeit des Verlustes vor und er opfert stets lieber die Zinsen seines Geldes, als daß er das Capital gefährdet.

Ein Mann, der so furchtsam ist, alle Möglichkeiten so wegwerfend behandelt, wird deshalb selten die wilde Energie des Verbrechers haben, der das Zuchthaus oder seinen Kopf wagt, um sich etwas zu verschaffen.

Das Wort wagen findet sich in dem Wörterbuche des Geizigen gar nicht.

In diesem Sinne war also Jacob Ferrand eine merkwürdige

Ausnahme, eine vielleicht neue Varietät der Geizigen, denn Jacob Ferrand wagte und wagte viel.

Er rechnete auf seine Klugheit, die sehr groß war, auf seine Heuchelei, auf seinen Geist, der leicht Auskunftsmittel zu ersinnen wußte, und auf seine teuflische Kühnheit, um sich Straflosigkeit für seine bereits zahlreichen Verbrechen zu sichern.

Jacob Ferrand war eine doppelte Ausnahme.

Jene abenteuerlicheu, willenskräftigen Menschen, die vor keiner Uebelthat zurückschrecken, welche ihnen Geld verschaffen kann, werden gewöhnlich von feurigen heftigen Leidenschaften geplagt, von der Liebe zum Spiele, zum Luxus, zur Verschwendung.

Jacob Ferrand kannte keines dieser ungestümen Bedürfnisse; er war schlau und geduldig wie ein Häscher, grausam und entschlossen wie ein Mörder, aber auch mäßig wie Harpagon.

Eine einzige Leidenschaft, oder vielmehr ein einziger, aber schändlicher, gemeiner, in seiner Thierheit beinahe wilder Trieb stachelte ihn oft bis zum Wahnsinne auf.

Es war der Geschlechtstrieb.

Wenn dieser thierische Trieb sein Blut erhitzte, vergaß er bisweilen selbst seine schlaue Klugheit und wurde gleichsam zum Wolfe, zum Tiger, wie es z. B. sein erstes gewaltsames Benehmen gegen Louise bewies.

Der Schlaftrunk, die kecke Heuchelei, mit welcher er seine Schandthat geläugnet hatte, lagen vielleicht mehr in seiner Art, als die offene Gewalt.

Die Zuvorkommenheit, die Güte, die Freigebigkeit bei der Liebe waren ihm völlig unbekannt, wie es sein Benehmen gegen Louise bewiesen hat; das Darlehn von 1300 Francs, das er Morel gegen hohe Zinsen gemacht hatte, war für Ferrand zu gleicher Zeit ein Fallstrick, ein Mittel zur Bedrückung und ein gutes Geschäft. Da er die Rechtschaffenheit des Steinschneiders kannte, so wußte er, daß er früher oder später bezahlt werden würde; indessen mußte doch die Schönheit Louisens einen gewaltigen Eindruck auf ihn gemacht haben, da er sich entschloß, eine solche Summe, wenn auch vortheilhaft, anzulegen.

Ausgenommen diese Schwäche, liebte Ferrand nur das Geld.

Er liebte das Geld des Geldes wegen, nicht wegen der Genüsse, die es verschafft, denn er war Stoiker, nicht wegen der Genüsse, die es verschaffen kann, denn er war nicht poetisch ge-

nug, um speculativ zu genießen wie gewisse Geizige. In Bezug auf das, was ihm angehörte, so liebte er den Besitz um des Besitzes willen; in Bezug auf das, was Andern angehörte, z. B. ein werthvolles Depositum, das man blos seiner Rechtlichkeit anvertraute, so fühlte er, wenn er das ihm Anvertraute zurückgeben sollte, dieselbe Verzweiflung wie Cordillac, wenn er sich von einem Schmucke trennen sollte, den sein seltener Geschmack zu einem Kunstwerke gemacht hatte.

Der glänzende Ruf von Rechtlichkeit war für den Notar aber auch ein Kunstwerk, ein Depositum war für ihn auch ein Schmuck, von dem er sich nur mit dem heftigsten Widerstreben trennen konnte.

Welche Sorge, welche Heuchelei, welche List, welche Gewandtheit, mit einem Worte welche Kunst hatte er aufgeboten, um jene Summen in seine Kasse zu bringen, um sich jenen glänzenden Ruhm von Rechtlichkeit zu erwerben, den die kostbarsten Beweise von Vertrauen gleichsam wie die Perlen und Diamanten in dem Golde der Diademe Cordillac's schmückten!

Je mehr der berühmte Goldschmied sich vervollkommnete, um so größern Werth legte er, wie man sagt, auf seine Arbeiten, indem er die letzte stets für sein Meisterstück ansah und sich nur ungern von ihr trennte.

Je mehr Jacob Ferrand sich in dem Verbrechen vervollkommnete, um so größern Werth legte er auf die klingenden Beweise von Vertrauen, die man ihm gab, indem er auch immer seine letzte Schlechtigkeit für sein Meisterstück ansah.

Man wird im Verlaufe dieser Geschichte sehen, durch welche wahrhaft bewundernswürdig berechnete Mittel er sich ungestraft hatte mehrere sehr bedeutende Summen aneignen können.

Sein verborgenes geheimnißvolles Leben gab ihm unaufhörliche schreckliche Aufregung, wie es das Spiel dem Spieler giebt.

Gegen das Besitzthum Aller setzte Jacob Ferrand seine Heuchelei, seine List, seine Kühnheit, seinen Kopf ein und so sah er einen fortlaufenden Gewinn in der unbegrenzten Achtung, in dem unbeschränkten Vertrauen, das er nicht blos der Menge seiner reichen Clienten, sondern auch dem Bürgerstande und den Arbeitsleuten in seiner Nachbarschaft einflößte.

Sehr viele von diesen legten Geld bei ihm an und sagten: „er ist freilich nicht mildthätig, er ist sehr fromm, das ist ein

Unglück, aber er ist sicherer als die Regierung und als die Sparkasse."

Trotz seiner seltenen Geschicklichkeit war der Mann in zwei Irrthümer verfallen, denen auch die schlausten Verbrecher fast nie entgehen.

Er hatte, freilich durch die Umstände gezwungen, zwei Mitschuldige angenommen; dieser seiner Ansicht nach unermeßliche Fehler war zum Theil wieder gut gemacht: keiner seiner beiden Mitschuldigen konnte ihn in das Verderben stürzen, ohne sich selbst mit zu stürzen, und Beide würden aus diesem Aeußersten keinen andern Vortheil gezogen haben als den, sich selbst und den Notar der öffentlichen Rache zu übergeben.

Von dieser Seite war er also ziemlich ruhig, und da er übrigens noch nicht am Ziele seiner Verbrechen stand, so wurden die Unannehmlichkeiten der Mitschuld durch die verbrecherische Hilfe ausgeglichen, die sie ihm bisweilen noch gewährte.

Nun noch einige Worte über das Aeußere des Herrn Ferrand, worauf wir den Leser in die Expedition des Notars einführen wollen, wo wir die Hauptpersonen dieser Erzählung wiederfinden werden.

Ferrand stand höchstens im funfzigsten Jahre, sah aber erst wie ein Vierziger aus; er war von mittlerer Größe, etwas gebückt, breit von Schultern, kräftig, vierschrötig, roth und behaart wie ein Bär.

Sein Haar lag glatt an den Schläfen, seine Stirn war kahl, fast ohne Spur von Augenbrauen, und seine gelbliche Farbe verschwand fast unter einer zahllosen Menge von Flecken; wenn ihn aber die Leidenschaft ergriff, wurde sein Gesicht blutroth.

Sein Gesicht war platt wie ein Todtenkopf, wie man im gemeinen Leben sagt, seine Nase stumpf und seine Lippen so dünn und unbemerklich, daß der Mund in das Gesicht eingeschnitten zu sein schien; wenn er boshaft lächelte, sah man die Spitzen seiner Zähne, die fast alle schwarz und schlecht waren. Das Gesicht, das immer bis an die Schläfe glatt rasirt war, hatte einen zugleich strengen und frommheiligen, ernsten und harten, kalten Ausdruck; seine kleinen schwarzen, lebhaften, durchdringenden, beweglichen Augen verschwanden hinter großen grünen Brillengläsern.

Jacob Ferrand sah ganz vortrefflich, aber er konnte hinter

der Brille — und das war ein unberechenbarer Vortheil! — beobachten, ohne beobachtet zu werden; er wußte, wie bedeutungsvoll oft und unwillkürlich ein Blick ist. Trotz seiner nicht leicht zu erschütternden Keckheit hatte er zwei- oder dreimal in seinem Leben einen gewissen, gewaltigen, magnetischen Blick gefunden, vor dem er die Augen niederzuschlagen genöthiget gewesen war, und unter manchen Umständen ist es von großem Nachtheile, die Augen vor einem Menschen niederzuschlagen, der fragt, anklagt oder richtet.

Die großen Brillengläser Ferrand's waren also gewissermaßen eine Verschanzung, hinter welcher er aufmerksam die geringsten Bewegungen des Feindes beobachtete, denn Jedermann war ein Feind des Notars, weil Jedermann von ihm mehr oder weniger hintergangen wurde und die Ankläger nur Betrogene sind, die sich empört fühlen oder Aufklärung erlangten.

In seiner Kleidung affectirte er eine Nachlässigkeit, die bis zur Unreinlichkeit ging, oder er war vielmehr von Natur schmutzig; aber sein nur alle zwei oder drei Tage rasirtes Gesicht, sein schmutziger, runzeliger Schädel, seine platten Nägel mit schwarzen Rändern, seine abgeschabten alten Röcke, seine schmierigen Hüte, seine strickartigen Halstücher, seine schwarzen wollenen Strümpfe und seine plumpen Schuhe empfahlen ebenfalls seine Tugend bei seinen Clienten, indem sie ihm das Aussehen eines von der Welt ganz abgezogenen practischen Philosophen gaben, das allgemein gefiel.

Welchen Neigungen, welcher Leidenschaft, welcher Schwäche, sagte man, sollte der Notar das Vertrauen opfern, das man ihm bewies? Er verdiente jährlich vielleicht 60,000 Frcs. und sein Haushalt bestand in einer Magd und einer alten Wirthschafterin; sein einziges Vergnügen war, jeden Sonntag in die Messe und Vesper zu gehen; er kannte keine Oper, die sich den ernsten Orgeltönen an die Seite zu stellen vermöchte, keine weltliche Gesellschaft, die sich mit einem Abende vergleichen ließe, den er friedlich an dem Kamine nach einem frugalen Mahle mit dem Pfarrer seiner Gemeinde verbrachte; seine einzige Freude war mit einem Worte seine Rechtschaffenheit, sein Stolz seine Ehre, und sein Glück die Religion.

Dieses Urtheil fällten die Zeitgenossen Jacob Ferrand's über diesen seltenen großen und guten Mann.

XXXII.

Die Expedition.

Die Expedition oder Schreibstube Ferrand's glich jeder andern Expedition und seine Schreiber waren wie alle Schreiber.

Man gelangte dahin durch ein Vorzimmer, in welchem vier alte Stühle standen. In der Expedition selbst, in welcher rund herum Schränke und Actenregale standen, saßen fünf junge Männer, die über die schwarzen Pulte gebückt lachten, schwatzten oder fleißig schrieben.

Ein Wartezimmer, das ebenfalls voll von Acten und Mappen war und in welchem sich gewöhnlich der erste Schreiber aufhielt, und dann ein anderes leeres Zimmer, das zur größern Vorsicht das Cabinet des Notars von dem Wartezimmer trennte, — das war das Laboratorium des Notars.

Es hatte eben an einer alterthümlichen Kuckucksuhr, die zwischen den beiden Fenstern der Schreibstube hing, zwei Uhr geschlagen; unter den Schreibern herrschte eine gewisse Unruhe und einige Bruchstücke aus ihrem Gespräche werden die Ursache dieser Aufregung andeuten.

„Wenn Jemand gegen mich behauptet hätte, Germain sei ein Dieb," sagte einer der jungen Männer, „so würde ich geantwortet haben: „Sie lügen."

„Ich auch."

„Ich auch."

„Auf mich hat es einen so tiefen Eindruck gemacht, ihn verhaften und fortführen zu sehen, daß ich nicht frühstücken konnte. Freilich hatte ich dabei auch einen Vortheil, da ich auf diese Weise einmal der täglichen Kost der Madame Seraphin entging."

„Siebzehntausend Francs! Das will 'was sagen."

„Eine ungeheure Summe!"

„Und in dem Fünf-Viertel-Jahre, daß Germain Cassirer ist, hat kein Centime gefehlt."

„Ich finde es sehr unrecht, daß Ferrand Germain arretiren ließ, weil der arme Teufel hoch und theuer schwur, er habe nur 1300 Frcs. in Gold genommen."

„Um so mehr, da er sie diesen Morgen in dem Augenblicke wiederbrachte, als Ferrand nach der Polizei schickte."

„Ja, die Leute von so starrer Tugend wie Ferrand sind unbarmherzig."

„Das bleibt sich gleich; man muß sich doch zweimal bedenken, ehe man einen armen jungen Mann in das Unglück bringt, der sich immer gut aufgeführt hat."

„Ferrand sagt, es sei blos des Beispiels wegen."

„Des Beispiels wegen? Es nützt nur denen, die ehrlich sind; die es nicht sind, wissen recht wohl, daß sie sich der Gefahr aussetzen, ertappt zu werden, wenn sie stehlen."

„Das Haus ist doch immer eine gute Kundschaft für den Commissar."

„Wie so?"

„Diesen Morgen die arme Louise, dann Germain."

„Die Sache Germain's scheint mir gar nicht klar zu sein."

„Er hat ja aber gestanden."

„Daß er 1300 Frcs. genommen, ja, aber er leugnet Stein und Bein, die andern 15,000 Frcs. in Banknoten und die 700 Frcs., welche in der Casse fehlen, genommen zu haben."

„Da er Eins gesteht, warum sollte er das Andere nicht auch gestehen?"

„Freilich, man wird für 500 Frcs. eben so bestraft wie für 15,000."

„Ja, aber man behält die 15,000 Frcs. und legt ein Geschäft an, wenn man aus dem Gefängnisse kommt, würde ein schlechter Mensch sagen."

„Nicht dumm!"

„Mag man sagen, was man will, dahinter steckt etwas."

„Und Germain vertheidigte den Notar immer, wenn wir ihn einen Jesuiten nannten!"

„Das ist wahr; warum sollte der Notar nicht das Recht haben, in die Messe zu gehen? sagte er; Ihr habt auch das Recht, dahin zu gehen."

„Jetzt kommt Chalamel; der wird sich wundern!"

„Worüber? Etwas Neues von der armen Louise?"

„Du würdest es wissen, wenn Du nicht so lange ausgeblieben wärst."

„Denkt Ihr, es sei nur ein Katzensprung bis zur Rue de Thaillot? Nun? Etwas von dem famosen Vicomte von St. Remy?"

„Er ist noch nicht gekommen?"

„Nein."

„Sein Wagen war angespannt und er ließ mir durch seinen Diener sagen, er würde sogleich kommen; aber er sähe gar nicht zufrieden aus, sagte der Bediente. Ach, Ihr Herren, das ist ein niedliches Haus! ein Luxus! Man könnte es mit den petites maisons der Herren von Sonst vergleichen, von denen im Faublas die Rede ist. Ach, Faublas, das ist mein Mann und Muster!" sagte Chalamel, indem er seinen Regenschirm hinstellte und seine Ueberschuhe abzog.

„Ich glaube, der Vicomte hat Schulden und sieht einer Verhaftung entgegen."

„Ein Papier von 34,000 Francs, welches der Huissier hiehergeschickt hat, weil es in der Expedition bezahlt werden muß; der Gläubiger will es so, warum? weiß ich nicht."

„Der schöne Vicomte muß jetzt wohl bezahlen können, da er gestern Abend vom Lande zurückgekommen ist, wo er sich drei Tage versteckt hielt, um den Dienern vom Handelsgerichte zu entgehen."

„Aber warum hat man ihn nicht schon ausgepfändet?"

„Ihn? Wie könnt Ihr so albern fragen! Das Haus gehört nicht ihm, sein Mobiliar ist seinem Bedienten zugeschrieben, der es ihm geliehen haben soll, wie die Pferde und Wagen seinem Kutscher gehören, der sagt, er vermiethe dem Vicomte prächtige Equipagen für so und so viel den Monat. Der Vicomte von Saint Remy ist schlau! Aber wovon spracht Ihr? Was giebt es Neues?"

„Denke Dir, vor zwei Stunden stürzt der Notar wie ein Wüthender herein. „Ist Germain nicht hier?" schrie er uns an. — „Nein, Herr." — „Der Elende! Er hat mich um 17,000 Francs bestohlen!"

„Germain — und stehlen!"

„Du wirst gleich sehen."

„Das ist nicht möglich!" riefen wir Alle aus.

„Ich sage Euch, ich hatte gestern in den Kasten des Bureaus, an dem er arbeitet, 15 Billets von tausend Francs und zweitausend Francs in Gold in einem kleinen Kästchen gelegt; Alles ist verschwunden.“ In diesem Augenblicke kommt der alte Portier Marriton und sagt: „Der Polizeidiener ist da.“

„Und Germain?“

„So warte doch nur! — Der Notar sagte darauf zu dem Portier: Sobald Germain kommt, schicke ihn hieher, in die Expedition, ohne ihm etwas zu sagen. — Ich will ihn in Euerer Gegenwart überführen —“. Nach etwa einer Viertelstunde kommt der arme Germain, als ob nichts geschehen wäre; die alte Seraphin hatte eben unsere Mahlzeit gebracht; er grüßte den Notar und sagte uns sehr ruhig guten Tag. „Germain, Sie frühstücken nicht?“ sagte Ferrand. — „Nein, Herr Ferrand, ich danke, ich habe keinen Hunger.“ — „Sie kommen sehr spät.“ — „Ja, Herr Ferrand, ich mußte diesen Morgen nach Belleville gehen.“ — „Wahrscheinlich um das Geld zu verstecken, das Sie mir gestohlen haben,“ fuhr nun Ferrand mit schrecklicher Stimme heraus.“

„Und Germain?“

„Der Arme wurde todtenbleich und antwortete sogleich: „ich beschwöre Sie, machen Sie mich nicht unglücklich —“

„Er hatte gestohlen?“

„So warte aber doch, Chalamel! — „Machen Sie mich nicht unglücklich!“ sagte er zu dem Notar. — „Sie gestehen also?“ — „Ja, Herr, aber hier ist das Geld, das fehlt. Ich glaubte es diesen Morgen wieder hinlegen zu können, ehe Sie aufständen, leider befand sich aber eine Person, die eine kleine Summe von mir hatte und die ich gestern Abend zu Hause zu treffen glaubte, seit zwei Tagen in Belleville und ich mußte heute früh dahin gehen. — Das hat mich so lange aufgehalten. — Ich beschwöre Sie, machen Sie mich nicht unglücklich. Ich wußte, als ich das Geld nahm, daß ich es diesen Morgen wieder zurückgeben könnte. Hier sind die 1300 Francs in Gold.“ — „Wie! 1300 Francs?“ rief Ferrand aus, „von 1300 Francs ist nicht die Rede. Sie haben mir aus dem Bureau funfzehn Tausendfrancsbillets aus einem grünen Portefeuille und 2000 Francs in Gold gestohlen.“ — „Ich! — Niemals!“ entgegnete der arme Germain ganz bestürzt. „Ich habe 1300 Francs in Gold ge-

nommen, aber keinen Sou mehr. Ich habe kein Portefeuille in dem Schubkasten gesehen und es lagen nur 2000 Francs in Gold in einem Kästchen." — „Infamer Lügner!" fuhr der Notar auf. „Sie haben 1300 Francs gestohlen und können also auch mehr gestohlen haben; das Gericht mag entscheiden. — Ich werde einem solchen abscheulichen Mißbrauche des Vertrauens gegenüber unerbittlich sein. Es mag als Warnung dienen." Endlich kam die Polizei mit dem Secretair des Commissars, um ein Protokoll aufzunehmen, man faßte Germain und führte ihn fort."

„Ist das möglich? Germain, der ehrlichste Mensch?"

„Es ist auch uns seltsam vorgekommen."

„Eins aber muß man sagen: Germain war ein eigener Mensch, er wollte nie sagen, wo er wohne."

„Das ist wahr."

„Er hatte immer etwas Geheimnißvolles."

„Das ist kein Grund, daß er 17,000 Francs gestohlen haben muß."

„Ohne Zweifel nicht."

„Ich bemerke es nur."

„Das ist eine entsetzliche Nachricht; mir ist es, als hätte man mich auf den Kopf geschlagen ... Germain —, Germain, der so ehrlich aussah, der Alles hingegeben hätte —"

„Man könnte fast sagen, er hätte sein Unglück geahnt."

„Warum?"

„Er sah immer aus, als nage ihm etwas am Herzen."

„Es war vielleicht wegen Louisen."

„Wegen Louisen?"

„Ich wiederhole damit nur, was diesen Morgen die alte Seraphin sagte."

„Was sagte sie?"

„Er sei der Liebhaber Louisens und der Vater des Kindes —"

„Da seht den Schleicher!"

„Sieh! Sieh!"

„Bah!"

„Es ist nicht wahr."

„Woher weißt Du das, Chalamel?"

„Erst vor vierzehn Tagen hat mir Germain im Vertrauen gesagt, er sei rasend, rasend verliebt in eine niedliche, brave Nä-

herin, die er in einem Hause kennen gelernt, in dem er gewohnt; es traten ihm die Thränen in die Augen, als er von ihr sprach."

„Ah, Chalamel! Er ist Rococo!"

„Er sagt, Faublas sei sein Mann und ist gutmüthig, dumm, oder, wie man jetzt sagt, Actionnair genug, um nicht einzusehen, daß man in ein Mädchen verliebt und der Liebhaber einer andern sein kann."

„Ich behaupte, Germain sprach in vollem Ernst —"

In diesem Augenblicke trat der erste Schreiber herein.

„Nun, Chalamel," sagte er, „haben Sie Alles besorgt?"

„Ja, Herr Dubois; ich war bei dem Herrn von St. Remy, er wird sogleich kommen, um zu bezahlen."

„Auch bei der Gräfin Mac Gregor?"

„Ja. Hier die Antwort."

„Und bei der Gräfin von Orbigny?"

„Sie läßt dem Herrn Notar danken. Sie ist gestern früh aus der Normandie angekommen und erwartete seine Antwort nicht so bald; hier ihr Brief. Ich war auch bei dem Intendanten des Marquis von Harville, da er es verlangt hatte, wegen der Kosten des Contractes, den ich letzthin in seinem Hause unterzeichnen ließ."

„Sie haben ihm gesagt, daß es keine Eile habe?"

„Ja, aber der Intendant wollte sogleich bezahlen. Hier ist das Geld. — Ah, da hätte ich beinahe die Karte hier vergessen, die ich von dem Portier mit heraufgenommen habe und auf der ein Wort mit Bleistift geschrieben ist. Der Herr fragte nach dem Notar und ließ dies zurück."

„Walter Murph," las der erste Schreiber, und weiter unten mit Bleistift: „wird um drei Uhr wegen einer wichtigen Angelegenheit wiederkommen." — „Ich kenne diesen Namen nicht."

„Noch etwas!" fuhr Chalamel fort. „Herr Badinot sagte, es sei gut, Herr Ferrand möge es machen, wie er es für gut fände."

„Eine schriftliche Antwort hat er nicht gegeben?"

„Nein; er sagte, er habe keine Zeit."

„Sehr gut."

„Herr Karl Robert wird auch im Laufe des Tages kommen,

um mit dem Herrn zu sprechen. Er scheint sich gestern mit dem Herzoge von Lucenay geschlagen zu haben."

„Ist er verwundet?"

„Ich glaube es nicht; man würde mir es sonst wohl gesagt haben."

„Da hält ein Wagen!"

„Ah! Schöne Pferde!"

„Und der dicke englische Kutscher mit der blonden Perrücke, der braunen Livrée mit Silbertressen und den Epauletten, wie ein Oberster!"

„Es ist gewiß ein Gesandter."

„Auch der Jäger trägt eine Menge Silber am Leibe."

„Und der Schnauzbart!"

„Da," fiel Chalamel ein, — „der Wagen des Vicomte von St. Remy."

Bald nachher trat der Herr von St. Remy ein.

XXXIII.

Herr von St. Remy.

Wir haben das hübsche Gesicht, die außerordentliche Eleganz, die herrliche Tournüre des Herrn von St. Remy geschildert, der den Abend vorher von Arnouville (dem Besitzthum der Herzogin von Lucenay) zurückgekommen war, wo er eine Zuflucht vor den Nachstellungen der Diener vom Handelsgericht, Malicorne und Bourdin, gefunden hatte.

Herr von St. Remy trat geräuschvoll in die Expedition, den Hut auf dem Kopfe, hochmüthig, mit halbgeschlossenen Augen, und fragte in wegwerfendem Tone, ohne Jemanden anzusehen:

„Der Notar? Wo ist er?"

„Herr Ferrand arbeitet in seinem Cabinet," sagte der erste Schreiber. „Wenn Sie einen Augenblick verziehen wollen, wird er Sie empfangen können."

„Warten?“

„Aber —“

„Es giebt hier kein Aber. Sagen Sie ihm, der Herr von St. Remy sei da. Ich finde es sonderbar, daß ich bei einem Notar antichambriren soll. — Pfui!! Wie stinkt der Ofen hier!“

„Treten Sie gefälligst in das Nebenzimmer,“ sagte der erste Schreiber, „ich werde sogleich den Herrn Notar benachrichtigen.“

St. Remy zuckte die Achseln und folgte dem ersten Schreiber.

Nach einer Viertelstunde, die ihm sehr lang vorkam und die seinen Verdruß in Zorn umwandelte, wurde Herr von St. Remy in das Cabinet des Notars eingeführt.

Es kann nichts Merkwürdigeres geben als den Contrast zwischen diesen beiden Männern, die Beide große Menschenkenner und gewohnt waren, im Allgemeinen auf den ersten Blick zu errathen, mit wem sie es zu thun hatten.

St. Remy sah den Notar Ferrand zum ersten Male und es fiel ihm der Charakter dieses bleichen, starren Gesichtes, mit den von großen grünen Brillengläsern verdeckten Augen und dem Kopfe auf, der halb unter einer alten schwarzen seidenen Mütze verschwand.

Der Notar saß vor seinem Schreibtische auf einem ledernen Sessel neben einem verfallenen Kamine voll Asche, in dem einige geschwärzte Brände rauchten. Vorhänge von grünem Baumwollenzeuge, fast ganz zerrissen und an kleinen Eisenstäben festgemacht, verhüllten die untern Fensterscheiben und warfen in dieses an sich schon dunkele Cabinet ein bleiches Licht. Regale von schwarzem Holz mit bezeichneten Mappen, einige Stühle mit gelbem Plüsch, eine Uhr in Mahagonigehäuse, ein gelblicher feuchter und kalter Fußboden, eine gesprungene und mit Spinnweben überzogene Decke, — das war das Allerheiligste des Notars Ferrand.

Der Vicomte hatte noch nicht zwei Schritte in das Cabinet gethan, noch kein Wort gesprochen und schon haßte ihn der Notar, der ihn dem Rufe nach kannte. Zuerst sah er in ihm, so zu sagen, einen Nebenbuhler im Betrügen und dann war ihm an den Leuten die Eleganz, die Grazie und die Jugend zuwider, zu-

mal wenn diese Vorzüge von einem kecken und stolzen Wesen begleitet wurden.

Der Notar affectirte gewöhnlich ein rohes barsches, fast grobes Wesen seinen Clienten gegenüber, welche wegen dieses grob bäuerlichen Benehmens nur um so größere Achtung für ihn fühlten. Jetzt nahm er sich vor, gegen St. Remy doppelt grob zu sein.

Dieser, der Jacob Ferrand nur dem Rufe nach kannte, erwartete in ihm einen gutmüthigen oder lächerlichen Menschen zu finden, da er sich die Leute von sprichwörtlicher Rechtschaffenheit, wie es Jacob Ferrand sein sollte, fast dumm und albern vorzustellen pflegte.

Das Gesicht und die Haltung des Notars erregten dagegen in dem Vicomte ein unbeschreibliches Gefühl, das halb Furcht, halb Haß war, ob er gleich keinen ernsten Grund hatte, ihn zu hassen oder zu fürchten. In Folge seines entschiednen Charakters mußte demnach St. Remy mit noch größerer Insolenz als gewöhnlich auftreten. Der Notar behielt seine schwarze Mütze auf, der Vicomte rührte seinen Hut nicht an, und sagte gleich an der Thüre mit schneidender Stimme:

„Es kommt mir sehr seltsam vor, Herr, daß Sie mich hierher bemühen, statt daß Sie bei mir das Geld für die Wechsel abholen lassen, die ich jenem Badinot gegeben habe und um derentwillen er mich verfolgen ließ. Sie sagen allerdings, Sie hätten mir außerdem eine wichtige Mittheilung zu machen, mag sein, aber dazu hätten Sie mich nicht eine Viertelstunde in Ihrem Vorzimmer warten lassen sollen, das schickt sich nicht.“

Ferrand verzog keine Miene, beendigte die Rechnung, mit der er sich beschäftigte, wischte bedächtig seine Feder an dem nassen Schwamme ab, der sich an seinem zerbrochenen Schreibzeuge von Steingut befand und richtete sodann sein eiskaltes Gesicht mit der Brille gegen den Vicomte empor. Nachdem er ihn eine Zeitlang angesehen hatte, sagte er mit barscher Stimme zu dem Vicomte:

„Wo ist das Geld?“

Diese kalte Ruhe brachte Herrn von St. Remy noch mehr auf. Er, der Abgott der Damen, den alle Männer beneideten, das Muster der guten Gesellschaft in Paris, der gefürchtete Duellant, machte nicht mehr Eindruck auf den armseligen Notar! Das

war unerträglich und sein Stolz empörte sich in ihm, ob er gleich nur mit Ferrand allein war.

„Wo sind die Wechsel?“ sagte er eben so kurz und barsch.

Der Notar legte die Spitze eines seiner eisenharten mit rothen Haaren bedeckten Finger, ohne zu antworten, auf ein großes ledernes Portefeuille, das neben ihm lag.

Fest entschlossen, eben so lakonisch zu sein, aber zitternd vor Wuth, zog der Vicomte aus der Tasche seines Rockes ein kleines Büchelchen mit goldnen Verzierungen, nahm vierzig Tausendfrancsbillets heraus und zeigte sie dem Notar.

„Wieviel?“ fragte dieser.

„Vierzigtausend Francs!“

„Geben Sie her —“

„Da — machen Sie schnell, wie es Ihr Handwerk ist, bezahlen Sie sich und geben Sie mir die Wechsel,“ sagte der Vicomte, indem er die Banknoten auf den Tisch warf.

Der Notar nahm sie, hob sie auf, besah sie am Fenster und wendete eine nach der andern mit so außerordentlicher und so beleidigender Aufmerksamkeit um, daß St. Remy vor Wuth blaß wurde.

Der Notar zuckte, als errathe er die Gedanken des Vicomte, die Achseln, wendete sich halb zu ihm um und sagte in einem unbeschreiblichen Tone:

„Es wäre nicht das erste Mal — daß man —“

St. Remy war einen Augenblick überrascht, fragte aber sogleich:

„Was?“

„Falsche Banknoten sähe,“ antwortete der Notar, indem er die vor ihm liegenden ferner sorgfältig prüfte.

„Warum machen Sie diese Bemerkung gegen mich?“

Jacob Ferrand hielt einen Augenblick inne und sah den Vicomte starr durch seine grünen Brillengläser hindurch an, dann zuckte er ganz unmerklich die Achseln und prüfte die Noten weiter, ohne ein Wort zu sagen.

„Donnerwetter, Herr Notar, wissen Sie, daß man antwortet, wenn ich frage?“ rief Herr von St. Remy, den die Ruhe Ferrand's zum Aeußersten trieb.

„Diese da sind gut —,“ sagte der Notar, indem er an sein Bureau trat, aus dem er ein kleines Heft Stempelpapiere

nahm, an welche zwei Wechsel angeheftet waren; dann legte er eine Tausendfrancsnote und eine Rolle von 300 Francs auf diese Papiere und sagte zu St. Remy, indem er auf das Geld und die Papiere zeigte:

„Das bekommen Sie von den 40,000 Francs zurück; mein Client hat mir aufgetragen, die Kosten gleich mit zu erheben."

Der Vicomte hatte mit Mühe an sich gehalten, während Ferrand rechnete. Statt ihm zu antworten und das Geld zu nehmen, sprach er mit einer Stimme, die vor Zorn zitterte:

„Ich frage Sie, Herr, warum Sie bei den Noten, die ich Ihnen übergeben habe, bemerkten: man habe falsche gesehen?"

„Warum?"

„Ja."

„Weil ich Sie wegen einer Fälschung hierher beschieden habe."

Und der Notar richtete seine grüne Brille auf den Vicomte.

„Und in wiefern geht diese Fälschung mich an?"

Nach kurzer Pause sagte Ferrand mit trauriger und strenger Miene zu dem Vicomte:

„Kennen Sie die Functionen eines Notars?"

„Diese sind sehr einfach. Ich habe Ihnen eben 40,000 Frcs. gegeben und besitze nun noch 1300."

„Sie belieben zu scherzen. Ich sage Ihnen, der Notar ist in weltlichen Dingen, was der Beichtvater in geistlichen ist. Er kennt seinem Stande nach oft unedle Geheimnisse —"

„Nun, Herr?"

„Er muß oft mit Spitzbuben verkehren."

„Kommen Sie zum Ziele."

„Er muß, soviel in seinen Kräften steht, verhindern, daß ein ehrenvoller Name in den Staub gezogen werde."

„Was geht alles dies mich an?"

„Ihr Vater hat Ihnen einen geachteten Namen hinterlassen, den Sie entehren —"

„Was wagen Sie zu sagen?"

„Wenn nicht dieser Name allen rechtschaffnen Leuten Achtung einflößte, würden Sie, statt hierher zu mir berufen zu sein, in diesem Augenblicke vor dem Instructionsrichter stehen —"

„Ich begreife Sie nicht."

Vor zwei Monaten ließen Sie durch einen Mäkler einen Wechsel discontiren, der von dem Hause Meulaert und C. in Hamburg für William Smith ausgestellt und nach drei Monaten bei dem Bankier Grimaldi in Paris zahlbar war."

„Nun?"

„Dieser Wechsel ist falsch."

„Das ist nicht wahr —"

„Der Wechsel ist falsch. Das Haus Meulaert hat nie mit William Smith zu thun gehabt und kennt ihn nicht."

„Wäre es wahr!" rief St. Remy ebenso verwundert als entrüstet aus, „dann bin ich schändlich betrogen worden; ich habe das Papier für baares Geld genommen.

„Von wem?"

„Von William Smith selbst. Das Haus Meulaert ist so bekannt, ich kannte die Rechtlichkeit William Smith's so genau, daß ich den Wechsel als Zahlung für eine Summe angenommen habe, die er mir schuldig war."

„William Smith hat nie existirt —"

„Herr, Sie beleidigen mich."

„Seine Unterschrift ist falsch, wie alles Uebrige."

„Ich sage Ihnen, daß William Smith existirt, aber mein Vertrauen ist offenbar schändlich gemißbraucht worden."

„Armer junger Mann!"

„Erklären Sie sich näher."

„Der jetzige Inhaber des Wechsels ist überzeugt, daß Sie der Fälscher sind —"

„Herr!"

„Er behauptet, den Beweis davon zu haben; vorgestern kam er zu mir und ersuchte mich, Sie zu mir bescheiden zu lassen und Ihnen anzutragen, den falschen Wechsel zurückzunehmen. Bis dahin war Alles gut, jetzt steht die Sache aber anders, er verlangt hunderttausend Francs — noch heute, oder morgen Mittag wird die Sache dem königl. Procurator angezeigt."

„Es ist eine Nichtswürdigkeit."

„Mehr, es ist eine Albernheit. — Sie sind ruinirt, Sie wurden wegen einer Summe verfolgt, die Sie mir bezahlten und die Sie ich weiß nicht woher erhielten. — Das habe ich dem Inhaber des Wechsels erklärt. Er antwortete mir aber, eine ge-

wisse vornehme und sehr reiche Dame würde Sie schon aus der Verlegenheit ziehen."

„Genug! genug!"

„Wieder eine Nichtswürdigkeit, eine Albernheit! Ich gebe Ihnen Recht."

„Nun und was will man?"

„Eine unwürdige Handlung ausbeuten. Ich habe mich herbeigelassen, Ihnen den Antrag mitzutheilen, mißbillige ihn aber, wie ihn jeder redliche Mann mißbilligen muß. Jetzt ist es Ihre Sache. Wenn Sie schuldig sind, so wählen Sie zwischen den Assisen und der Brandschatzung, die man Ihnen auferlegt. Ich habe das Meinige gethan und werde mich in die schmutzige Sache nicht weiter mischen. Der Inhaber des Wechsels heißt Petit-Jean, Austernhändler, wohnt an der Seine, Quai de Billy, Nr. 16. Verständigen Sie sich mit ihm. Sie sind würdig, mit einander zu unterhanbeln — wenn Sie der Fälscher sind, wie er es behauptet."

Herr von St. Remy war mit kecken Worten und stolz zu dem Notar Jacob Ferrand gekommen. Ob er gleich in seinem Leben einige schmachvolle Handlungen begangen hatte, so besaß er doch noch einen gewissen Stolz, einen natürlichen Muth, der sich nie verläugnet hatte. Im Anfange hatte er sich begnügt, den Notar zu persifliren, da er denselben für einen seiner nicht würdigen Gegner ansah. Als aber Ferrand von dem Falsum sprach, fühlte sich der Vicomte zermalmt und der Notar beherrschte ihn ganz.

Ohne die völlige Selbstbeherrschung, die er besaß, würde er den fürchterlichen Eindruck nicht haben verheimlichen können, den diese unerwartete Entdeckung auf ihn machte, denn sie konnte für ihn unberechenbare Folgen haben, die selbst der Notar nicht ahnete.

Nach einer langen Pause, in der er reiflich nachdachte, ließ er sich herab, der Stolze, Reizbare, den groben Mann zu bitten, der so rücksichtslos die strenge Sprache der Rechtschaffenheit gegen ihn gesprochen hatte.

„Mein Herr, Sie geben mir einen Beweis von Theilnahme, für den ich Ihnen danke; ich bedauere, im Anfange so heftig gewesen zu sein," sagte Herr von St. Remy in herzlichem Tone.

„Ich schenke Ihnen durchaus keine Theilnahme," entgegnete

der Notar. „Ihr Vater war ein Mann von Ehre und ich möchte seinen Namen nicht vor den Assisen sehen; das ist Alles.

„Ich wiederhole es Ihnen, daß ich der Schändlichkeit nicht fähig bin, deren man mich beschuldigt."

„Sagen Sie dies dem Herrn Petit-Jean."

„Aber ich gestehe, die Abwesenheit des Herrn William Smith, der meinen guten Glauben so unwürdig gemißbraucht hat —"

„Der abscheuliche Smith!"

„Die Abwesenheit des Herrn Smith bringt mich in eine schreckliche Verlegenheit; ich bin unschuldig; man möge mich anklagen, ich werde es beweisen, aber eine solche Anklage brandmarkt einen ehrlichen Mann auf immer."

„Nun?"

„Verwenden Sie die Summe, die ich Ihnen übergeben habe, dazu, um die Person, welche den Wechsel in Händen hat, zum Theil zu entschädigen."

„Das Geld gehört meinem Clienten und ist mir heilig."

„Binnen zwei oder drei Tagen werde ich es zurückerstatten."

„Sie vermögen dies nicht."

„Ich habe Hilfsquellen."

„Wenigstens keine, die Sie — gestehen können. Ihr Mobiliar, Ihre Pferde sind nicht mehr Ihr Eigenthum, wie Sie sagen, — was mir wie ein unwürdiger Betrug vorkommt."

„Sie sind sehr hart. Aber zugegeben, werde ich in einem solchen äußersten Falle nicht Alles zu Geld machen? Da mir es aber unmöglich ist, bis morgen Mittag hunderttausend Francs zu schaffen, so beschwöre ich Sie, verwenden Sie das Geld, das ich Ihnen gegeben habe, dazu, den unglücklichen Wechsel zurückzukaufen. Oder — da Sie so reich sind — schießen Sie mir die Summe vor. Lassen Sie mich nicht in einer solchen Lage."

„Ich soll für Sie für hunderttausend Francs bürgen? Sind Sie toll?"

„Ich beschwöre Sie, — im Namen meines Vaters, von dem Sie gesprochen, haben Sie die Güte und —"

„Ich bin gütig gegen Die, welche es verdienen," antwortete der Notar; „als ehrlicher Mann hasse ich die Betrüger und ich würde es gar nicht ungern sehen, wenn einer der jungen Männer ohne Ehre und Glauben einmal an den Pranger käme, damit die andern sich ein Beispiel daran nähmen. — Aber ich

höre, Ihre Pferde werden ungeduldig, Herr Vicomte," sagte der Notar lächelnd.

In diesem Augenblicke wurde an die Thüre des Cabinets geklopft.

„Wer ist da?" fragte Jacob Ferrand.

„Die Gräfin von Orbigny," sagte der erste Schreiber.

„Ersuchen Sie dieselbe, einen Augenblick zu warten."

„Sie ist die Stiefmutter der Marquise von Harville," sagte Herr von St. Remy.

„Ja, sie hat eine Besprechung mit mir, also — Ihr Diener!"

„Kein Wort davon!" sprach Saint Remy in drohendem Tone.

„Ich habe Ihnen gesagt, daß ein Notar so verschwiegen ist wie ein Beichtvater."

Jacob Ferrand klingelte und der Schreiber erschien.

„Lassen Sie die Frau von Orbigny eintreten." Dann wendete er sich an den Vicomte mit den Worten: „Nehmen Sie die 1300 Frcs.; es ist doch immer ein Abschlag für Petit-Jean."

Die Frau von Orbigny (sonst Madame Roland) trat in dem Augenblicke ein, als Herr von St. Remy ärgerlich darüber hinaus ging, daß er sich vergeblich vor dem Notar gedemüthigt hatte.

„Ah, guten Tag, Herr von St. Remy," sagte die Frau von Orbigny zu ihm; „wie lange habe ich nicht das Vergnügen gehabt, Sie zu sehen —"

„Wirklich, ich habe seit der Verheirathung der Frau von Harville nicht die Ehre gehabt, Sie zu sehen," antwortete Herr von St. Remy, indem er sich verbeugte und seinen Zügen zugleich einen lächelnden Ausdruck gab. „Sind Sie seitdem immer in der Normandie geblieben?"

„Ach ja; der Herr von Orbigny will jetzt nur auf dem Lande leben, und was er liebt, — liebe ich auch. Sie sehen deshalb in mir eine Frau aus der Provinz, vom Lande; ich bin seit der Verheirathung meiner lieben Stieftochter mit dem vortrefflichen Herrn von Harville nicht in Paris gewesen. — Sehen Sie ihn oft?"

„Harville ist sehr leutescheu, eingezogen und mürrisch geworden, — man sieht ihn sehr selten in Gesellschaft," sagte Herr von St. Remy mit einem Anfluge von Ungeduld, denn das Ge-

spräch war für ihn unerträglich, zumal da sich der Notar sehr darüber zu ergetzen schien. Die Stiefmutter der Frau von Harville aber, die über dieses Zusammentreffen mit einem Elegant sich ungemein freute, war nicht die Frau, welche ihre Beute so bald losließ.

„Meine liebe Stieftochter," fuhr sie fort, „ist aber doch nicht auch so leutescheu?"

„Die Frau von Harville ist sehr beliebt und immer von Anbetern umschwärmt, wie es bei einer hübschen Frau nicht anders sein kann; aber ich fürchte, Ihre kostbare Zeit —"

„Keineswegs, ich versichere Sie. Ich schätze mich glücklich, den elegantesten Mann der eleganten Männer, den König der Mode zu treffen; binnen zehn Minuten werde ich Alles wissen, als wenn ich Paris nicht verlassen hätte. — Und der werthe Herr von Lucenay, der mit Ihnen bei der Hochzeit meiner Stieftochter war?"

„Ist originneller als je; er reiste nach dem Oriente und kommt gerade zu rechter Zeit zurück, um gestern früh einen Degenstoß zu erhalten, der übrigens sehr unschuldig ist."

„Der arme Herzog! Und seine Frau ist noch immer schön und reizend?"

„Sie wissen, daß ich die Ehre habe, einer ihrer besten Freunde zu sein, und mein Zeugniß würde demnach verdächtig sein. Haben Sie die Güte, nach Ihrer Rückkehr nach Aubiers mich bei dem Herrn von Orbigny nicht zu vergessen —"

„Er wird sich über Ihr freundliches Andenken sehr freuen, denn er erkundiget sich oft nach Ihnen und Ihren Siegen. — Er versichert mir, Sie erinnerten ihn an den Herzog von Lauzun."

„Schon der Vergleich ist eine Schmeichelei, aber leider wohlwollender als wahr. Leben Sie wohl, gnädige Frau, denn ich wage nicht zu hoffen, daß Sie mir die Ehre erzeigen könnten, mich vor Ihrer Abreise zu empfangen —"

„Es würde mir sehr leid thun, wenn Sie sich zu mir bemühen wollten. Ich habe meine Wohnung nur für ein paar Tage in einem Hôtel garni genommen; wenn Sie aber diesen Sommer oder Herbst Ihr Weg in unsre Nähe führt, so schenken Sie uns einige Tage, blos damit Sie das Vergnügen haben, den Abstand zwischen unserm Leben und dem Leben der modischen Da-

men auf ihren Schlössern kennen zu lernen, und um bei armen Landbewohnern von dem glänzenden Leben in den schönen Schlössern auszuruhen, denn da, wo Sie erscheinen, giebt es einen Festtag —"

„Gnädige Frau —"

„Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie glücklich wir uns schätzen würden, Sie bei uns zu sehen, aber leben Sie wohl, Herr Vicomte; ich fürchte, der wohlthätige Wehrwolf da (sie zeigte auf den Notar) verliert bei unserm Geplauder die Geduld —"

„Im Gegentheil, gnädige Frau, im Gegentheil," sagte Ferrand in einem Tone, der die verbissene Wuth St. Remy's verdoppelte.

„Gestehen Sie, daß Herr Ferrand ein schrecklicher Mensch ist," fuhr die Frau von Orbigny fort; „und nehmen Sie sich in Acht; wenn er zum Glück für Sie Ihre Angelegenheiten übernommen hat, wird er Sie gräulich ausschelten, er ist völlig unbarmherzig. — Was sage ich? Er kann Ihr Notar nicht sein; Sie sind ein Elegant und man weiß, daß er seine Clienten keine Streiche spielen läßt, vielmehr in diesem Falle lieber die Rechnung aufhebt. Ach, er mag nicht aller Welt Notar sein." Dann wendete sie sich an Jacob Ferrand und sagte: „Wissen Sie, Herr Puritaner, daß Sie da eine bewundernswürdige Bekehrung bewirkt haben — den König der Mode zur Wirthschaftlichkeit zu bringen!"

„Es ist allerdings eine Bekehrung. Der Herr Vicomte verläßt mein Zimmer als ein ganz Anderer, als er es betrat."

„Ich sage es ja, daß Sie Wunder thun; aber das ist kein Wunder, Sie sind ja ein wahrer Heiliger."

„Sie schmeicheln, gnädige Frau," sagte Jacob Ferrand gelassen.

Herr von St. Remy verbeugte sich tief vor der Frau von Orbigny und in dem Augenblicke, als er den Notar verlassen wollte, versuchte er noch einmal, dessen Mitleid zu erregen, indem er leicht hingeworfen, aber in einem Tone sagte, der seine Angst verrieth:

„Sie wollen mir also wirklich nicht bewilligen, um was ich Sie ersuchte, mein lieber Herr Ferrand?"

„Irgend eine Thorheit, eine übermäßige Ausgabe, nicht

wahr? Bleiben Sie unerbittlich, Herr Puritaner," sagte die Frau von Orbigny lachend.

„Sie hören es, Herr Vicomte. Ich kann einer so schönen Dame nichts abschlagen."

„Mein lieber Herr Ferrand, ernstlich von ernsten Dingen, und das, was ich meine, ist es ja, sehr. Sie weigern sich entschieden?" fragte der Vicomte mit kaum verheimlichter Angst.

Der Notar war so grausam, daß er sich stellte, als zögere er. Herr von St. Remy hoffte einen Augenblick.

„Wie, Mann von Eisen, Sie geben nach?" sagte lachend die Stiefmutter der Frau von Harville; „auch Sie unterliegen dem Zauber des Unwiderstehlichen?"

„Wahrhaftig, ich stand auf dem Punkte, nachzugeben, wie Sie sich ausdrücken, aber Sie nöthigen mich, über meine Schwäche zu erröthen," entgegnete Ferrand. Dann wendete er sich an den Vicomte und sagte zu ihm mit einem Ausdrucke, dessen ganze Bedeutung diesem nicht entging: „ernstlich (und er betonte das Wort), es ist unmöglich. — Ich werde es nicht zugeben, daß Sie einen solchen tollen Streich machen, Herr Vicomte, ich halte mich für den Vormund meiner Clienten; ich habe keine andere Familie und würde mich für einen Mitschuldigen halten, wenn ich sie solche Thorheiten begehen ließe —"

„Oh, der Puritaner! Sehen Sie den Puritaner!" sagte die Frau von Orbigny.

„Sprechen Sie übrigens mit Herrn Petit-Jean; er wird, ich bin überzeugt, ganz so wie ich denken und Ihnen dasselbe sagen, was ich sage: nein!"

Herr von St. Remy ging in Verzweiflung fort.

Nach kurzem Nachdenken sagte er: es muß sein! und gab seinem Jäger, der den Kutschenschlag offen hielt, den Befehl:

„In das Hôtel Lucenay!"

Während Herr von St. Remy sich zu der Herzogin begiebt, wollen wir den Leser der Unterredung zwischen Ferrand und der Stiefmutter der Frau von Harville beiwohnen lassen.

XXXIV.

Das Teſtament.

Der Leſer hat vielleicht die Schilderung vergeſſen, welche die Frau von Harville von ihrer Stiefmutter entwarf. Wir wiederholen deshalb, daß die Frau von Orbigny eine kleine ſchmächtige blonde Frau iſt mit faſt weißen Augenlidern und runden blaßblauen Augen; ſie ſpricht ſüß; ihr Blick iſt heuchleriſch, ihr Benehmen einſchmeichelnd und hinterliſtig. Wenn man ihr falſches Geſicht ſtudirt, findet man gewiß eine grauſame Tücke darin.

„Ein allerliebſter junger Mann, der Herr von St. Remy!“ ſagte die Frau von Orbigny zu Jacob Ferrand, nachdem der Vicomte fort war.

„Allerliebſt. Aber wir wollen von unſern Geſchäften ſprechen. — Sie haben mir aus der Normandie geſchrieben, daß Sie mich in wichtigen Angelegenheiten um Rath zu fragen wünſchten —“

„Sind Sie nicht immer mein Rath geweſen, ſeit der gute Doctor Polidori mich an Sie gewieſen hat? — Apropos, haben Sie Nachricht von ihm?“ fragte die Frau von Orbigny leicht hingeworfen.

„Er hat mir ſeit ſeiner Abreiſe von Paris nicht einmal geſchrieben,“ antwortete der Notar nicht minder gleichgiltig.

Wir müſſen hier erwähnen, daß die beiden Perſonen einander frech belogen. Der Notar hatte vor Kurzem Polidori (einen ſeiner Mitſchuldigen) geſehen und ihm vorgeſchlagen, nach Asnières zu den Martials, den Süß-Waſſer-Piraten zu gehen, von denen wir ſprachen, um dort Louiſe Morel unter dem Namen Dr. Vincent zu vergiften.

Die Stiefmutter der Frau von Harville kam nach Paris, um auch eine lange geheime Unterredung mit dieſem Böſewichte zu haben, der ſich ſeit einiger Zeit unter dem Namen Cäſar Bradamanti verſteckte.

„Es handelt sich auch nicht um den guten Doctor," fuhr die Stiefmutter der Frau von Harville fort. „Sie sehen mich in großer Unruhe; mein Mann ist unwohl; seine Gesundheit nimmt von Tage zu Tage mehr ab. Sein Zustand, der allerdings keine ernstlichen Besorgnisse erregt, peiniget mich oder peiniget vielmehr ihn selbst," sagte die Frau von Orbigny, die Thränen in ihre Augen zu bringen wußte.

„Wovon handelt es sich?"

„Er spricht fortwährend von letztwilligen Bestimmungen, von einem Testamente —"

Die Frau von Orbigny verhüllte hier ihr Gesicht einige Minuten mit dem Taschentuche.

„Das ist allerdings traurig," entgegnete der Notar, „die Vorsicht an sich hat aber nichts Nachtheiliges. Welche Absichten hat der Herr von Orbigny?"

„Das weiß ich nicht. — Sie können sich denken, daß ich ihn nicht lange davon sprechen lasse, wenn er auf diesen Punkt kommt."

„Hat er Ihnen nichts Bestimmtes gesagt?"

„Ich glaube," entgegnete die Frau von Orbigny mit einem vollkommen ruhigen Gesichte, „ich glaube, er will mir nicht nur Alles geben, was er nach dem Gesetze mir geben kann, sondern — Aber sprechen wir lieber nicht davon."

„Wovon sprechen wir?"

„Ach, Sie haben Recht, unbarmherziger Mann! — ich muß gegen meinen Willen auf den traurigen Gegenstand zurückkommen, der mich zu Ihnen führt. Der Herr von Orbigny geht in seiner Güte so weit, daß — er einen Theil seines Vermögens veräußern und mir — eine bedeutende Summe schenken will —"

„Aber seine Tochter, — seine Tochter?" fragte Ferrand in strengem Tone. „Ich muß Ihnen erklären, daß der Herr von Harville seit einem Jahre mir die Verwaltung seiner Angelegenheiten anvertraut hat. — Erst vor Kurzem noch habe ich ihm ein herrliches Gut kaufen lassen. — Sie kennen meine Geradheit in Geschäften; es kommt mir wenig darauf an, daß Harville mein Client ist; ich führe nur die Sache der Gerechtigkeit. Will Ihr Gemahl gegen seine Tochter, die Frau von Harville, einen Entschluß fassen, der mir nicht geziemend erscheint, so dürfen Sie auf meine Mitwirkung nicht rechnen, das sage ich Ihnen ge-

rade heraus. Offen und gerade, so ist mein Verhalten immer gewesen."

„Das meinige auch. Ich sage deshalb meinem Manne auch immer, was Sie hier aussprechen: Deine Tochter mag nicht recht gegen Dich gehandelt haben, das ist aber kein Grund, sie zu enterben."

„Sehr wahr. — Und was antwortet er?"

„Er antwortet: „ich werde meiner Tochter 25,000 Francs Renten hinterlassen. Sie besitzt von ihrer Mutter über eine Million; ihr Mann hat persönlich ein ungeheures Vermögen, kann ich das Uebrige nicht Dir hinterlassen, meiner lieben Freundin, meiner einzigen Stütze, dem einzigen Troste meines Alters, meinem Schutzengel?" — Ich wiederhole Ihnen diese zu schmeichelhaften Worte," fuhr die Frau von Orbigny mit einem Seufzer der Bescheidenheit fort, „um Ihnen zu beweisen, wie gütig Herr von Orbigny gegen mich ist; trotzdem habe ich aber seine Anerbietungen immer zurückgewiesen, und er bat mich endlich, zu Ihnen zu gehen."

„Ich kenne ja den Herrn von Orbigny nicht."

„Er kennt wie Jedermann Ihre Rechtschaffenheit."

„Warum wies er Sie an mich?"

„Um meinen Weigerungen und Bedenklichkeiten mit einemmale ein Ende zu machen, sagte er: „ich fordere Dich nicht auf, mit meinem Notar zu sprechen, weil Du glauben könntest, er würde zu sehr in meinem Sinne sich äußern, um mir gefällig zu sein; ich will mich nach dem Ausspruche eines Mannes richten, dessen strenge Rechtlichkeit sprichwörtlich geworden ist, des Herrn Jacob Ferrand. Glaubt er, es verletze Dein Zartgefühl, wenn Du meine Anerbietungen annimmst, so soll nicht weiter die Rede davon sein." Dem habe ich mich unterworfen," fuhr die Frau von Orbigny fort, „und so sind Sie unser Schiedsrichter geworden." „Billiget er meine Absicht," setzte mein Mann hinzu, „so schicke ich ihm eine Vollmacht, in meinem Namen meine Renten und Papiere zu verkaufen, er behält diese Summe im Depositum und Du wirst nach meinem Tode wenigstens so leben können, wie Du es verdienst."

Ferrand hatte vielleicht noch niemals in gleichem Grade die Nutzbarkeit seiner Brille gefühlt. Hätte er sie nicht getragen, so würde die Frau von Orbigny ohne Zweifel den funkelnden Blick

des Notars bemerkt haben, dessen Augen bei dem Worte „Depositum" einen eigenthümlichen Glanz erhielten.

Trotzdem antwortete er in barschem Tone:

„Man könnte die Geduld verlieren! Das ist nun zum zehnten oder elften Male, daß man mich zum Schiedsrichter wählt, immer unter dem Vorwande meiner Rechtschaffenheit. Immer führt man dies Wort im Munde — meine Rechtschaffenheit! — meine Rechtschaffenheit! Ein schöner Vortheil! der mir nur Arbeit, Sorgen und Unannehmlichkeiten bringt."

„Mein lieber Herr Ferrand, sprechen Sie milder. Sie schreiben also an den Herrn von Orbigny? Er wartet nur auf Ihren Brief, um Ihnen seine Vollmacht zu senden — zum Verkaufe —"

„Wie viel ist es ungefähr?"

„Er sprach, glaube ich, von 4 bis 500,000 Francs."

„Die Summe ist geringer, als ich erwartete. — Nun — Sie haben sich für Orbigny aufgeopfert, — seine Tochter ist sehr reich, — Sie haben nichts, — ich kann es wohl billigen; und — ich glaube, Sie dürfen seine Anerbietungen ohne Bedenken annehmen —"

„Wahrhaftig — Sie glauben?" entgegnete die Frau von Orbigny, die sich wie Jedermann durch die sprichwörtliche Rechtschaffenheit des Notars täuschen ließ und über diesen Punkt von Polidori nicht aufgeklärt worden war.

„Sie können annehmen —", sagte er.

„So werde ich denn annehmen," entgegnete sie mit einem Seufzer.

In diesem Augenblicke klopfte der erste Schreiber an die Thüre.

„Wer ist da?" fragte Ferrand.

„Die Gräfin Mac Gregor."

„Lassen Sie dieselbe einen Augenblick warten —"

„Ich verlasse Sie also, mein werther Herr Ferrand," sagte die Frau von Orbigny ... „Schreiben Sie an meinen Mann, da er es nun einmal wünscht, und er wird Ihnen morgen die Vollmacht senden —"

„Ich werde schreiben."

„Leben Sie wohl, mein würdiger, guter Rath —"

„Ach, Sie wissen nicht, wie unangenehm es ist, solche De-

posita anzunehmen. Bedenken Sie die Verantwortlichkeit! Ich sage Ihnen, es giebt nichts Schrecklicheres, als diesen schönen Ruf von Rechtschaffenheit, der Einem alle Sorgen und Arbeit zuzieht."

„Und die Bewunderung der guten Menschen."

„Gott sei Dank, ich suche den Lohn, nach dem ich strebe, nicht hienieden," entgegnete Ferrand mit heuchlerischem Blicke.

— — — — — — — — — — — —

Der Frau von Orbigny folgte Sarah Mac Gregor.

XXXV.

Die Gräfin Mac Gregor.

Sarah trat mit ihrer gewöhnlichen Sicherheit und Ruhe in das Cabinet des Notars. Jacob Ferrand kannte sie nicht und wußte nicht, welche Absicht sie zu ihm führte; er beobachtete sie deshalb noch mehr als gewöhnlich, um wo möglich auch sie zu täuschen. Er sah die Gräfin sehr aufmerksam an und bemerkte, trotz der Unveränderlichkeit der Züge dieser Frau mit der marmornen Stirn, ein leichtes Zittern der Augenbrauen, was ihm eine Verlegenheit zu verrathen schien.

Der Notar stand von seinem Sessel auf, rückte einen Stuhl, deutete auf denselben und sagte zu Sarah:

„Sie haben eine Besprechung mit mir gewünscht; gestern war ich zu beschäftiget und ich konnte Ihnen erst diesen Morgen antworten; ich bitte tausend Mal um Verzeihung."

„Ich wünsche wegen einer höchst wichtigen Angelegenheit mit Ihnen zu sprechen, und da Sie allgemein für einen höchst rechtschaffenen, gütigen und gefälligen Mann gelten, so hoffe ich auf das Gelingen des Schrittes, den ich versuche."

Der Notar verneigte sich leicht auf seinem Stuhle.

„Ich weiß, daß Ihre Verschwiegenheit erprobt ist . . ."

„Schuldigkeit, Madame! Schuldigkeit!"

„Sie sind ein unbestechlicher Mann von strengen Grundsätzen."

„Ja."

„Würden Sie aber den Muth haben, eine Weigerung auszusprechen, wenn man Ihnen sagte, es hänge von Ihnen ab, einer unglücklichen Mutter das Leben, ja mehr als das Leben, den Verstand wiederzugeben?"

„Erzählen Sie mir die Sache, wie sie ist, und ich werde antworten."

„Vor ungefähr vierzehn Jahren, zu Ende Decembers 1824, kam ein schwarz gekleideter, noch junger Mann zu Ihnen, um Sie zu bitten, 150,000 Francs anzunehmen, die für ein Kind von drei Jahren bestimmt sein sollten, dessen Eltern unbekannt zu bleiben wünschten —"

„Weiter —," sagte der Notar, der dadurch vermied, bejahend zu antworten.

„Sie übernahmen das Geld und versprachen, dem Kinde eine Leibrente von 8000 Francs zu sichern; die Hälfte dieser Rente sollte bis zur Mündigkeit des Kindes für dasselbe capitalisirt, die andere Hälfte von Ihnen der Person ausgezahlt werden, welche das Kind, ein Mädchen, erziehen würde."

„Weiter —!"

„Nach drei Jahren," fuhr Sarah fort, die eine leichte Unruhe nicht bergen konnte, „am 28. November 1827 ist dieses Kind gestorben —"

„Ehe wir in diesem Gespräche fortfahren, muß ich fragen, welches Interesse Sie bei dieser Angelegenheit haben."

„Die Mutter dieses kleinen Mädchens ist — meine Schwester [1]). Ich habe hier, zum Beweise meiner Behauptung, den Todtenschein des Kindes, den Brief der Person, welche dasselbe erzog, und die Obligation eines Ihrer Clienten, bei dem Sie die 50,000 Thaler angelegt hatten —"

---

1) Es wird kaum nöthig sein, den Leser daran zu erinnern, daß das Kind, von dem hier gesprochen wird, Marien-Blume ist, die Tochter Rudolph's und Sarah's, und daß die Letztere, wenn sie von einer Schwester spricht, eine Unwahrheit sagt, die, wie man sehen wird, für ihre Pläne nöthig ist. Sarah war übrigens wie Rudolph von dem Tode des Kindes überzeugt.

„Lassen Sie diese Papiere sehen —“

Sarah, die sich nicht wenig darüber wunderte, daß man ihren Worten nicht glaubte, nahm aus ihrem Portefeuille mehrere Papiere, die der Notar sorgfältig prüfte.

„Und was wünschen Sie, Madame? Der Todtenschein ist vollkommen in Ordnung und die 50,000 Thaler sind Herrn Petit-Jean, meinem Clienten, durch den Tod des Kindes zugefallen; das ist bei Leibrenten so und ich habe die Person darauf aufmerksam gemacht, welche mir die Angelegenheit übertrug. Die Rente habe ich bis zu dem Tode des Kindes pünktlich bezahlt.“

„Ich erkenne mit Freuden an, daß Sie in dieser Angelegenheit vollkommen redlich verfahren sind. Die Frau, welcher das Kind übergeben war, hat ebenfalls Ansprüche auf unsere Dankbarkeit erworben, da sie meiner armen kleinen Nichte die liebevollste Pflege gewidmet hat.“

„Allerdings und ich bin mit dem Verhalten der Frau so wohl zufrieden gewesen, daß ich sie in meinen Dienst nahm, als sie nach dem Tode des Kindes keinen Erwerb hatte. Sie befindet sich noch jetzt bei mir.“

„Madame Seraphin befindet sich in Ihrem Hause?“

„Als Wirthschafterin, seit elf Jahren, und ich kann sie nur rühmen.“

„Wenn dem so ist, so könnte sie uns von großem Nutzen sein, im Falle, daß Sie — ein Gesuch wohlwollend aufnähmen, das Ihnen seltsam, — auf den ersten Blick vielleicht sogar verbrecherisch vorkommen wird. Sobald Sie aber erfahren haben werden, zu welchem Zwecke . . .“

„Ein verbrecherisches Gesuch, Madame! Ich halte Sie eben so wenig für fähig, ein solches zu stellen, als ich es anzuhören im Stande sein würde.“

„Ich weiß, daß Sie die letzte Person sind, an die man sich mit einer solchen Anforderung wenden sollte, aber meine ganze, meine einzige Hoffnung gründet sich auf Ihr Mitleid. — In jedem Falle darf ich wohl auf Ihre Verschwiegenheit rechnen?“

„Ja, Madame —“

„Ich fahre also fort. Der Tod des armen Kindes hat die Mutter so trostlos gemacht, daß ihr Schmerz heute noch so groß

ist, wie vor elf Jahren, und daß wir jetzt für ihren Verstand fürchten, nachdem wir lange für ihr Leben gefürchtet haben."

„Arme Mutter!" sprach Ferrand mit einem Seufzer.

„Ach ja, die arme Mutter ist recht unglücklich, denn zur Zeit, als sie das Kind verlor, mußte sie über die Geburt desselben erröthen, während die Umstände sich jetzt so umgeändert haben, daß meine Schwester, wenn das Kind noch lebte, dasselbe bei sich behalten, es legitimirt sehen und stolz darauf sein könnte. Eben weil dieser endlose Kummer sich mit ihren andern Leiden verbindet, fürchten wir jeden Augenblick die Zerrüttung ihres Verstandes."

„Dagegen ist nun leider nichts zu thun."

„Doch, Herr Notar."

„Was, Madame?"

„Nehmen Sie an, man sagte der armen Mutter: „man hat Ihre Tochter für todt gehalten, — es war ein Irrthum, die Frau, welche das Kind pflegte, kann es bestätigen."

„Eine solche Unwahrheit würde grausam sein. Warum der armen Mutter eine eitele Hoffnung vorspiegeln?"

„Wenn es aber nun keine Unwahrheit wäre, oder vielmehr, wenn diese Annahme sich verwirklichen ließe?"

„Durch ein Wunder? Wenn dies dadurch zu bewirken wäre, daß ich mein Gebet mit dem Ihrigen vereinigte, so würde ich inbrünstig beten, glauben Sie mir. Leider ist aber der Todtenschein ganz in Ordnung."

„Ich weiß es, das Kind ist todt und doch wäre das Unglück, wenn Sie wollten, nicht unabänderlich."

„Sie sprechen in Räthseln."

„Ich werde mich deutlicher ausdrücken. Wenn meine Schwester morgen ihre Tochter wiederfindet, so würde sie nicht blos dem Leben wiedergegeben sein, sondern auch die sichere Hoffnung haben, den Vater dieses Kindes zu heirathen, der jetzt, wie sie, frei ist. Meine Nichte ist in ihrem sechsten Jahre gestorben. Ihre Eltern, von denen sie in der frühesten Kindheit getrennt wurde, haben durchaus keine Erinnerung mehr von ihr. Wenn man ein Mädchen von siebzehn Jahren fände — so alt würde meine Nichte jetzt sein — ein Mädchen, wie es deren so viele giebt, das von seinen Eltern verlassen ist; — wenn man zu meiner Schwester sagte: „Da ist Ihre Tochter, man hat Sie getäuscht; wichtige

Intereſſen verlangten, daß man ſie für todt ausgab; die Frau, welche ſie erzogen hat, ein achtbarer Notar werden beweiſen, daß ſie es iſt —"

Jacob Ferrand, der die Gräfin hatte ſprechen laſſen, ohne ſie zu unterbrechen, ſprang jetzt auf und ſprach im Tone der Entrüſtung:

„Genug — genug! Das iſt eine Niederträchtigkeit."

„Herr!"

„Mir, mir einen ſolchen Antrag zu machen! Zum erſten Male in meinem Leben erfahre ich eine ſolche Schmach, die ich nicht verdient habe, Du weißt es, guter Gott!"

„Aber wem geſchieht damit ein Unrecht? Meine Schweſter und der Mann, den ſie heirathen möchte, ſind verwittwet und kinderlos; Beide beklagen bitter den Verluſt ihres Kindes; täuſcht man ſie, ſo macht man ſie glücklich und ſichert zugleich einem armen, verlaſſenen Mädchen das glänzendſte Geſchick. — Es iſt alſo eine edle Handlung, kein Verbrechen —"

„Wahrhaftig," fuhr der Notar mit wachſender Entrüſtung fort, „ich bewundere, in wie ſchöne Farben die abſcheulichſten Pläne gekleidet werden können."

„Aber, mein Herr, bedenken Sie —"

„Ich wiederhole, Madame, daß dies eine Niederträchtigkeit iſt. Es iſt eine Schande, eine Frau von Ihrem Range ſolche ſchmachvolle Pläne entwerfen zu ſehen, an denen, wie ich hoffe, Ihre Schweſter keinen Antheil hat."

„Herr —"

„Genug, Madame, genug! — ich bin nicht galant und würde Ihnen ohne Umſtände harte Wahrheiten ſagen —"

Sarah warf aus ihren ſchwarzen Augen dem Notar durchbohrende Blicke zu und ſagte kalt:

„Sie weigern ſich alſo?"

„Fügen Sie keine neue Beleidigung hinzu."

„Sehen Sie ſich vor."

„Drohungen?"

„Drohungen. — Und um Ihnen zu beweiſen, daß es keine leeren ſein werden, ſo erfahren Sie zuerſt, daß ich keine Schweſter habe —"

„Wie, Madame!"

„Ich selbst bin die Mutter jenes Kindes."

„Sie? —"

„Ich. — Ich wollte auf einem Umwege zu meinem Ziele kommen und ersann eine Fabel, um Sie für die Sache zu gewinnen. — Sie sind unbarmherzig, — ich werfe die Maske ab. — Sie wollen den Krieg, — Sie sollen ihn haben."

„Krieg? Weil ich mich weigere, an einem verbrecherischen Plane mitzuwirken? Welche Kühnheit!"

„Hören Sie mich an. — Ihr Ruf als redlicher Mann steht fest und ist allgemein bekannt."

„Weil er verdient ist. — Man muß also den Kopf ganz und gar verloren haben, um mir einen solchen Antrag machen zu können."

„Ich weiß besser als irgend Jemand, wie mißtrauisch man gegen jenen Ruf von schöner Tugend sein muß, welcher so oft die Galanterie der Frauen und die Spitzbüberei der Männer verhüllt —"

„Sie wollten zu behaupten wagen —"

„Seit dem Beginne unserer Unterredung zweifele ich, — ich weiß nicht warum —, daß Sie die Achtung und das Ansehen verdienen, in welchem Sie stehen —"

„Wahrhaftig, Madame? Dieser Zweifel macht Ihrem Scharfsinne Ehre."

„Nicht wahr? Denn der Zweifel gründet sich auf Nichtigkeiten, auf den Instinct, auf unerklärliche Ahnungen, die mich aber selten irre geführt haben —"

„Machen wir dieser Besprechung ein Ende —"

„Vorher erfahren Sie noch meinen Vorsatz. — Zuerst sage ich Ihnen, daß ich von dem Tode des armen Kindes überzeugt bin, aber darauf kommt nichts an, ich werde behaupten, daß es nicht todt sei; man vertheidiget ja die unwahrscheinlichsten Dinge. Sie befinden sich jetzt in einer solchen Lage, daß Sie wahrscheinlich von Vielen beneidet werden, und sie werden die Gelegenheit, Sie anzugreifen, für einen Glücksfall halten; diese Gelegenheit werde ich ihnen darbieten —"

„Sie! —"

„Ja, indem ich Sie unter irgend einem absurden Vorwande, z. B. wegen einer Unregelmäßigkeit in dem Todtenscheine, angreife. Ich werde behaupten, meine Tochter sei nicht todt. Da

ich das größte Interesse dabei habe, den Glauben zu erregen, sie lebe noch, so wird der Prozeß, wenn er auch verloren wird, dazu dienen, die Sache allgemein bekannt zu machen; eine Mutter, die ihr Kind zurückfordert, ist immer interessant und für mich habe ich Ihre Neider, Ihre Feinde und alle empfänglichen, romanhaften Gemüther —"

„Das ist eben so thöricht als boshaft. Welches Interesse könnte ich gehabt haben, Ihr Kind für todt auszugeben, wenn es noch lebte?"

„Der Beweggrund ist allerdings schwer zu finden; zum Glück giebt es aber Advokaten. Und da fällt mir sogleich ein ganz vortrefflicher ein: ‚Sie haben das Kind verschwinden lassen, um mit Ihrem Clienten die Hälfte der Summe zu theilen, die für das Kind ausgesetzt war.'"

Der Notar zuckte die Achseln.

„Wenn ich so verbrecherisch gewesen wäre, würde ich das Kind nicht haben verschwinden lassen, sondern ich würde es umgebracht haben."

Sarah erschrak, schwieg einen Augenblick und fuhr dann bitter fort:

„Für einen frommen Mann ist das ein tief bedachter verbrecherischer Gedanke. — Sollte ich zufällig das Richtige getroffen haben? Das zwingt zu ernsterm Nachdenken und ich werde darüber nachdenken. Noch ein Wort! Sie sehen, was für eine Frau ich bin, — ich vernichte unbarmherzig Alles, was mich auf meinem Wege hindert. — Ueberlegen Sie sich die Sache wohl, — morgen müssen Sie einen Entschluß gefaßt haben. — Was ich von Ihnen verlange, können Sie ungestraft thun. Der Vater meines Kindes wird in seiner Freude über die Möglichkeit einer solchen Auferstehung nicht besonders nachdenken, wenn unsere Lüge geschickt ersonnen ist, die ihn so glücklich machen soll. Uebrigens giebt es keine andere Beweise von dem Tode unseres Kindes, als das, was ich ihm vor elf Jahren geschrieben habe; es wird mir leicht sein, ihn zu überzeugen, daß ich ihn getäuscht hätte, da ich damals mich über ihn sehr zu beklagen hatte. Ich werde ihm sagen, ich hätte in meinem Schmerze vor seinen Augen das letzte Band zerreißen wollen, das uns noch mit einander vereinigte. Sie können also durchaus nicht compromittirt werden; versichern Sie

blos, Sie Mann ohne Tadel, versichern Sie, daß Alles zwischen Ihnen, mir und Madame Seraphin verabredet worden sei, und man wird Ihnen glauben. Was die 50,000 Thaler betrifft, so ist das nur meine Sache; sie bleiben Ihrem Clienten ungeschmälert, der von dieser Sache durchaus nichts wissen darf. Ihren Lohn mögen Sie selbst bestimmen."

Jacob Ferrand behielt seine ganze Kaltblütigkeit, trotz der Seltsamkeit der für ihn so gefährlichen Lage.

Die Gräfin, die wirklich an den Tod ihrer Tochter glaubte, schlug dem Notar vor, jenes Kind für noch lebend auszugeben, das er selbst vor elf Jahren für todt hatte ausgeben lassen.

Er war zu klug und kannte die Gefahren seiner Stellung zu gut, als daß er die Bedeutung der Drohungen Sarah's nicht hätte ermessen können.

Das Gebäude des Rufes unseres Notars ruhete, obgleich bewundernswürdig und mühsam aufgeführt, nur auf Sand. Das Publikum läßt Jemanden eben so leicht fallen, als es ihn erhebt, da es gern das Recht erlangt, den mit Füßen zu treten, welchen es früher zu den Wolken erhob. Wie waren die Folgen des ersten Angriffs gegen die Rechtschaffenheit Jacob Ferrand's vorauszusehen? So thöricht auch die Anklage war, so konnte doch gerade ihre Kühnheit Mißtrauen erwecken.

Ueberdies erschrak der Notar vor dem Scharfblicke und der Verstocktheit Sarah's. Diese Mutter war, während sie von ihrer Tochter sprach, keinen Augenblick von einer gewissen Rührung ergriffen worden; sie hatte den Tod derselben nur als den Verlust eines Hilfsmittels angesehen. Solche Charaktere sind in ihren Plänen und in ihrer Rache unbarmherzig.

Um Zeit zu erhalten zum Nachdenken, wie der gefährliche Streich wohl abzuwenden sei, sagte Ferrand ruhig zu Sarah:

„Sie haben von mir einen Entschluß bis morgen Mittag verlangt; ich gebe Ihnen Zeit bis übermorgen Nachmittag, um einem Plane zu entsagen, dessen Wichtigkeit Sie wohl kaum übersehen. Wenn ich bis dahin von Ihnen keinen Brief erhalten habe, der mir anzeigt, daß Sie von diesem thörichten und verbrecherischen Unternehmen abstehen, so werden Sie zu Ihrem Nachtheile erfahren, daß die Justiz die ehrlichen Leute zu schützen weiß, welche an verbrecherischen Plänen keinen Antheil nehmen wollen."

„Das heißt, Sie verlangen einen Tag Bedenkzeit mehr? Das ist ein gutes Zeichen und ich bewillige ihn. Uebermorgen, um dieselbe Stunde, werde ich wieder hier erscheinen und es wird blos von Ihnen abhängen, ob Sie Frieden oder ob Sie Krieg haben wollen; der Krieg wird, ich wiederhole es Ihnen, ein erbitterter, ein rücksichts- und schonungsloser sein."

Sarah ging fort.

— — — — — — — — — — — —

„Alles geht gut," dachte sie bei sich. — „Das Mädchen, für welches sich Rudolph in einer flüchtigen Laune interessirte, das er auf das Gut Bouqueval gebracht hatte, wahrscheinlich um es später zu seiner Maitresse zu machen, ist nicht mehr zu fürchten — Dank der Einäugigen, die mich von ihr befreit hat.

„Die Klugheit Rudolph's hat die Frau von Harville vor der Schlinge bewahrt, in die sie fallen sollte; unmöglich kann sie aber dem neuen Complott entgehen, das ich entwerfe; sie wird dann für Rudolph auf immer verloren sein.

„Traurig, entmuthigt, von jeder Liebe abgesondert, wird er dann in einer Stimmung sein, die nichts Besseres kennt, als sich von einer Lüge täuschen zu lassen, der ich mit Hilfe des Notars ganz den Anschein der Wirklichkeit geben kann. Und der Notar wird mir beistehen, denn ich habe ihn in Furcht gejagt.

„Leicht werde ich ein verwaisetes, interessantes und armes junges Mädchen finden, die, von mir unterrichtet, die Rolle unseres von Rudolph so sehr beklagten Kindes spielt. Ich kenne sein großes, edles Herz. Ja, er wird, um der, welche er für seine Tochter hält, die bis dahin verlassen und unglücklich war, einen Namen und Rang zu geben, unsere Verbindung wieder anknüpfen, die ich für unauflöslich gehalten hatte, — die Prophezeihung meiner Amme wird endlich in Erfüllung gehen und ich werde diesmal sicher das Ziel meines Lebens erreicht haben, — eine Krone."

— — — — — — — — — — — —

Kaum hatte Sarah das Haus des Notars verlassen, als Herr Karl Robert eintrat, der aus einem höchst eleganten Cabriolet stieg. Er ging als genauer Bekannter sogleich auf das Cabinet Jacob Ferrand's zu.

XXXVI.

Karl Robert.

Der Commandant, wie ihn die Frau Pipelet nannte, trat ohne Umstände bei dem Notar ein, den er sehr verstimmt fand und der grob zu ihm sagte:

„Die Nachmittage sind für meine Clienten bestimmt. — Wenn Sie mit mir sprechen wollen, so kommen Sie Vormittags."

„Mein lieber Gerichtsschreiber (so nannte Herr Robert den Notar scherzweise), es handelt sich erstens um eine wichtige Angelegenheit und dann wollte ich Sie auch selbst wegen der Besorgnisse beruhigen, die Sie hegen konnten —"

„Welche Besorgnisse?"

„Sie wissen also nicht?"

„Was?"

„Mein Duell?"

„Ihr Duell?"

„Mit dem Herzoge von Lucenay. Davon wissen Sie noch nichts?"

„Nein."

„Bah!"

„Und warum dieses Duell?"

„Wegen einer höchst ernsten Sache, welche Blut verlangte. — Denken Sie sich, Lucenay sagte mir auf dem Balle des ***schen Gesandten in das Gesicht, ich hätte die Fettsucht; was doch höchst lächerlich ist."

„Und deshalb schlugen Sie sich mit ihm?"

„Warum sonst sollte man sich schlagen? — Glauben Sie, man könnte es in aller Ruhe mit anhören, wenn Einem Jemand sagt, man habe die Fettsucht? Und vor einer reizenden Dame, — vor einer Marquise, die — doch genug, es konnte nicht so hingehen."

„Freilich —"

„Wir Soldaten haben die Hand immer am Degen. — Meine Secundanten besprachen sich vorgestern mit denen des Herzogs. — Ich hatte die Sache sehr scharf gestellt, — entweder ein Duell oder Widerruf.“

„Widerruf?“

„Ja, Widerruf der Fettsucht, die er mir zuzuschreiben sich erlaubte.“

Der Notar zuckte die Achseln.

„Die Secundanten des Herzogs sagten ihrerseits: Wir lassen dem ehrenwerthen Charakter des Herrn Karl Robert Gerechtigkeit widerfahren, aber widerrufen kann, darf und will der Herzog von Lucenay nicht. — Also, entgegneten meine Secundanten, behauptet der Herzog noch fortwährend, Herr Karl Robert habe die Fettsucht? — Ja, aber er glaubt nicht, dadurch der Achtung des Herrn Robert zu nahe zu treten. — So widerruft er? — Nein, der Herzog von Lucenay erkennt in Herrn Robert einen achtbaren Mann, behauptet aber, derselbe habe die Fettsucht. — Sie sehen, es gab kein Mittel, die so ernste Sache auszugleichen.“

„Keines; Sie waren an dem Achtbarsten verletzt, was der Mensch besitzt.“

„Nicht wahr? Man vereinigte sich deshalb über Tag und Stunde, und gestern früh wurde in Vincennes die Sache auf das Ehrenvollste abgemacht; ich verwundete den Herzog leicht am Arme und die Secundanten erklärten, daß der Ehre nun Genüge geschehen sei. Da sagte der Herzog laut: Vor einem Duelle widerrufe ich nie, — nach dem Duell ist es etwas Anderes; Pflicht und Ehre gebieten mir also, zu erklären, daß ich den Herrn Karl Robert fälschlicher Weise beschuldigte, er habe die Fettsucht. Meine Herren, ich erkenne nicht blos an, daß mein loyaler Gegner die Fettsucht nicht hat, ich behaupte sogar, er ist unfähig, sie jemals zu bekommen. Dann reichte er mir herzlich die Hand und sagte: Sind Sie zufrieden? — „Vollkommen!“ sagte ich. Ich war ihm dies schuldig. Er hatte Alles sehr gut gemacht; er brauchte kein Wort zu sagen oder konnte einfach sagen, ich hätte die Fettsucht nicht; daß er versicherte, ich würde sie nie bekommen, war ein höchst ehren- und gefühlvolles Verfahren.“

„Das nenne ich einen gut angewendeten Muth! — Aber was wünschen Sie?“

„Mein lieber Notenbewahrer (auch ein Scherz des Herrn Robert), es handelt sich um etwas, das für mich von großer Wichtigkeit ist. Sie wissen, daß in unserm Contracte, als ich Ihnen 350,000 Francs zur Bezahlung Ihres Amtes vorschoß, vorgesehen ist, ich könnte nach vierteljähriger Kündigung dieses Geld von Ihnen zurücknehmen.“

„Nun?“

„Nun,“ sagte Robert in Verlegenheit, „— ich — nein — aber — weil —“

„Was?“

„Es ist nur ein Einfall — der Wunsch, Grundbesitzer zu werden —“

„So sprechen Sie sich doch deutlich aus!“

„Nun, man hat mir den Ankauf eines Gutes angetragen, und wenn es Ihnen nicht unangenehm ist, so möchte ich, d. h. so wünschte ich mein Geld zurück zu erhalten und ich zeige es Ihnen dem Contracte gemäß an —“

„Ah!“

„Es thut Ihnen nicht leid?“

„Warum sollte es mir leid thun?“

„Sie könnten glauben ...“

„Was könnte ich glauben?“

„Ich achtete auf Gerüchte —“

„Welche Gerüchte?“

„Es ist nichts, — Albernheiten.

„Aber so sprechen Sie doch!“

„Es geschieht wahrhaftig nicht, weil man von Ihnen sagt ...“

„Was sagt man?“

„Es ist kein wahres Wort daran, aber die böse Welt versichert, Sie wären, gegen Ihren Willen, in unangenehme Dinge verwickelt ... Es ist eben so wie damals, als man sagte, wir spielten mit einander an der Börse, — das Gerücht verlor sich bald wieder ...“

„Sie halten also Ihr Geld nicht mehr für sicher bei mir?“

„Doch, doch, — aber ich möchte es gern zur Verfügung haben.“

„Warten Sie!“

Herr Ferrand verschloß den Kasten an seinem Schreibtische und stand auf.

„Wohin gehen Sie?"

„Ich will Sie von der Wahrheit der Gerüchte überzeugen, die über den Stand meiner Angelegenheiten umlaufen," antwortete der Notar ironisch.

Dann öffnete er die Thüre zu einer kleinen verborgenen Treppe, auf der er in das Hintergebäude gelangen konnte, ohne daß er durch die Schreibstube zu gehen nöthig hatte, und verschwand.

Kaum war er fort, so klopfte der erste Schreiber.

„Herein!" sagte Karl Robert.

„Ist Herr Ferrand nicht da?"

„Nein."

„Eine verschleierte Dame wünscht ihn sogleich wegen einer sehr dringenden Angelegenheit zu sprechen."

„Herr Ferrand wird augenblicklich zurück kommen und ich werde es ihm sagen. Ist die Dame hübsch?"

„Sie trägt einen so dichten Schleier, daß man ihr Gesicht nicht sehen kann."

„Schon gut. Ich werde ihr Gesicht wohl erblicken. Dem Herrn Ferrand werde ich die Sache sogleich melden."

Der Schreiber ging wieder fort.

„Wohin ist Ferrand gegangen?" fragte sich Herr Robert — „Wahrscheinlich will er mir den Status seiner Kasse vorlegen. — Ist das Gerücht falsch, desto besser. — Am Ende ist es doch blos durch böse Zungen in Umlauf gebracht worden; rechtliche Leute wie Jacob Ferrand werden so sehr beneidet. Aber gleichviel, es ist doch besser, ich habe mein Geld, — ich kaufe das Schloß, das man mir angetragen hat; — es hat gothische Thürme aus der Zeit Ludwig's XIV., in Renaissancegeschmack, höchst rococo. — Das giebt mir das Aussehen eines großen Herrn und ich habe etwas davon, mehr wie bei der Heuchlerin Harville. — Es hat mir die Kosten nicht eingebracht, — über 1000 Thlr. hatte ich daran gewendet — Die Meubles bleiben mir freilich und ich kann doch die Marquise compromittiren. Da kommt der Notar wieder."

Herr Ferrand kam mit einigen Papieren in der Hand zurück, die er dem Herrn Karl Robert übergab.

„Da," sagte er, „sind die 350,000 Francs in Schatzscheinen. — Nach einigen Tagen bringen wir unsere Zinsrechnung in Ordnung. — Geben Sie mir jetzt Quittung —"

„Wie!" rief Robert erstaunt aus — „Glauben Sie aber nicht —"

„Ich glaube nichts —"

„Aber —"

„Die Quittung!"

„Lieber Freund —"

„Schreiben Sie und sagen Sie den Leuten, die von meiner Verlegenheit sprechen, auf welche Weise ich auf solche Vermuthungen antworte."

„Ihr Credit wird noch fester stehen, sobald man dies erfährt, — aber nehmen Sie das Geld wieder, ich weiß in diesem Augenblicke nichts damit anzufangen. — Ich sagte, nach drei Monaten —"

„Herr Robert, man mißtraut mir nicht zweimal —"

„Sie haben es übel genommen?"

„Die Quittung, die Quittung!"

„Eigensinn!" entgegnete Robert, dann setzte er hinzu, während er die Quittung schrieb: „eine dicht verschleierte Dame wünscht sogleich, sogleich wegen einer höchst dringenden Sache mit Ihnen zu sprechen. — Ich mache mir ein Vergnügen daraus, sie im Vorbeigehen scharf anzusehen. — Da ist Ihre Quittung; ist sie in Ordnung?"

„Vollkommen. — Gehen Sie auf dieser Treppe hinunter —"

„Aber die Dame?"

„Eben damit Sie dieselbe nicht sehen —"

Der Notar klingelte seinem ersten Schreiber und sagte zu ihm: „Lassen Sie die Dame eintreten. — Adieu, Herr Robert!"

„So muß ich also aufgeben, sie zu sehen. — Ohne Groll, Freund! Glauben Sie mir ..."

„Schon gut!"

Und der Notar schloß die Thüre hinter Karl Robert zu.

Nach einigen Augenblicken führte der erste Schreiber die Herzogin von Lucenay herein, die sehr bescheiden gekleidet war, einen großen Shawl umgeworfen und das Gesicht durch einen dichten schwarzen Schleier verhüllt hatte, der sich auf ihrem schwarzen Moirehute befand.

XXXVII.

Die Herzogin von Lucenay.

Die Herzogin trat in ziemlicher Verlegenheit langsam an den Schreibtisch des Notars, der ihr einige Schritte entgegenging.

„Wer sind Sie, Madame, und was wünschen Sie von mir?“ redete Ferrand sie barsch an, dessen Laune, durch die Drohungen Sarah's schon verdüstert, durch das Mißtrauen Robert's aufs äußerste gereizt worden war. Uebrigens war die Herzogin so bescheiden gekleidet, daß der Notar keinen Grund sah, artig gegen sie zu sein. Da sie nicht sogleich antwortete, fuhr er rauh fort:

„Werden Sie endlich antworten, Madame?“

„Mein Herr,“ sprach sie mit bewegter Stimme, während sie ihr Gesicht unter den Falten ihres Schleiers zu verbergen suchte, — „kann man Ihnen ein Geheimniß von der größten Wichtigkeit anvertrauen?“

„Mir kann man Alles anvertrauen, Madame, aber ich muß wissen und sehen, mit wem ich spreche.“

„Das ist vielleicht nicht nöthig. — Ich weiß, daß Sie ein Mann von Ehre und Rechtlichkeit sind —“

„Zur Sache, Madame, zur Sache! Man wartet hier auf mich. Wer sind Sie?“

„Auf den Namen kommt wenig an. — Einer — meiner Freunde, — meiner Verwandten ist eben von Ihnen fortgegangen —“

„Sein Name?“

„Florestan von St. Remy.“

„Ah!“ sagte der Notar und er warf einen forschenden Blick auf die Herzogin, dann fuhr er fort:

„Nun, Madame?“

„Herr von St. Remy — hat mir Alles gesagt —“

„Was hat er Ihnen gesagt?“

„Alles.“

„Aber was?“

„Mein Gott, Sie wissen es ja —"

„Ich weiß vielerlei von dem Herrn von St. Remy."

„Ach, Herr, etwas Schreckliches!"

„Ich kenne auch viele schreckliche Dinge von dem Herrn von St. Remy."

„Ach, er hat mir es wohl gesagt, daß Sie ein Mann ohne Erbarmen wären —"

„Ja für Spitzbuben und Fälscher, wie er es ist, bin ich ohne Erbarmen. Dieser St. Remy ist also Ihr Verwandter? Sie sollten sich seiner schämen. Wollen Sie hier weinen, um mich weich zu machen, so wird Ihnen dies nichts nützen, ungerechnet, daß Sie da ein schlechtes Handwerk für eine rechtschaffene Frau treiben, wenn Sie eine solche sind ..."

Diese brutale Grobheit empörte den Stolz und das Patricierblut der Herzogin. Sie richtete sich empor, schlug den Schleier zurück und sagte in stolzer Haltung, mit gebieterischem Blicke und fester Stimme:

„Mein Herr, ich bin die Herzogin von Lucenay."

Die Frau nahm ein so vornehmes Wesen an, ihr Aussehen wurde so imposant, daß der Notar demüthig und entzückt zurücktrat, unwillkürlich die schwarze seidene Mütze abnahm und sich tief verbeugte. Es gab wirklich nichts Anmuthigeres, nichts Stolzeres, als das Gesicht und die Figur der Herzogin von Lucenay. Zwar war sie über ihr dreißigstes Jahr hinaus und hatte ein bleiches, etwas angegriffenes Gesicht, aber sie besaß auch große braune funkelnde und kecke Augen, herrliches schwarzes Haar, eine fein gebogene Nase, rothe spöttische Lippen, einen glänzenden Teint, blendende Zähne, eine hohe, schlanke, noble Gestalt und einen Gang „wie eine Göttin, die über die Wolken schreitet," wie der unsterbliche Saint Simon sagt.

Gepudert und in dem Anzuge des achtzehnten Jahrhunderts würde die Herzogin von Lucenay vollkommen den kecken Herzoginnen der Regentschaft geglichen haben, welche bei ihren zahlreichen Liebschaften eben so viel Kühnheit, Leichtsinn und verführerische Gutmüthigkeit kund gaben und sich einander von Zeit zu Zeit ihrer Verirrungen mit solcher naiven Offenherzigkeit beschuldigten, daß selbst die strengsten Rigoristen lächelnd sagten: „sie ist freilich sehr leichtfertig, sie hat gefehlt, aber sie ist so gutmüthig, so reizend, sie liebt ihre Liebhaber so hingebend, so leidenschaftlich, so treu

— so lange sie dieselben liebt — daß man ihr nicht zürnen kann. Und übrigens bringt sie ja nur sich selbst — Schaden und macht so Viele glücklich!“

Bis auf den Puder und die Reifröcke, war so die Herzogin von Lucenay, wenn ihr Gemüth nicht von düstern Gedanken getrübt wurde.

Als schüchterne Bürgersfrau war sie zu dem Notar eingetreten, plötzlich zeigte sie sich als stolze, gereizte, vornehme Dame.

Niemals hatte Jacob Ferrand eine Frau von so herausfordernder Schönheit, von so edler und zu gleicher Zeit so kecker Haltung gesehen.

Das etwas angegriffene Gesicht der Herzogin, ihre schönen Augen mit den kaum bemerklichen blauen Ringen und ihre weitgeöffneten rosenrothen Nasenlöcher verriethen eine jener feurigen Naturen, welche von den nicht sehr platonischen Männern so heiß und begeistert verehrt werden. Jacob Ferrand war, obgleich alt, häßlich, gemein und schmutzig, eben so fähig wie ein Anderer, die Art der Schönheit der Herzogin zu würdigen.

Sein Haß und Zorn gegen St. Remy wurden durch die Bewunderung gesteigert, welche ihm dessen stolze und schöne Geliebte einflößte. Jacob Ferrand sagte sich entrüstet, jener Fälscher St. Remy, den er fast gezwungen, vor ihm auf die Knie niederzufallen, als er ihm mit den Assisen drohete, flöße dieser Dame so große Liebe ein, daß sie für ihn einen Schritt wagte, der sie in das Verderben stürzen konnte. Diese Gedanken richteten den einen Augenblick gelähmten Muth des Notars wieder auf. Der Haß, der Neid, eine gewisse Rachsucht flammten in seinem Auge und entzündeten auf seiner Stirn die Gluth der schlechtesten, der schmachvollsten Leidenschaften.

Er erwartete von der Herzogin bei einer so delicaten Sache vorsichtige Umwege; wie erstaunte er also, als sie so bestimmt und stolz sprach, als hätte es sich von der natürlichsten Sache in der Welt gehandelt, als brauche sie vor einem Manne seiner Art sich um Rücksichten der Schicklichkeit gar nicht zu kümmern, die sie vor Ihresgleichen gewiß nicht aus den Augen gesetzt haben würde.

Die beleidigende Grobheit des Notars hatte sie empfindlich verletzt und genöthigt, aus der demuthsvollen und bittenden Rolle herauszutreten, die sie anfangs angenommen hatte. Da sie nun

einmal in ihrem eigentlichen Charakter erschien, hielt sie es unter ihrer Würde, vor dem Actenschmierer irgend etwas zu verheimlichen.

Die Herzogin von Lucenay war geistreich und edelsinnig, gutmüthig und aufopfernd, trotz ihrer Fehler, aber die Tochter einer Mutter, die durch ihre empörende Unsittlichkeit selbst das edle und heilige Unglück der Auswanderung entwürdigt hatte, und sie hätte in ihrer naiven Verachtung gegen gewisse Geschlechter wie jene römische Kaiserin sagen können, die vor den Augen eines Sclaven in das Bad stieg: „er ist kein Mann."

„Herr Notar," sagte die Herzogin von Lucenay entschlossen zu Jacob Ferrand, „Herr von St. Remy ist mein Freund; er hat mir die Verlegenheit mitgetheilt, in der er sich einer doppelten Betrügerei wegen befindet, deren Opfer er ist. — Durch Geld läßt sich Alles ausgleichen; wie groß ist die Summe, durch welche diesen Erbärmlichkeiten ein Ende zu machen ist?"

Jacob Ferrand stand verblüfft da vor dieser cavalieren Art, eine Geschäftssache zu behandeln.

„Man verlangt 100,000 Frcs.," entgegnete er in mürrischem Tone, nachdem er von seinem Staunen sich erholt hatte.

„Sie sollen die 100,000 Frcs. haben und Sie werden die schlechten Papiere sofort an Herrn von St. Remy senden."

„Wo sind die 100,000 Frcs., Frau Herzogin?"

„Habe ich nicht gesagt, daß Sie dieselben erhalten sollen?"

„Ich brauche sie morgen vor Mittag; wenn nicht, so wird die Klage auf Fälschung angestellt."

„Nun wohl, geben Sie diese Summe, ich werde sie bezahlen —"

„Es ist nicht möglich —"

„Sie werden doch nicht behaupten wollen, ein Notar wie Sie könne von heute bis morgen nicht 100,000 Frcs. auftreiben?"

„Unter welcher Garantie?"

„Was heißt das? Erklären Sie sich."

„Wer bürgt mir für diese Summe?"

„Ich —"

„Aber —"

„Brauche ich Ihnen zu sagen, daß ich vier Stunden von Paris ein Gut besitze, das mir 80,000 Liv. einträgt? Das genügt, glaube ich, für das, was Sie Garantien nennen."

„Ja, bei hypothekarischer Verschreibung.“

„Was bedeutet dieses Wort? Irgend eine Formalität ohne Zweifel. — Ich habe nichts dagegen —“

„Eine solche Urkunde kann vor vierzehn Tagen nicht ausgestellt werden und es gehört dazu die Einwilligung Ihres Gemahls —“

„Jenes Gut ist mein, mein alleiniges Eigenthum,“ entgegnete die Herzogin ungeduldig.

„Gleichviel; Sie sind verheirathet und die Hypothekenscheine sind sehr lang und sehr genau.“

„Noch einmal, Sie werden mir nicht einreden wollen, es sei so schwer, binnen zwei Stunden 100,000 Frcs. herbeizuschaffen.“

„So wenden Sie sich an Ihren gewöhnlichen Notar, an Ihren Intendanten. — Mir ist es nicht möglich.“

„Ich habe Gründe, dies geheim zu halten,“ sagte die Herzogin stolz. „Sie kennen die Spitzbuben, welche St. Remy brandschatzen wollen; deshalb wende ich mich an Sie —“

„Ihr Vertrauen ehrt mich ungemein, aber ich kann Ihren Wunsch nicht erfüllen.“

„Sie haben diese Summe nicht?“

„Ich habe weit mehr als diese Summe in Banknoten und in schönem gutem Gelde hier in meiner Kasse.“

„Nun, warum also so viele Worte? Wünschen Sie meine Unterschrift? Ich gebe sie; — schnell, damit die Sache zu Ende kommt.“

„Auch angenommen, Sie wären die Frau Herzogin von Lucenay —“

„Kommen Sie in einer Stunde in das Hôtel Lucenay. Ich werde in meiner Wohnung unterzeichnen, was zu unterzeichnen ist.“

„Wird der Herzog auch unterschreiben?“

„Ich begreife Sie nicht, Herr —“

„Ihre Unterschrift allein hat für mich keinen Werth.“

Jacob Ferrand weidete sich an der schmerzlichen, peinlichen Ungeduld der Herzogin, die unter der Maske von Kaltblütigkeit eine schmerzliche Angst verbarg.

Für den Augenblick wußte sie nicht mehr, woher sie Geld erhalten sollte. Am Tage vorher hatte ihr ihr Juwelier eine be-

deutende Summe auf ihre Juwelen vorgeschossen, von denen einige dem Steinschneider Morel anvertraut worden waren. Mit dieser Summe hatte St. Remy die Wechsel bezahlt, um andere Gläubiger zu entwaffnen; Dubreuil, der Pachter von Arnouville, hatte das Pachtgeld bereits auf mehr als ein Jahr vorausbezahlt und übrigens drängte auch die Zeit; unglücklicher Weise befanden sich ferner zwei Freunde der Herzogin, an die sie sich im Nothfalle hätte wenden können, gerade nicht in Paris. In ihren Augen war der Vicomte an der Fälschung unschuldig; er hatte gesagt, er sei von zwei Betrügern hintergangen worden; sie glaubte ihm; seine Lage war aber nichts desto weniger schrecklich. Er angeklagt, in das Gefängniß geschleppt! Selbst wenn er entfloh, mußte sein Name durch eine solche Vermuthung gebrändmarkt werden.

Die Herzogin zitterte bei diesen schrecklichen Gedanken. Sie liebte leidenschaftlich diesen so schlechten und doch so schönen Mann, sie liebte ihn mit der Leidenschaft, die Frauen ihres Charakters und ihrer Organisation gewöhnlich fühlen, wenn die erste Jugendblüte abgefallen ist und wenn sie das reifere Alter erreicht haben.

Jacob Ferrand beobachtete aufmerksam jede Bewegung in den Zügen der Herzogin, die ihm jeden Augenblick schöner und reizender erschien; er empfand ein gewisses Vergnügen, durch seine Weigerung die Frau zu peinigen, die nur Widerwillen und Verachtung für ihn fühlen konnte.

Diese vermochte es lange nicht, dem Notar ein Wort zu sagen, das einer Bitte gleiche; da sie aber die Nutzlosigkeit aller andern Versuche erkannte und dieser Mann doch allein St. Remy retten konnte, so fuhr sie fort:

„Da Sie die Summe besitzen, um die ich Sie ersuche, und da meine Bürgschaft doch wohl hinreichend ist, warum wollen Sie mir das Geld nicht geben?“

„Weil die Männer ihre Launen haben wie die Frauen.“

„Worin besteht diese Laune? Warum handeln Sie gegen Ihr Interesse? Ich wiederhole es, stellen Sie die Bedingungen selbst, ich nehme sie an, wie sie auch lauten mögen.“

„Sie würden jede Bedingung annehmen?“ fragte der Notar mit einem seltsamen Ausdrucke.

„Jede; — zwei-, drei-, viertausend Francs, mehr noch, wenn Sie es wollen, denn ich sage Ihnen,“ setzte die Herzogin aufrich-

tig in fast liebevollem Tone hinzu, „Sie sind meine letzte und einzige Hilfe. — Es würde mir unmöglich sein, anderswo das, was ich suche, bis morgen zu finden, und ich muß es haben, hören Sie! ich muß es durchaus haben. Ich wiederhole es also, welche Bedingung Sie auch stellen, ich nehme sie an und werde nichts scheuen, nichts —"

Der Athem des Notars stockte, die Adern an seinen Schläfen klopften, seine Stirn wurde purpurroth; zum Glück verdeckten die grünen Brillengläser die unreine Flamme seiner Blicke; eine glühende Wolke lagerte sich über den sonst so klaren und kalten Verstand des Notars; er deutete in seiner Verblendung die letzten Worte der Herzogin auf eine unwürdige Weise, er sah durch seinen verdunkelten Verstand hindurch eine kecke Frau vor sich, wie es manche Frauen an dem alten Hofe waren, eine Frau, welche durch die Besorgniß, ihren Geliebten entehrt zu sehen, zum Aeußersten gebracht war und, um ihn zu retten, auch die schmachvollsten Opfer bringen wollte. Der Gedanke war eben so dumm als abscheulich, aber wir haben es schon einmal gesagt, bisweilen wurde Jacob Ferrand ein wahrer Tiger und dann herrschte das Thier in ihm vor.

Er stand rasch auf und trat zu der Herzogin von Lucenay.

Diese stand bestürzt ebenfalls auf und sah ihn erstaunt an.

„Sie werden nichts scheuen?" rief er mit bebender Stimme, indem er sich der Herzogin noch mehr näherte. „Nun wohl, ich will Ihnen diese Summe unter einer Bedingung, einer einzigen Bedingung leihen und ich schwöre Ihnen, daß —"

Er konnte seine Erklärung nicht beendigen.

In Folge eines der seltsamen Widersprüche in der menschlichen Natur brach die Herzogin von Lucenay bei dem Anblicke der häßlich entflammten Züge Ferrand's, an denen sie die verliebten Gedanken desselben errieth, trotz ihrer Angst und Besorgniß in ein so schallendes Gelächter aus, daß der Notar entsetzt zurückprallte.

Ohne ihm Zeit zu lassen, ein Wort zu sprechen, überließ sich die Herzogin ihrer Heiterkeit mehr und mehr, schlug den Schleier wieder über das Gesicht und sagte unter wiederholtem Lachen zu dem Notar, der vor Haß, Wuth und Zorn seiner kaum noch mächtig war:

„In diesem Falle will ich doch noch lieber meinen Mann offen um diese Gefälligkeit angehen.“

Dann schritt sie unter fortwährendem Lachen hinaus, das der Notar noch hörte, als die Thüre schon geschlossen war.

Jacob Ferrand besann sich nur, um seine Unvorsichtigkeit zu verfluchen. Indessen beruhigte er sich allmälig durch den Gedanken, daß die Herzogin von diesem Abenteuer nicht sprechen könne, ohne sich selbst schwer zu compromittiren. Der Tag war trotzdem ein schlimmer für ihn und er saß in finstern Gedanken da, als die geheime Thüre seines Cabinets geöffnet wurde und Madame Seraphin ängstlich eintrat.

„Ach, Ferrand!“ rief sie aus, während sie die Hände faltete, „Sie hatten wohl Recht, als Sie sagten, wir würden eines Tages Alle unglücklich werden, weil wir sie am Leben gelassen.“

„Wen?“

„Das verwünschte kleine Mädchen.“

„Wie so?“

„Eine einäugige Frau, die ich nicht kannte und der Tournemine die Kleine vor elf Jahren übergeben hatte, um sie uns abzunehmen, als man sie für todt ausgab — Ach mein Gott! Wer hätte das geglaubt!“

„So rede doch!“

„Diese einäugige Frau kam zu mir. — Sie war eben unten und sagte mir, sie wisse, daß ich ihr das Kind übergeben hätte —“

„Verflucht! Wer konnte ihr das sagen! — Tournemine ist auf den Galeeren —“

„Ich habe Alles geläugnet und die Einäugige als Lügnerin behandelt. — Aber sie behauptet, sie habe die Kleine wiedergefunden, die jetzt groß geworden, sie wisse, wo sie sei, und daß es nur auf sie ankomme, Alles zu entdecken, Alles anzuzeigen.“

„Ist denn die Hölle heute gegen mich losgelassen!“ rief der Notar in einem Wuthanfalle aus, der ihn häßlich machte.

„Aber, mein Gott, was soll ich dieser Frau sagen? was ihr versprechen, um sie zum Schweigen zu bringen?“

„Sieht sie wohlhabend aus?“

„Als ich sie als Bettlerin behandelte, schüttelte sie ihren Strickbeutel und ich hörte Geld darin klingen.“

„Sie weiß, wo das Mädchen jetzt ist?“

„Sie behauptet, es zu wissen.“

„Und das Kind ist die Tochter der Gräfin Sarah Mac Gregor!“ dachte der Notar bei sich. — „Eben bot diese mir viel, damit ich sagen möchte, das Kind sei nicht gestorben. Das Kind lebt, — ich könnte es ihr zurückgeben, — ja — aber der falsche Todtenschein! Wenn man eine Untersuchung anstellt, bin ich verloren. — Dieses Verbrechen kann auf die Spur anderer führen —“

Nach einer Pause sagte er zu Madame Seraphin:

„Die Einäugige weiß also, wo das Mädchen ist?“

„Ja.“

„Wann sie will wiederkommen?“

„Morgen.“

„Schreibe an Polidori, er solle mich heute Abend um neun Uhr besuchen.“

„Wollen Sie das junge Mädchen und — die Alte aus dem Wege schaffen? Das wäre viel auf einmal, Ferrand.“

„Ich sage Dir, schreibe an Polidori, er solle mich heute Abend um neun Uhr besuchen.“

— — — — — — — — — — — —

Am Ende dieses Tages sagte Rudolph zu Murph, der nicht vor den Notar hatte kommen können:

„Der Herr von Graun soll sofort einen Courier absenden. Cecily muß binnen sechs Tagen in Paris sein.“

„Doch noch dieses teuflische Weib, die abscheuwürdige Frau des armen David, die so schön als boshaft ist, wozu, Hoheit?“

„Wozu, Sir Walter Murph? Nach einem Monate fragen Sie den Notar Jacob Ferrand.“

XXXVIII.

Die Anklage.

An dem Tage, an welchem Marie durch die Eule und den Schulmeister geraubt worden, war gegen zehn Uhr Abends ein Reiter in Bouqueval angekommen, der, wie er sagte, von Rudolph

kam, um Madame Georges über das Verschwinden ihrer jungen Schutzempfohlnen zu beruhigen, die ihr sehr bald wieder zugeführt werden würde. Aus mehreren sehr wichtigen Gründen, setzte dieser Mann hinzu, ersuche Herr Rudolph Madame Georges, für den Fall, daß sie ihm etwas mitzutheilen habe, ihm nicht nach Paris zu schreiben, sondern dem Boten einen Brief mitzugeben.

Dieser Bote war von Sarah abgeschickt.

Durch diese List beruhigte sie Madame Georges und verzögerte zu gleicher Zeit um einige Tage den Augenblick, in welchem Rudolph den Raub der Schallerin erfahren mußte.

In der Zwischenzeit hoffte Sarah den Notar Jacob Ferrand zu zwingen, den unwürdigen Betrug, den wir erwähnt haben, zu begünstigen.

Das war aber noch nicht Alles.

Sarah wollte sich auch der Frau von Harville entledigen, die ihr ernste Besorgnisse einflößte, und die sie, ohne die Geistesgegenwart Rudolph's, bereits in das Unglück gestürzt haben würde.

An dem Tage nach jenem, an welchem der Marquis seiner Frau in das Haus der Rue du Temple gefolgt war, begab sich Tom dahin, der die Frau Pipelet leicht zum Erzählen brachte, und erfuhr, eine junge Dame, die beinahe von ihrem Manne überrascht worden, wäre durch die Klugheit eines Abmiethers, Namens Rudolph, gerettet worden.

Nachdem Sarah von diesem Umstande unterrichtet war, und da sie keinen materiellen Beweis von den Zusammenkünften hatte, welche Clemence dem Herrn Karl Robert bewilliget, entwarf sie einen andern boshaften Plan, der darin bestand, nachstehendes anonymes Schreiben an den Herrn von Harville zu schicken, um einen vollständigen Bruch zwischen Rudolph und dem Marquis herbeizuführen oder wenigstens in der Seele des Letztern einen so starken Argwohn zu wecken, daß er seiner Frau verbiete, Besuche des Fürsten anzunehmen.

Dieser Brief lautete also:

„Man hat Sie unwürdig hintergangen. Ihre Frau, die davon benachrichtigt war, daß Sie ihr folgten, ersann einen Wohlthätigkeitsbesuch; sie ging aber zu einer Zusammenkunft mit einer sehr hochgestellten Person, die in dem Hause in der Rue du Temple unter dem Namen Rudolph ein Zimmer im

„vierten Stock gemiethet hat. Wenn Sie dies bezweifeln, da es „allerdings sehr seltsam klingt, so gehen Sie in das Haus Nr. 17 „in der Rue du Temple und erkundigen Sie sich; beschreiben Sie „die hochgestellte Person, die man meint, und Sie werden „leicht finden, daß Sie der leichtgläubigste und gutmüthigste Ehe„mann sind, der jemals hintergangen worden ist. Mißachten Sie „diese Warnung nicht, wenn man nicht glauben soll, daß Sie ein „zu eifriger Fürstenfreund sind."

Dieser Brief wurde durch Sarah Abends um fünf Uhr an dem Tage ihrer Unterredung mit dem Notar zur Post gegeben.

An demselben Tage, nachdem Rudolph dem Herrn von Graun empfohlen hatte, die Ankunft Cecily's in Paris so sehr als möglich zu beschleunigen, ging er Abends aus, um der Gemahlin des Gesandten *** einen Besuch zu machen; dann wollte er sich zu der Frau von Harville begeben, um ihr anzuzeigen, daß er eine Mildthätigkeits-Intrigue ausfindig gemacht habe.

Wir werden den Leser zu der Frau von Harville führen. Aus der folgenden Unterredung wird man ersehen, daß die junge Frau bereits den edeln Rath Rudolph's befolgte, indem sie sich mild und mitleidig gegen ihren Mann zeigte, den sie bis dahin ungemein kalt behandelt hatte.

Der Marquis und seine Frau standen eben vom Tisch auf; die Scene spielte in dem kleinen Saale, den wir bereits erwähnt haben; der Ausdruck der Züge Clemence's war sanft und liebevoll und auch Harville sah minder traurig aus als gewöhnlich.

Er hatte den neuen schändlichen anonymen Brief Sarah's noch nicht erhalten.

„Was thust Du heute Abend?" fragte er seine Frau.

„Ich werde nicht ausgehen. Und Du?"

„Ich weiß es nicht," antwortete er mit einem Seufzer; „die Gesellschaft ist mir unerträglich. Ich werde den Abend, wie so viele andere, allein verbringen."

„Warum allein, — da ich nicht ausgehe?"

Herr von Harville sah seine Frau überrascht an.

„Aber —"

„Nun?"

„Ich weiß, daß Du es oft vorziehst, allein zu sein, wenn Du nicht ausgehst —"

„Ja, da ich aber sehr veränderlich bin," sagte Clemence lä-

chelnd, „so würde ich heute Abend meine Einsamkeit gern mit Dir theilen, — wenn Dir es angenehm ist.“

„Wahrhaftig?“ fragte Harville bewegt. „Wie liebenswürdig, einem Wunsche entgegenzukommen, den ich nicht auszusprechen wagte!“

„Weißt Du, daß Deine Verwunderung fast wie ein Vorwurf aussieht?“

„Wie ein Vorwurf? Ach nein, nein; aber nach meinem ungegründeten Verdachte von letzthin Dich so wohlwollend zu finden, ist allerdings, ich gestehe es, eine Ueberraschung für mich, freilich die angenehmste.“

„Vergessen wir die Vergangenheit,“ sagte sie mit einem himmlisch süßen Lächeln zu ihrem Manne.

„Clemence, könntest Du es je?“ antwortete er traurig; „habe ich es nicht gewagt, Mißtrauen zu hegen? Und was ist dies gegen ein anderes noch größeres Unrecht, das nicht wieder gut zu machen ist?“

„Vergessen wir die Vergangenheit, sage ich,“ wiederholte Clemence, die ein peinliches Gefühl niederkämpfte.

„Was höre ich? — Auch diese Vergangenheit könntest Du vergessen?“

„Ich hoffe es.“

„Wirklich, Clemence, Du könntest so edelsinnig sein? Aber nein, nein, ich kann an ein so großes Glück nicht glauben; ich hatte ihm bereits auf immer entsagt.“

„Daran thatest Du Unrecht, wie Du siehst.“

„Welche Veränderung! Mein Gott, träume ich denn? Ach sage es mir, daß ich mich nicht täusche.

„Nein, Du täuschest Dich nicht.“

„Wahrhaftig, Dein Blick ist minder kalt, Deine Stimme fast bewegt. — Sag', ist es wirklich wahr? Bin ich nicht das Spielzeug einer Täuschung?“

„Nein, denn auch ich bedarf der Verzeihung.“

„Du?“

„Bin ich nicht oft hart, vielleicht grausam gegen Dich gewesen? Hätte ich mir nicht sagen sollen, daß Du nur bei seltenem Muthe, bei einer übermenschlichen Tugend hättest anders handeln können, als Du gehandelt hast? Da Du allein und unglücklich dastandest, wie konntest Du dem Wunsche widerstehen, Trost in

der Ehe zu suchen? Ach, wenn man leidet, glaubt man so gern an den Edelmuth Anderer! Dein Unrecht bestand bisher nur darin, daß Du auf den meinigen rechnetest. — Von nun an werde ich mich bemühen, Deinen Erwartungen zu entsprechen."

„Ach, sprich, sprich noch weiter," sagte Harville mit gefalteten Händen in einer Art Begeisterung.

„Unser Leben ist nun einmal verbunden. Ich werde Alles aufbieten, um Dir das Deinige so wenig unangenehm als möglich zu machen."

„Mein Gott! mein Gott! Höre ich wirklich meine Clemence sprechen?"

„Ich bitte Dich, verwundere Dich nicht so sehr, Du thust mir weh, — es ist ein bitterer Tadel meines frühern Verhaltens. Wer sollte Dich beklagen, wer Dir eine tröstende, helfende Hand reichen, wenn ich es nicht wollte? Der gute Geist ist über mich gekommen, ich habe über die Vergangenheit und Zukunft ernstlich nachgedacht, ich habe mein Unrecht erkannt, und, wie ich glaube, das Mittel gefunden, es wieder gut zu machen."

„Dein Unrecht, arme Frau?"

„Ja, ich hätte am Tage nach unserer Heirath mich an Deine Rechtlichkeit wenden, und Dich offenherzig um eine Trennung ersuchen sollen."

„Ach, Clemence! Erbarmen!"

„Da ich aber meine Stellung annahm, so mußte ich sie durch Hingebung veredeln, statt für Dich ein unaufhörlicher Vorwurf durch meine schweigende, stolze Kälte zu werden; ich hätte mich bemühen sollen, Dich über ein schreckliches Unglück zu trösten; ich durfte Dich nicht daran erinnern. Allmälig würde ich mich an mein Werk der Barmherzigkeit gewöhnt haben, für meine Sorgen, vielleicht für meine Opfer hätte mich Dein Dank belohnt, und dann, — aber mein Gott! was ist Dir? Du weinst!"

Ja, ich weine, ich weine Freudenthränen. Du weißt nicht, welche neue Gefühle Deine Worte in mir anregen. — Ach, Clemence, laß mich weinen. Niemals habe ich mehr, als in diesem Augenblicke erkannt, wie große Schuld ich auf mich geladen, indem ich Dich an mein trauriges Leben kettete."

„Und nie bin ich zum Verzeihen geneigter gewesen. Diese süßen Thränen, die Du vergießest, zeigen mir ein Glück, das ich bisher nicht kannte. Muth also, lieber Mann, Muth! Da mir

ein freudenreiches, glückliches Leben abgeht, so wollen wir unsere Befriedigung in der Erfüllung der ernsten Pflichten suchen, welche das Geschick uns aufgelegt hat. Wir wollen nachsichtig sein gegen einander, und, wenn wir nachlassen, die Wiege unserer Tochter ansehen, auf sie alle unsere Liebe übertragen, — so werden wir auch noch einige traurige und heilige Freuden finden."

„Ein Engel! Sie ist ein Engel!" sprach Harville, indem er die Hände faltete und seine Frau mit leidenschaftlicher Bewunderung anblickte. — „Ach, Du weißt es nicht, wie weh und wie wohl Du mir thust, Clemence; Du weißt nicht, daß Deine sonstigen härtesten Worte, Deine leider nur zu wohl verdienten, bittersten Vorwürfe mich nicht so sehr niedergedrückt haben, als diese Milde, diese edle Ergebenheit. — Und doch weckst Du immer auch die Hoffnung wieder. Du weißt nicht, welche Zukunft ich mir ausmale —"

„Du kannst Dich blind und vollkommen auf das verlassen, was ich Dir sage, Albert. — Ich habe den festen Entschluß gefaßt und ich werde ihm nie untreu werden, ich schwöre es. Später werde ich Dir selbst neue Bürgschaften für mein Wort geben können."

„Bürgschaften!" rief Harville, durch das so wenig erwartete Glück mehr und mehr begeistert, aus — „Bürgschaften! Brauche ich sie? Dein Blick, Dein Ton, der himmlische Ausdruck von Güte, der Dich noch mehr verschönert, das Klopfen, das Entzücken meines Herzens, beweist mir nicht alles dies, daß Du die Wahrheit sagst? Aber, Du weißt es, Clemence, der Mensch ist unersättlich in seinen Wünschen," setzte der Marquis hinzu, indem er näher an den Stuhl seiner Frau rückte. „Deine edlen und rührenden Worte geben mir den Muth, die Kühnheit, das zu hoffen, ja das zu hoffen, was ich gestern noch für einen unsinnigen Traum hielt —"

„Sprich deutlicher!" sagte Clemence, durch diese leidenschaftlichen Worte ihres Mannes etwas beunruhigt.

„Nun ja," entgegnete er, indem er die Hand seiner Frau ergriff. „Ja, durch große Zärtlichkeit, durch Aufmerksamkeit und Liebe, verstehst Du, Clemence? durch große Liebe hoffe ich es noch zu bewirken, daß Du mich liebst, nicht mit blasser lauer Liebe, sondern mit heißer Liebe. Ach, Du kennst diese Leidenschaft nicht. — Habe ich mit Dir nur davon zu sprechen gewagt?

Du warst immer so eisekalt gegen mich. Niemals hörte ich von Dir ein freundliches Wort, eines der Worte, die mir eben jetzt die Thränen in die Augen lockten und die mich jetzt trunken von Glück machen. — Und ich verdiene dieses Glück, — ich habe Dich immer so sehr geliebt! und ich habe so viel gelitten, ohne davon zu sprechen. Das war der Kummer, der an mir nagte. Ja, mein Abscheu vor der Welt, — mein düsterer, schweigsamer Character war die Folge davon. Bedenke aber auch, — man hat in seinem Hause eine angebetete und anbetungswürdige Frau, eine Frau, nach der man sich sehnt mit allem Ungestüm der Liebe, und wird von ihr verurtheilt zu einsamen, traurigen schlaflosen Nächten. Du weißt nicht, wie viele Thränen der Verzweiflung ich geweint habe; Du würdest dadurch gerührt worden seiu. Und Du bist wirklich gerührt worden, Du hast meine Liebe errathen, nicht wahr? und hast Mitleiden empfunden — Der Anblick Deiner unbeschreiblichen Schönheit und Deiner zauberischen Anmuth wird nun nicht mehr alle Tage mein Glück und meine Strafe zugleich sein. Ja, dieser Schatz, der mir gehört, und den ich nicht besaß, er wird von nun an mein sein. — Ja, mein Herz, meine Freude, meine Seligkeit, Alles sagt es mir, nicht wahr, meine liebe Frau?"

Harville bedeckte bei diesen Worten die Hand seiner Frau mit leidenschaftlichen Küssen.

Clemence, welche der Irrthum ihres Mannes tief schmerzte, konnte nicht umhin, in einer Bewegung von Widerwillen, fast von Schrecken ihre Hand schnell zurückzuziehen.

In ihren Zügen sprach sich diese Empfindung zu deutlich aus, als daß sich Harville darüber hätte täuschen können.

Dieser Schlag war schrecklich für ihn.

Seine Züge nahmen einen entsetzlichen Ausdruck an. Die Frau von Harville reichte ihm lebhaft die Hand und sagte:

„Albert, ich schwöre es, ich werde Dir stets die aufopferndste Freundin, die zärtlichste Schwester sein, aber sonst nichts. Verzeihe mir, wenn Dir meine Worte gegen meinen Willen Hoffnungen gemacht haben, die ich nie erfüllen kann."

„Nie?" fragte Harville, indem er seine Frau mit einem bittenden, verzweiflungsvollen Blicke ansah.

„Nie!" antwortete Clemence.

Dieses einzige Wort und der Ton, in dem es gesprochen wurde, verriethen einen unwiderruflichen Entschluß.

Clemence hatte sich, durch Rudolph bewogen, fest entschlossen, Harville auf das sorgsamste zu pflegen, aber sie fühlte auch die Unfähigkeit, jemals Liebe für ihn zu empfinden.

Ein noch unerbittlicherer Eindruck als der Schreck, als die Verachtung und der Haß entfernte Clemence für immer von ihrem Manne.

Es war ein — unüberwindlicher Widerwille.

Nach einem Augenblicke schmerzlichen Schweigens strich Harville mit der Hand über seine feuchten Augen und er sagte zu seiner Frau bitter:

„Verzeihe, — ich hatte mich geirrt; verzeihe, daß ich mich einer unsinnigen Hoffnung überließ."

Nach einer Pause rief er dann aus:

„Ach, wie unglücklich bin ich!"

„Lieber Mann," entgegnete Clemence sanft, „ich möchte Dir keine Vorwürfe machen, indessen — hältst Du mein Versprechen für nichts, die liebevollste Schwester für Dich zu sein? Du wirst der aufopfernden Freundschaft eine Pflege und Aufmerksamkeiten verdanken, welche Dir die Liebe nie geben konnte. — Hoffe, — hoffe auf bessere Tage. — Bis jetzt bin ich bei Deinen Leiden fast gleichgiltig gewesen, Du wirst sehen, wie theilnehmend ich sein werde, welchen Trost Du in meiner Liebe finden wirst —"

Ein Bedienter trat ein und sagte zu Clemence:

„Se. königl. Hoheit der Großherzog von Gerolstein läßt die Frau Marquise fragen, ob sie ihn empfangen kann."

Clemence sah fragend ihren Mann an.

Harville erhielt seine Ruhe wieder und sagte zu seiner Frau:

„Ohne Zweifel."

Der Bediente ging hinaus.

„Verzeihe, lieber Mann," sagte Clemence, „ich hatte ihm meine Thüre nicht verboten. — Uebrigens hast Du den Fürsten lange nicht gesehen; er wird sich freuen, Dich hier zu finden."

„Auch ich würde ihn mit Vergnügen wiedersehen," antwortete Harville, „ich gestehe aber, daß ich in diesem Augenblicke so aufgeregt bin, daß ich seinen Besuch lieber an einem andern Tage empfangen hätte —"

„Ich verstehe. — Aber was thun? Da kommt er —"

In demselben Augenblicke wurde Rudolph gemeldet.

„Ich freue mich sehr, daß ich die Ehre habe, Sie zu sehen," sagte Rudolph, „und doppelt wünsche ich mir Glück, da es mir auch das Vergnügen verschafft, meinen lieben Albert zu sehen," setzte er hinzu, indem er sich an den Marquis wendete, dessen Hand er herzlich drückte.

„Es ist wirklich lange her, seit ich nicht die Ehre gehabt habe, Ihnen mein Compliment zu machen."

„Und an wem liegt die Schuld, Unsichtbarer? Das letzte Mal als ich der Frau von Harville meinen Besuch machte, fragte ich nach Ihnen. Sie waren nicht zugegen. — Seit drei Wochen haben Sie mich vergessen; das ist sehr unrecht —"

„So recht, nur ohne Erbarmen," sagte Clemence lächelnd. „Der Herr von Harville trägt um so größere Schuld, als er für Ew. königl. Hoheit die tiefste Ergebenheit fühlt und man wegen seiner Nachlässigkeit daran zweifeln könnte."

„Sehen Sie aber meine Eitelkeit; was auch Harville thun mag, ich werde nie an seiner Liebe zweifeln können. — Indeß ich sollte dies nicht sagen, weil ich ihn dadurch in seiner scheinbaren Gleichgiltigkeit ermuthige."

„Glauben Sie mir, königl. Hoheit, nur einige unvorhergesehene Umstände hinderten mich, öfter von Ihrer Güte gegen mich Gebrauch zu machen —"

„Unter uns, lieber Albert, ich halte Sie für etwas zu platonisch in der Freundschaft; sind Sie einmal überzeugt, daß man Sie liebt, so liegt Ihnen nicht viel daran, Beweise von Anhänglichkeit zu geben oder zu empfangen —"

Ein Diener versündigte sich in diesem Augenblicke so sehr gegen die Etikette, daß er eintrat und dem Marquis einen Brief übergab.

Es war die anonyme Anklage Sarah's, die den Fürsten den Liebhaber der Frau von Harville nannte.

Der Marquis wies aus Rücksicht auf den Fürsten mit der Hand den kleinen silbernen Teller zurück, den ihm der Diener reichte, und sagte halblaut:

„Später! später!"

„Lieber Albert," sagte Rudolph im liebevollsten Tone, „machen Sie meinetwegen solche Umstände?"

„Königl. Hoheit!"

„Mit der Erlaubniß der Frau von Harville bitte ich Sie, lesen Sie den Brief —“

„Ich versichere Sie, daß es keine Eile hat —“

„Noch einmal, Albert, lesen Sie den Brief.“

„Aber, königl. Hoheit —“

„Ich bitte Sie, — ich verlange es —“

„Wenn Ew. königl. Hoheit es verlangen —,“ sagte der Marquis, indem er den Brief von dem Teller nahm.

„Gewiß verlange ich es, daß Sie mich als Freund behandeln.“ Dann wandte er sich zu der Marquise, während Harville den Brief erbrach, dessen Inhalt Rudolph nicht ahnen konnte, und setzte hinzu:

„Welcher Triumph für Sie, Marquise, diesen eigensinnigen Willen stets zu beugen!“

Harville trat an einen der Candelaber auf dem Kamine und erbrach den Brief Sarah's.

XXXIX.

Berathung.

Rudolph und Clemence sprachen mit einander, während Harville den Brief Sarah's zweimal las.

Die Züge des Marquis blieben ruhig, nur seine Hand zitterte, aber auch kaum merklich, als er nach kurzer Zögerung das Briefchen in die Westentasche steckte.

„Auf die Gefahr hin, für menschenscheu gehalten zu werden,“ sagte er lächelnd zu Rudolph, „muß ich Sie um die Erlaubniß bitten, fortgehen und den Brief beantworten zu dürfen, der wichtiger ist, als ich anfangs glaubte —“

„Werde ich Sie nicht wiedersehen?“

„Ich glaube nicht, diese Ehre zu haben, hoffe aber, Ew. königl. Hoheit werden mich entschuldigen.“

„Wie er uns überall ausweicht!“ sagte Rudolph lachend. „Versuchen Sie es nicht, Madame, ihn zurückzuhalten?“

„Ich wage das nicht zu versuchen, was Ew. königl. Hoheit nicht gelungen ist.“

„Ernstlich, lieber Albert, kommen Sie wieder, sobald Sie den Brief geschrieben haben, oder versprechen Sie mir wenigstens, mich eines Tages im Laufe des Vormittags zu besuchen, — ich habe Ihnen so vielerlei zu sagen.“

„Ew. königl. Hoheit sind sehr gütig,“ antwortete der Marquis mit einer tiefen Verbeugung, dann ging er hinaus und ließ Rudolph mit Clemence allein.

„Ihr Mann quält sich mit unangenehmen Gedanken,“ sagte Rudolph zu der Marquise; „sein Lächeln kam mir sehr erzwungen vor.“

„Harville war sehr bewegt, als Ew. königl. Hoheit erschienen, und es wurde ihm schwer, es zu verbergen.“

„Ich kam vielleicht sehr zu ungelegener Zeit?“

„Nein, — Sie ersparten mir vielmehr das Ende einer peinlichen Unterredung.“

„Wie so?“

„Ich hatte Harville erzählt, auf welche Weise ich mich von jetzt an gegen ihn zu benehmen entschlossen sei, und versprach ihm Trost und Hilfe.“

„Er wird sich sehr glücklich geschätzt haben.“

„Anfangs war er eben so glücklich als ich, denn seine Thränen und seine Freude weckten in mir ein Gefühl, das ich bis dahin nicht gekannt hatte. Sonst glaubte ich mich zu rächen, wenn ich ihm einen Vorwurf oder eine bittere Bemerkung machte. — Traurige Rache! — mein Verdruß war dann immer nur um so empfindlicher, während jetzt — welcher Unterschied! Ich hatte meinen Mann gefragt, ob er ausgehe, und er antwortete traurig, er würde den Abend allein verbringen, wie er es gewohnt sei. Als ich ihn aufforderte, bei mir zu bleiben, — hätten Sie sein Staunen sehen sollen! Wie heiterten sich seine immer so ernsten, finstern Züge auf! — Sie hatten Recht, es giebt nichts Schöneres, als mit Glück zu überraschen.“

„Aber wie konnten diese Beweise Ihrer Güte jene peinliche Unterredung herbeiführen, welche Sie eben erwähnten?“

„Ach, königl. Hoheit,“ antwortete Clemence erröthend, „auf die Hoffnungen, welche ich erregt hatte, weil ich sie verwirklichen konnte, folgten bei Harville zärtlichere Hoffnungen, — die zu

wecken ich mich wohl gehütet hatte, weil mir es immer unmöglich sein wird, sie zu befriedigen."

„Ich verstehe, — er liebt Sie so zärtlich."

„So sehr mich anfangs seine Dankbarkeit gerührt hatte, eben so sehr erschrak ich, als seine Sprache leidenschaftlich wurde. Als er endlich in seiner Begeisterung seine Lippen auf meine Hand drückte, erfaßte mich eine tödtliche Kälte und ich konnte meine Furcht nicht bergen. — Ich verletzte ihn, indem ich ihm den unüberwindlichen Widerwillen gegen seine Liebe kund gab. — Es thut mir leid, — aber Harville ist nun doch auch für immer überzeugt, daß er trotz meiner Sinnesänderung nur aufopfernde Freundschaft erwarten darf —"

„Ich beklage ihn, ohne daß ich Sie tadeln kann; es giebt Gefühle, die fast heilig sind und die nicht angetastet werden dürfen. Armer Albert! er ist so gut und so redlich. Wenn Sie wüßten, wie lange mich die Traurigkeit betrübt hat, die an ihm nagte und deren Ursache ich nicht kannte! Erwarten wir das Beste von der Zeit, von dem Verstande. Er wird allmälig den Werth der Neigung erkennen, die Sie ihm bieten, und er wird sich in sein Schicksal ergeben, wie er es bisher gethan hat, ohne daß er den rührenden Trost besaß, den Sie ihm jetzt bieten."

„Und der ihm nie fehlen soll, ich schwöre es Ihnen."

„Nun lassen Sie uns aber an Anderer Unglück denken. — Ich habe Ihnen eine gute That versprochen, welche den Reiz eines wirklichen Romans besitze. — Ich werde mein Versprechen lösen."

„Schon? Welches Glück!"

„Ich that vollkommen Recht, als ich das Zimmer in dem Hause in der Rue du Temple miethete, von dem ich gesprochen habe. — Sie können sich nicht vorstellen, wie viel Merkwürdiges und Interessantes ich da gefunden habe. Erstlich erfreuen sich Ihre Schutzempfohlenen in dem Dachstübchen des Glückes, das Ihre Anwesenheit ihnen versprochen hatte, aber sie haben nun noch andere harte Prüfungen zu bestehen; doch ich will Sie nicht traurig stimmen. — Sie werden nächstens erfahren, wie viele schreckliche Leiden eine einzige Familie treffen können."

„Wie groß muß aber auch der Dank dieser Leute gegen Sie sein!"

„Sie segnen Ihren Namen."

„Sie haben die Familie in meinem Namen unterstützt?“

„Um ihr das Almosen noch zu versüßen und übrigens habe ich ja nur Ihre Versprechungen erfüllt.“

„Ich werde hingehen und sie enttäuschen, ihnen sagen, was sie Ihnen verdanken.“

„Das werden Sie nicht thun. — Sie wissen, daß ich ein Zimmer in diesem Hause gemiethet habe, — fürchten Sie neue schändliche anonyme Briefe von Ihren Feinden oder von den meinigen, und dann sind Morels für jetzt vor der Noth gesichert. Denken wir an Andere, an unsere Intrigue. Es handelt sich um eine arme Mutter und deren Tochter, die früher im Wohlstande lebten und sich jetzt in Folge der schmachvollsten Beraubung in der tiefsten Noth befinden.“

„Unglückliche Frauen! Und wo wohnen sie?“

„Das weiß ich nicht.“

„Wie erhielten Sie Nachricht von ihrer Noth?“

„Ich ging gestern in den Temple. — Sie wissen nicht, was der Temple ist, Frau Marquise?“

„Nein, königl. Hoheit.“

„Das ist ein sehr amüsanter Bazar; ich ging also mit meiner Nachbarin im vierten Stocke dahin, um einige Einkäufe zu machen.“

„Mit Ihrer Nachbarin?“

„Habe ich nicht ein Zimmer in der Rue du Temple?“

„Das vergaß ich —“

„Diese Nachbarin ist eine allerliebste Grisette und heißt Lachtaube; sie lacht immer und hat nie einen Geliebten gehabt.“

„Welche Tugend bei einer Grisette!“

„Sie ist nicht gerade aus Tugend züchtig gewesen, sondern, wie sie sagt, weil sie keine Zeit hat, verliebt zu sein; das würde ihr zu viel Zeit wegnehmen, denn sie muß täglich zwölf bis funfzehn Stunden arbeiten, um fünfundzwanzig Sous zu verdienen, mit denen sie auskommt.“

„Sie kann mit so wenig auskommen?“

„Sie besitzt sogar als Luxusgegenstände zwei Vögel, die mehr verzehren als sie selbst; ihr Zimmerchen ist äußerst sauber und nett und ihr Anzug immer sehr hübsch.“

„Mit fünfundzwanzig Sous täglich zu leben! Das ist ein Wunder.“

„Ein wahres Wunder von Ordnung, Arbeit, Sparsamkeit und practischer Philosophie ist das Mädchen allerdings, und ich empfehle sie Ihnen deshalb auch; sie ist, wie sie sagt, eine sehr geschickte Näherin. — Im äußersten Falle würden Sie nicht genöthigt sein, die Kleider zu tragen, die sie Ihnen machen würde —"

„Morgen schon werde ich ihr Arbeit schicken. — Das arme Mädchen, von einer so geringen Summe zu leben, die einem Reichen gleichsam unbekannt ist, da uns unsere geringsten Launen hundertmal mehr kosten."

„Sie interessiren sich also für meine kleine Nachbarin und wir können uns demnach zu unserm Abenteuer wenden. Ich ging also mit der Lachtaube in den Temple, um einige Einkäufe für Ihre Armen in dem Dachstübchen zu machen, als ich in einem alten Secretair herumsuchte, der zum Verkauf dastand, und darin das Concept eines Briefes von weiblicher Hand fand, in welchem die Schreiberin sich gegen eine dritte Person beklagte, mit ihrer Tochter durch die Unredlichkeit des Inhabers eines Depositums in die tiefste Noth gebracht zu sein. — Ich fragte die Verkäuferin, woher sie den Secretair habe. Er gehörte zu dem bescheidenen Mobiliar, das ihr eine noch junge Frau verkauft hatte, weil sie sich wahrscheinlich auf keine andere Weise Geld zu verschaffen gewußt. Die Frau und ihre Tochter, sagte die Verkäuferin, schienen von gutem Stande zu sein."

„Und Sie kennen die Wohnung derselben nicht?"

„Leider nicht, wenigstens bis jetzt nicht, aber ich habe dem Herrn von Graun Auftrag gegeben, sie zu ermitteln und sich im Nothfalle an die Polizeipräfectur zu wenden. Wahrscheinlich haben die beiden Unglücklichen in irgend einem armseligen Hôtel Garni ein Unterkommen gesucht. Wenn dem so ist, so können wir hoffen, denn die Inhaber dieser Häuser melden jeden Abend die Fremden, welche den Tag über zu ihnen gekommen sind."

„Welch' seltsames Zusammentreffen von Umständen!" entgegnete die Frau von Harville erstaunt.

„Es ist noch nicht Alles. — In einer Ecke des Briefconceptes, das ich in dem alten Secretair fand, standen die Worte: an die Herzogin von Lucenay zu schreiben!"

„Das ist ein Glück. Vielleicht erfahren wir etwas durch die Herzogin," fiel die Frau von Harville lebhaft ein. Mit einem

Seufzer setzte sie später hinzu: „aber wie soll ich die Frau der Herzogin bezeichnen, da mir der Name nicht bekannt ist?“

„Sie müssen die Herzogin fragen, ob sie nicht eine noch junge Wittwe kenne, deren sechzehn- bis siebzehnjährige Tochter Clara heißt. — Ich erinnere mich des Namens.“

„Der Name meiner Tochter! Das ist ein Beweggrund mehr, sich für jene Unglücklichen zu interessiren.“

„Ich vergaß Ihnen zu sagen, daß der Bruder dieser Wittwe vor einigen Monaten als Selbstmörder gestorben ist.“

„Wenn die Herzogin von Lucenay die Familie kennt,“ entgegnete die Marquise nachdenkend, „so reichen die Angaben hin, sie auf die Spur zu bringen. — Mich treibt schon die Ungeduld, ihr einen Besuch zu machen, — ich werde ihr aber noch heute Abend ein paar Worte schreiben, um sie morgen früh sicher zu treffen. Wer können die Frauen sein? Nach dem, was Sie von ihnen wissen, königl. Hoheit, scheinen sie den höhern Ständen anzugehören. — In so schreckliche Noth zu kommen! Ach, für sie muß die Armuth doppelt schrecklich sein.“

„Und durch den Betrug eines Notars, eines Schurken, von dem mir schon andere Niederträchtigkeiten bekannt sind, — Jacob Ferrand.“

„Der Notar meines Mannes!“ rief Clemence aus, „der Notar meiner Stiefmutter! Sie irren sich, königl. Hoheit, man hält gerade diesen Mann für ein Muster von Rechtschaffenheit.“

„Ich habe Beweise vom Gegentheil, — aber sprechen Sie mit Niemandem von meinen Zweifeln oder vielmehr von meiner Gewißheit in Bezug auf diesen Elenden; er ist so schlau als schlecht, und da ich ihm die Maske abreißen will, muß er noch einige Tage an seine Straflosigkeit glauben. Ja, er hat die unglücklichen Frauen beraubt, indem er ein Depositum abläugnete, das ihm aller Wahrscheinlichkeit nach von dem Bruder der Wittwe übergeben worden war.“

„Und die Summe?“

„War Alles, was sie besaßen.“

„Das ist eines jener Verbrechen —“

„Jener Verbrechen,“ fiel Rudolph ein, „die nichts entschuldigen kann, weder das Bedürfniß, noch die Leidenschaft. Oft treibt der Hunger zum Diebstahle, die Rache zum Morde, dieser schon reiche Notar aber, dieser Mann, dem die Gesellschaft einen

fast priesterlichen Charakter beigelegt hat, welcher Vertrauen erzeugt, wird durch kaltberechnende Habsucht zum Verbrechen getrieben. Der Mörder tödtet Sie nur einmal und rasch — mit dem Dolche, er dagegen mordet langsam, mit allen Qualen der Verzweiflung und des Elendes, in die er seine Opfer stürzt. Für einen Mann wie dieser Ferrand ist! nichts heilig, weder das Erbe der Waise, noch die mühsam erworbene Habe des Armen. — Sie vertrauen ihm Geld an, — das Geld reizt ihn und er stiehlt es; der Wille dieses Mannes macht Sie, die Sie reich und glücklich waren, zur trostlosen Bettlerin. Durch viele Entbehrungen und Arbeiten haben Sie sich Brod und Obdach für Ihr Alter gesichert, — der Wille dieses Mannes entreißt Ihrem Alter dieses Brod und dieses Obdach. — Noch nicht genug. — Betrachten Sie die entsetzlichen Folgen dieser schändlichen Beraubungen. — Die Wittwe, von der wir sprechen, stirbt vielleicht vor Gram und Hunger; ihre junge und schöne Tochter, die ohne Stütze, ohne Hilfsmittel dasteht, an Wohlstand gewöhnt ist und nicht gelernt hat, ihren Unterhalt zu verdienen, steht bald zwischen der Schande und dem Hunger; unterliegt sie, so ist sie verloren, entehrt für immer. Jacob Ferrand verschuldet also durch die Beraubung den Tod der Mutter und die Entehrung der Tochter; er mordete den Körper der einen und die Seele der andern, und zwar, wie ich schon bemerkte, nicht plötzlich, mit einemmale, wie die andern Mörder, sondern langsam und grausam."

Clemence hatte Rudolph noch nie so bitter, so entrüstet sprechen hören; sie hörte ihn schweigend an, und seine beredten Worte, die einen gewaltigen Haß gegen das Böse verriethen, machten einen tiefen Eindruck auf sie.

„Ich bitte Sie um Vergebung," sagte Rudolph nach einer kurzen Pause, „ich konnte meinen Unwillen nicht bergen, da ich an das entsetzliche Unglück dachte, welches Ihre künftigen Schutzempfohlenen betreffen kann. Glauben Sie, man übertreibt nie die Folgen, welche Noth und Armuth oft nach sich ziehen."

„Ach, ich sage Ihnen vielmehr Dank, daß Sie durch diese schrecklichen Worte das Mitleiden, welches mir die unglückliche Mutter einflößt, wo möglich noch erhöht haben. Ach, sie muß besonders ihrer Tochter wegen leiden, und das ist entsetzlich. — Aber wir werden sie retten, wir werden ihnen ihre Zukunft sichern, nicht wahr, königl. Hoheit? Gott sei Dank, ich bin

reich, wenn auch nicht so reich, als ich es jetzt sein möchte, da ich eine neue Anwendung des Reichthums kennen lerne, aber ich werde mich im Nothfalle an meinen Mann wenden und ihn so glücklich machen, daß er mir die Befriedigung dieser neuen Einfälle nicht versagen kann, und ich sehe ein, daß ich viele der Art haben werde. Unsere Schutzempfohlenen sind stolz, wie Sie mir sagen, und ich liebe sie um deswillen noch mehr; Stolz im Unglück ist immer das Zeugniß einer Seelenhoheit. Ich werde Mittel finden, sie zu retten, ohne daß sie glauben, meiner Hilfe eine Wohlthat zu verdanken. — Das wird schwer sein, — aber desto besser. — Ich habe schon einen Plan. Sie werden sehen, königl. Hoheit, Sie werden sehen, daß es an Schlauheit mir nicht gebricht."

„Ich ahne bereits die kunstvollsten Combinationen," sagte Rudolph lächelnd.

„Zuerst aber müssen sie ausfindig gemacht werden. — Ach, wenn es doch schon morgen wäre! Bin ich bei der Herzogin von Lucenay gewesen, so gehe ich in die frühere Wohnung der armen Wittwe, frage ihre Nachbarn und erkundige mich überall. Ich scheue selbst die Gefahr nicht, wenn es sein muß. Ich werde stolz sein, wenn ich selbst und allein das Resultat erlange, das ich wünsche! Und ich werde es erlangen. Die armen Frauen! Mein Mitleiden mit ihnen steigt, wenn ich an meine Tochter denke —"

Rudolph, den dieser Eifer des Wohlthuns bewegte, lächelte traurig, als er die so schöne, so liebenswürdige zwanzigjährige Frau ansah, die in edeln Thaten ihr häusliches Unglück zu vergessen sich bestrebte. Die Augen der Marquise funkelten, ihre Wangen waren leicht geröthet, ihre lebhaften Geberden und ihre eifrige Sprache gaben dem lieblichen Gesicht einen neuen Reiz.

XXXX.

Die Schlinge.

Die Frau von Harville bemerkte, daß Rudolph sie schweigend betrachtete. Sie erröthete und schlug die Augen nieder,

bald aber schlug sie dieselben in reizender Verlegenheit wieder auf und sagte:

„Sie lachen über meine Begeisterung? Aber ich sehne mich mit Ungeduld nach den süßen Freuden, die mein Leben verschönern sollen, das bisher so traurig und nutzlos war. Freilich ist das jenes Geschick nicht, von dem ich immer träumte. Es giebt ein Gefühl, ein Glück, das größer ist denn alle andern, und das ich — nie kennen lernen soll. Obgleich noch jung, muß ich demselben doch entsagen," setzte Clemence mit einem Seufzer hinzu. Dann fuhr sie fort: „ich werde mir aber doch, Dank sei es Ihnen, mein Retter, andere Interessen schaffen; die Mildthätigkeit wird an die Stelle der Liebe treten. — Schon verdanke ich Ihrem Rathe so rührende Empfindungen. — Ihre Worte haben so große Gewalt über mich! Je länger, je tiefer ich über Ihre Ideen nachdenke, um so gerechter, um so großartiger, um so fruchtbarer finde ich sie. Wenn ich dann bedenke, daß Sie, nicht zufrieden damit, Mitgefühl mit Leiden zu empfinden, die Ihnen gleichgiltig sein könnten, mir auch den heilsamsten Rath geben und mich auf der neuen Bahn führen, die Sie einem armen, fast gebrochenen Herzen eröffnet haben, — ach, königl. Hoheit, welchen Schatz von Güte birgt Ihre Seele! Woher haben Sie dieses tiefe, edle Mitgefühl?"

„Ich selbst habe viel gelitten und leide noch, und ich weiß deshalb, wie weh die Schmerzen thun."

„Sie, königl. Hoheit, sind unglücklich?"

„Ja, denn man könnte sagen, das Schicksal habe mich alle Leiden empfinden lassen, um mein Mitleiden mit Anderer Unglück zu erregen. Es suchte mich heim in dem Freunde, in dem ersten Weibe, das ich mit dem ganzen blinden Vertrauen der Jugend liebte, es suchte mich heim in meiner Frau, als Sohn in meinem Vater, als Vater in meinem Kinde."

„Ich glaubte, die Großherzogin habe Ihnen kein Kind hinterlassen?

„Allerdings, aber vor meiner Verheirathung hatte ich eine Tochter, die in ihrer Kindheit starb. So seltsam es Ihnen auch erscheinen mag, der Verlust dieses Kindes, das ich kaum gesehen habe, erfüllt mein ganzes Leben mit Trauer. Je älter ich werde, um so tiefer wird der Gram. Jedes Jahr mehrt sich seine Bit-

terkeit; er wächst gleichsam, wie meine Tochter hätte wachsen sollen. Jetzt würde sie siebzehn Jahre alt sein."

„Lebt ihre Mutter noch?" fragte Cleménce nach einiger Zögerung.

„Ach, sprechen Sie nicht von ihr," entgegnete Rudolph, dessen Züge sich bei der Erinnerung an Sarah verdüsterten; „ihre Mutter ist ein unwürdiges Geschöpf, verhärtet durch Selbstsucht und Ehrgeiz. Bisweilen frage ich mich, ob es für meine Tochter nicht besser sei, daß sie gestorben ist, als wenn sie in den Händen ihrer Mutter geblieben wäre."

Clemence freute sich fast, als sie Rudolph so sprechen hörte.

„Ach, nun begreife ich," sagte sie, „daß Sie sich doppelt nach Ihrer Tochter sehnen."

„Ich würde sie so sehr geliebt haben! Und dann kommt es mir vor, als läge bei uns Fürsten in der Liebe zu einem Sohne ein gewisses Geschlechts- und Namensinteresse, ein gewisser politischer Nebengedanke. Aber eine Tochter! eine Tochter! Die liebt man um ihrer selbst willen. Welche Freude schon, in der Betrachtung einer reinen Seele ausruhen zu können, nachdem man die Menschheit unter den traurigsten Gestalten gesehen hat! Welche Wonne, den jungfräulichen Athem zu athmen und ihre unschuldigen Gefühle zu belauschen! Die Mutter, die noch so sehr in ihre Tochter verliebt, noch so stolz auf sie ist, empfindet dieses Entzücken nicht; sie ist ihr zu ähnlich, um sie ganz zu würdigen, um diese unbeschreibliche Wonne zu fühlen. Weit eher wird sie die männlichen Eigenschaften eines kühnen und muthigen Sohnes zu schätzen wissen. Finden Sie nicht auch, daß die Liebe einer Mutter zu ihrem Sohne, die Liebe eines Vaters zu seiner Tochter dadurch noch rührender wird, daß dabei ein schwaches Wesen betheiligt ist, welches immer Schutz bedarf? Der Sohn schützt seine Mutter, der Vater schützt seine Tochter."

„Ja, königl. Hoheit ..."

„Aber, ach, was hilft es, diese unbeschreibliche Wonne zu begreifen, wenn man sie nie genießen soll?" setzte Rudolph traurig hinzu.

Clemence konnte eine Thräne nicht zurückhalten, so rührend, so ergreifend war der Ton Rudolph's.

Nach einer Pause, in der er über das Gefühl fast erröthete,

von dem er sich hatte überwältigen lassen, sagte er mit traurigem Lächeln zu der Frau von Harville:

„Verzeihen Sie, meine Sehnsucht, meine Erinnerungen haben mich gegen meinen Willen mit fortgerissen; Sie verzeihen mir, nicht wahr?“

„Ach, königl. Hoheit, glauben Sie mir, ich theile Ihren Kummer. Habe ich nicht ein Recht dazu? Haben Sie nicht den meinigen getheilt? Leider ist der Trost vergeblich, den ich Ihnen bieten kann.“

„Nein, nein, der Beweis Ihrer Theilnahme thut mir wohl. Ist es doch fast eine Erleichterung, wenn man es aussprechen darf, daß man leidet. Ich würde es Ihnen nicht gesagt haben, hätte nicht unser Gespräch traurige Erinnerungen in mir geweckt. — Es ist eine Schwachheit, aber ich kann von keinem jungen Mädchen sprechen hören, ohne an die zu denken, welche ich verloren habe —“

„Diese Gedanken sind ja auch ganz natürlich. — Seit ich Sie gesehen, habe ich eine Freundin, welche die Aufsicht über die Arbeit der jungen Gefangenen in St. Lazarus führt, bei ihren Besuchen dort begleitet. Es leben in dem Hause Personen, die schwere Schuld auf sich geladen haben. Wäre ich nicht Mutter, so würde ich sie ohne Zweifel strenger beurtheilt haben, während ich ein schmerzliches Mitleiden mit ihnen fühle, wenn ich bedenke, daß sie vielleicht nicht gefallen wären, wenn man sie nicht seit ihrer Kindheit an hilflos und arm gelassen hätte. Ich weiß nicht, wie es zugeht, aber nach solchen Gedanken ist es mir, als liebte ich meine Tochter noch mehr —“

„Wir wollen Muth fassen,“ entgegnete Rudolph mit traurigem Lächeln. — „Das Gespräch hat mich über Sie beruhiget. — Es ist Ihnen ein heilsamer Weg gebahnt; folgen Sie ihm, so werden Sie, ohne zu fehlen, jene Prüfungsjahre durchschreiten, welche für die Frauen, namentlich für eine Frau wie Sie, so gefährlich sind; Ihr Verdienst wird groß sein. — Sie werden zwar noch zu kämpfen, zu leiden haben, denn Sie sind noch sehr jung, aber der Gedanke an das Gute, das Sie gethan haben und das Ihnen zu thun übrig bleibt, wird Ihnen Muth und Kraft geben —“

Die Frau von Harville weinte.

„Wenigstens werde ich nie Ihre Hilfe und Ihren Rath entbehren, nicht wahr, königl. Hoheit?“ sagte sie.

„Ob nahe oder fern, ich werde stets den innigsten Antheil an Ihnen nehmen, ich werde stets, so viel in meinen Kräften steht, zu Ihrem Glücke und zu dem Glücke des Mannes beizutragen suchen, dem ich die dauerndste Freundschaft widme —“

„Ich danke Ihnen für dieses Versprechen,“ sagte Clemence, indem sie die Thränen trocknete. — „Ohne Ihren edeln Beistand würden mich die Kräfte verlassen, ich fühle es, aber glauben Sie mir, ich schwöre es Ihnen hier, ich werde muthig meine Pflicht erfüllen.“

Bei diesen Worten wurde rasch eine verborgene Thür in der Tapete geöffnet.

Clemence stieß einen Schrei aus. Rudolph erschrak.

Herein trat Harville, bleich, tief bewegt, mit Thränen in den Augen.

Nachdem das erste Staunen vorüber war, sagte der Marquis zu Rudolph, indem er ihm den Brief Sarah's übergab:

„Hier, königl. Hoheit, ist der schändliche Brief, den ich eben in Ihrer Gegenwart empfing. — Verbrennen Sie ihn, nachdem Sie ihn gelesen haben.“

Clemence sah ihren Mann staunend an.

„Das ist schändlich!“ rief Rudolph entrüstet aus.

„Es giebt aber noch etwas Abscheulicheres, als diese anonyme Abscheulichkeit, — mein Verhalten.“

„Wie meinen Sie das?“

„Statt Ihnen den Brief offen und frei zu zeigen, verbarg ich ihn und heuchelte Ruhe, während die Eifersucht, die Wuth und Verzweiflung in meinem Herzen kochten. Und wissen Sie, was ich dann gethan habe? Ich verbarg mich hinter dieser Thüre, um Ihr Gespräch zu belauschen, ja ich war so erbärmlich, an Ihrer Rechtlichkeit, an Ihrer Ehre zu zweifeln. Ach, der Schreiber dieser Briefe weiß, an wen er sich richtet! — er weiß, wie schwach mein Kopf ist. Muß ich Sie nun nicht auf meinen Knien um Verzeihung und Gnade bitten, nachdem ich gehört habe, was ich hörte, — es ist mir kein Wort entgangen, — nachdem ich weiß, was Sie in die Rue du Temple zieht? Ich knie hier vor Ihnen, königl. Hoheit, und vor Dir, Clemence; ich kann nur noch auf Ihren Edelmuth rechnen.“

„Mein Gott, lieber Albert, was habe ich Ihnen zu verzeihen?“ sagte Rudolph, indem er dem Marquis beide Hände mit der rührendsten Herzlichkeit entgegenstreckte. — „Jetzt kennen Sie unsere Geheimnisse und ich freue mich darüber, ich kann Ihnen ungehindert den Text lesen. Ich bin nun Ihr Vertrauter, und, was noch besser ist, Sie sind der Vertraute der Frau von Harville und Sie wissen, was Sie von diesem edeln Herzen zu erwarten haben —“

„Und Du, Clemence,“ sagte Harville traurig zu seiner Frau, „verzeihst Du mir auch diesmal?“

„Ja, unter der Bedingung, daß Du mir beistehst, Dich glücklich zu machen,“ — und sie reichte ihrem Manne die Hand, welche dieser gerührt drückte.

„Wahrhaftig, lieber Marquis,“ sagte sodann Rudolph, „unsere Feinde sind sehr ungeschickt; sie haben es bewirkt, daß wir nun noch vertrauter sind, als früher. — Sie haben die Frau von Harville nie besser gewürdigt, — sie ist Ihnen nie ergebener gewesen. — Gestehen Sie, daß wir an den Neidischen und Bösen glänzend gerächt sind. Das ist schon viel, — bis wir mehr erreichen, denn ich errathe, von woher der Schlag ausgegangen ist, und ich pflege nicht geduldig zuzusehen, wenn man meinen Freunden etwas zu Leide thut. Doch das ist meine Sache, — Adieu, Frau Marquise, — unsere Intrigue ist entdeckt, Sie werden Ihren Schutzempfohlenen nicht mehr allein beizustehen haben, — aber beruhigen Sie sich, wir beginnen bald wieder ein geheimnißvolles Unternehmen und der Marquis soll sehr schlau sein müssen, wenn er es entdecken will —“

— — — — — — — — — — — —

Der Marquis begleitete Rudolph bis an den Wagen desselben, um ihm nochmals zu danken, und begab sich sodann in sein Zimmer, ohne Clemence wiederzusehen.

XXXXI.

Reflexionen.

Es würde schwer sein, die stürmischen, einander widerstreitenden Gefühle zu schildern, welche in Harville tobten, als er allein war.

Er erkannte mit Freuden die Anklage gegen Rudolph und Clemence für eine unwürdige Lüge, war aber auch überzeugt, daß er der Hoffnung ganz entsagen müsse, von seiner Frau jemals geliebt zu werden. Ja, Clemence hatte sich in dem Gespräche mit Rudolph so ergeben, so muthig, so fest entschlossen für das Gute gezeigt, und er machte sich nun bittere Vorwürfe, durch tadelnswerthe Selbstsucht die unglückliche junge Frau an sein Schicksal gefesselt zu haben.

Weit entfernt, durch das Gespräch, das er belauscht hatte, getröstet zu sein, versank er vielmehr in unaussprechliche Traurigkeit und Verzweiflung.

Das Nichtsthun der Reichen hat das Schreckliche, daß sie nichts vor schmerzlichen Gefühlen schützt und dieselben vergessen läßt. Da sie nicht gezwungen sind, mit den Bedürfnissen der Zukunft und den Arbeiten jedes Tages sich zu beschäftigen, so bleiben sie fortwährend und unausgesetzt die Beute der heftigen Seelenpein.

Sie können besitzen, was sich durch Geld erwerben läßt, und wünschen und ersehnen nun mit unerhörtem Ungestüm das, was das Geld allein nicht zu geben vermag.

Der Schmerz Harville's war verzweifelt, denn er wollte doch eigentlich nur das, was gerecht und gesetzlich ist, — den Besitz, wenn nicht die Liebe seiner Frau.

Bei der bestimmten und hartnäckigen Weigerung Clemence's fragte er sich, ob die Worte des Gesetzes: „die Frau gehört ihrem Manne.“ nicht ein bitterer Spott wären.

An welche Gewalt sollte er sich wenden, um die Kälte,

den Widerwillen zu bekämpfen, welche sein Leben in eine lange Strafe verwandelten, da er nur seine Frau lieben wollte, konnte und durfte?

Er mußte anerkennen, daß hierin, wie in so vielen andern Begebnissen des ehelichen Lebens, der Wille des Mannes oder der Frau gebieterisch, ohne daß eine Appellation, ein Zwang möglich ist, an die Stelle des souverainen Willens des Gesetzes tritt.

Auf diese Regungen eines machtlosen Zornes folgte eine düstere Niedergeschlagenheit.

Die Zukunft lastete schwer und eiseskalt auf ihm.

Er ahnete, daß der Aerger die Anfälle seiner schrecklichen Krankheit noch öfterer herbeiführen würde.

„Ach!“ rief er aus, gerührt und verzweifelt zu gleicher Zeit — „es ist meine Schuld, meine Schuld! Arme, unglückliche Frau, — ich habe sie hintergangen, unwürdig hintergangen! Sie kann —, sie muß mich hassen, und doch hat sie eben erst die rührendste Theilnahme geäußert. Aber statt damit zufrieden zu sein, verwirrte mich meine thörichte Leidenschaft, ich wurde zärtlich, sprach von meiner Liebe und kaum berührten meine Lippen ihre Hand, so schauderte sie. — Hätte ich an ihrer unüberwindlichen Abneigung noch zweifeln können, so würde das, was sie zu dem Fürsten sagte, jede Täuschung vernichtet haben. — Ach, es ist schrecklich! — schrecklich!

„Und welches Recht hatte sie, ihm dieses verhaßte Geheimniß mitzutheilen? Das ist ein unwürdiger Verrath. — Welches Recht sie hatte? — Das Recht, welches die Opfer haben, über ihren Henker sich zu beklagen. — Die Arme! Sie ist so jung, so liebevoll und wußte nichts Schlimmeres über die schreckliche Existenz zu sagen, in die ich sie gebracht habe, als „daß es nicht das Schicksal sei, von dem sie immer geträumt,“ daß sie noch so jung sei, und doch schon der Liebe entsagen müsse. Ich kenne Clemence, — sie wird es halten, was sie mir und dem Fürsten gesagt hat, — sie wird die zärtlichste Schwester gegen mich sein. Nun, — ist meine Lage nicht noch immer beneidenswerth? Auf das kalte und gezwungene Verhältniß, das bisher zwischen uns bestand, wird ein mildes, liebevolles folgen, während sie mich doch immer mit eiskalter Verachtung hätte behandeln können, ohne daß ich mich darüber beklagen durfte.

„Nun ich will mich trösten mit dem Genusse dessen, was sie

mir bietet. — Bin ich nicht noch immer sehr glücklich? Zu glücklich? Zu glücklich! Ach, wie schwach, wie muthlos bin ich! — Ist sie denn nicht meine Frau? Gehört sie mir nicht an? Erkennt nicht das Gesetz meine Macht über sie an? — Meine Frau widersetzt sich mir, nun — ich habe das Recht, sie —" Er unterbrach sich selbst mit höhnischem Lachen. „Ach ja — Gewalt, nicht wahr? Nun Gewalt, — wieder eine Schändlichkeit! Aber was thun? — Denn ich liebe sie, ich liebe sie wie wahnsinnig. Ich liebe nur sie, — ich mag keine Andere als sie, und ich will ihre Liebe, nicht ihre laue schwesterliche Zuneigung. — Nun, endlich wird sie wohl Mitleid fühlen, sie ist ja so gütig, — wenn sie mich so unglücklich sieht! — Aber nein! nie! Es giebt eine Ursache der Abneigung, die eine Frau nie überwindet, — den Ekel, . . . ja — den Ekel —. Hörst Du? — Den Ekel! Du mußt Dich wohl davon überzeugen, — sie wird sich stets, stets vor Deiner schrecklichen Krankheit fürchten," sprach Harville in schmerzlicher Aufregung.

Nach einem kurzen Schweigen fuhr er fort:

„Diese anonyme Anklage, welche den Fürsten und meine Frau beschuldigte, geht ebenfalls von feindlicher Hand aus und ich konnte, ehe ich ihn hörte, einen Augenblick Mißtrauen hegen, — ihn eines so schändlichen Verraths fähig halten! Und meine Frau ebenfalls! Ach, die Eifersucht ist unheilbar. — Und doch, ich darf mich nicht täuschen —, wenn der Fürst, der mich als zärtlicher edler Freund liebt, Clemence auffordert, ihren Geist und ihr Herz durch Wohlthätigkeit zu beschäftigen, wenn er ihr seinen Rath, seine Unterstützung zusagt, so bedarf sie des Raths, der Unterstützung —

„Kann sie nicht fehlen, sie, die so schön, so jung, so bewundert ist? Und findet sie nicht fast Entschuldigung für ihre Vergehen in den meinigen, die so groß sind?

„Eine neue Qual! Ach Gott, was habe ich gelitten, als ich sie für schuldig hielt! — Aber nein, diese Besorgniß ist ungegründet. — Clemence hat geschworen, niemals gegen ihre Pflicht zu handeln, und sie wird ihren Schwur halten, aber um welchen Preis, mein Gott! um welchen Preis! Ach, wie wehe that mir eben ihr mildes, trauriges, ergebenes Lächeln, als sie wieder liebevolle Worte für mich fand. Wie schwer mußte es ihr werden, so freundlich gegen ihren Henker zu sein! Arme

Frau, wie schön, wie rührend war sie so! Zum ersten Male fühlte ich eine schmerzliche Reue, denn bis dahin hatte sie sich durch ihre stolze Kälte selbst gerächt. — Ach, ich Unglücklicher, ich Unglücklicher! ...“

— — — — — — — — — — — — —

Nach einer langen schlaflosen Nacht, die er mit schmerzlichen Gedanken verbrachte, schwand die Aufregung Harville's plötzlich wie durch Zaubermacht.

Er erwartete den Anbruch des Tages mit Ungeduld.

XXXXII.

Pläne für die Zukunft.

Sobald es hell geworden war, klingelte Herr von Harville seinem Kammerdiener. Der alte Joseph hörte seinen Herrn, als er zu demselben hineintrat, zu seiner großen Verwunderung ein Jagdlied trällern, — ein eben so seltenes als sicheres Zeichen der guten Laune des Herrn von Harville.

„Ach, Herr Marquis,“ sagte der treue Diener gerührt, „welche schöne Stimme Sie haben! Wie Schade, daß Sie nicht öfterer singen!“

„Wahrhaftig, Joseph, ich habe eine hübsche Stimme?“ entgegnete Harville lachend.

„Ich würde die Stimme des Herrn Marquis immer schön finden, wäre sie auch so heiser und rauh wie die einer Eule oder eines Nachtwächters.“

„Schweig, Schmeichler!“

„Sehen Sie, Herr Marquis, wenn Sie singen, so ist das ein Zeichen, daß Sie zufrieden sind — und dann klingt mir Ihre Stimme wie die lieblichste Musik.“

„In diesem Falle öffne nur immer Deine langen Ohren, mein alter Joseph.“

„Was sagen Sie?“

„Du wirst diese liebliche Musik, die Dir so wohl gefällt, alle Tage hören können."

„Sie werden alle Tage glücklich sein, Herr Marquis?" rief Joseph aus, indem er mit freudigem Erstaunen seine Hände faltete.

„Alle Tage, alter Joseph, alle Tage werde ich glücklich sein. — Der Kummer und die Traurigkeit sind verschwunden. Dir, dem einzigen und verschwiegenen Vertrauten meiner Leiden, kann ich es sagen. Ich bin unbeschreiblich glücklich. — Meine Frau ist ein Engel an Güte, — sie hat mich wegen ihrer frühern Abneigung um Verzeihung gebeten und sie — erräthst Du es? — der Eifersucht zugeschrieben."

„Der Eifersucht?"

„Ja, anonyme Briefe haben Mißtrauen in ihr erregt ..."

„Welche Schlechtigkeit!"

„Du begreifst —, die Frauen sind so eitel —, dieser Umstand reichte hin, uns zu trennen; zum Glück hat sie sich aber gestern Abend offen gegen mich ausgesprochen. — Ich habe sie enttäuscht und kann Dir nicht beschreiben, wie entzückt sie war, denn sie liebt mich, ja, sie liebt mich. Die Kälte, welche sie zur Schau trug, war ihr so lästig wie mir. Kurz, unsere grausame Trennung hat ein Ende und darnach beurtheile meine Freude."

„Es ist also wahr!" rief Joseph mit Thränen in den Augen aus. „Es ist also wahr, Herr Marquis! Sie sind nun für immer glücklich, da Ihnen nur noch die Liebe der Frau Marquise fehlte, oder vielmehr da ihre Abneigung Ihr einziges Unglück war, — wie Sie mir sagten —"

„Wem sonst hätte ich es sagen können, mein armer alter Joseph? — Kanntest Du nicht ... ein noch traurigeres Geheimniß? Doch — wir wollen nicht von Traurigem reden, — der heutige Tag ist zu schön. — Bemerkst Du vielleicht, daß ich geweint habe? — Das Glück, meine Freude war zu groß — ich erwartete es so wenig! — Ich bin recht schwach, nicht wahr?"

„Ach, Herr Marquis, Sie können recht wohl vor Freude weinen, — haben Sie doch so viel aus Schmerz geweint. Und — sehen Sie! — mache ich es nicht auch wie Sie? Und die Thränen gäbe ich nicht für zehn Jahre meines Lebens hin. —

Ich fürchte nur noch Eins —, daß ich nicht werde umhin können, vor der Frau Marquise auf die Knie zu fallen. — Sobald ich sie sehe ...“

„Alter Narr! Du bist so unverständig wie Dein Herr. — Ich hege aber auch eine Besorgniß —“

„Mein Gott, welche?“

„Daß es nicht lange dauern wird —, ich bin zu glücklich. — Was fehlt mir noch?“

„Nichts, nichts, Herr Marquis, durchaus nichts.“

„Eben deshalb. — Einem so vollkommnen und vollständigen Glücke traue ich nicht.“

„Ach, wenn es nur das ist, Herr Marquis! Aber nein, ich wage nicht —“

„Ich verstehe Dich und — ich halte Deine Besorgniß für ungegründet. — Die Umwandlung, die mein Glück in mir hervorbringt, ist so groß, so gewaltig, daß ich überzeugt bin, fast geheilt zu sein —“

„Geheilt?“

„Hat mir der Arzt nicht hundertmal gesagt, eine starke geistige Erschütterung reiche hin, die schreckliche Krankheit hervorzurufen und zu heilen? Warum sollten glückliche Erschütterungen nicht auch vermögen, uns zu heilen?“

„Wenn Sie es glauben, Herr Marquis, so wird es geschehen, oder es ist vielmehr schon geschehen, — Sie sind geheilt. — Ist denn heute ein heiliger Tag? Ja, wie Sie sagen, Herr Marquis, die Frau Marquise ist ein Engel vom Himmel und ich fange fast auch an zu erschrecken, Herr Marquis; es ist viel Glück für einen Tag. Doch — da fällt mir etwas ein, — um Sie zu beruhigen, braucht es nur eine kleine Unannehmlichkeit und damit kann ich, Gott sei Dank! dienen.“

„Was giebt es?“

„Einer Ihrer Freunde hat sehr zum Glücke und sehr zu gelegener Zeit — wie gut sich das trifft! — einen Degenstoß erhalten, der freilich nicht bedeutend ist, aber das bleibt sich gleich, — es wird hinreichen, Sie so sehr zu verstimmen, daß dieser zu schöne heutige Tag doch, wie Sie wünschen, einen Flecken hat. — Freilich könnte man unter diesen Umständen wünschen, die Wunde möchte weit gefährlicher sein, indeß man muß zufrieden sein mit dem, was man eben hat.“

„Willst Du schweigen! — Von wem sprichst Du?"

„Von dem Herzog von Lucenay."

„Er ist verwundet?"

„Ein wenig am Arme geritzt. — Er kam gestern hierher, um Ihnen einen Besuch zu machen, und sagte, er würde diesen Vormittag wiederkommen, um eine Tasse Thee mit Ihnen zu trinken."

„Der arme Lucenay! Und warum hast Du mir nicht gesagt —?"

„Ich konnte gestern Abend den Herrn Marquis nicht sehen."

Nach kurzem Nachdenken entgegnete Harville:

„Du hast Recht, diese leichte Unannehmlichkeit wird ohne Zweifel das neidische Schicksal befriedigen. Aber da fällt mir etwas ein; ich habe Lust, diesen Morgen ein Herrnfrühstück zu improvisiren für die Freunde Lucenay's — zur Feier des glücklichen Ausgangs seines Duells. — Da er diese Gesellschaft nicht erwartet, wird er sich darüber sehr freuen."

„Das ist schön, Herr Marquis! Nur lustig! Holen Sie die verlorene Zeit ein! Wie viel Couverts? Damit ich es dem Hofmeister sagen kann."

„Sechs Personen in dem kleinen Winterspeisesaale."

„Und die Einladungen?"

„Ich werde sie schreiben. Jemand aus dem Stalle setzt sich zu Pferde und trägt sie sogleich fort. Es ist noch früh am Tage und man wird Jedermann zu Hause antreffen. — Klingele!"

Joseph klingelte.

Herr von Harville trat in sein Cabinet und schrieb die folgenden Briefe ohne irgend eine Abänderung außer dem Namen des Eingeladenen.

„Mein lieber ***, das ist ein Circulär; es handelt sich um „ein Impromptu. Lucenay wird diesen Morgen bei mir früh„stücken und glaubt, mit mir allein zu sein; verschaffen Sie ihm „die angenehme Ueberraschung und schließen Sie sich mir und „einigen seiner Freunde an, die ich ebenfalls davon benachrichtige.

„Punkt zwölf Uhr. A. v. Harville."

Ein Diener trat ein.

„Es soll sich sogleich Jemand zu Pferde setzen und diese Briefe abgeben," sagte Herr von Harville; dann wendete er sich an Joseph und setzte hinzu: „schreibe die Adressen: Herr Vi-

comte von St. Remy, — Lucenay kann ohne ihn nicht sein," sprach Harville bei sich; — „Herr von Monville — ein Reisegefährte des Herzogs; — Lord Douglas — mein treuer Partner im Whist; — der Baron von Sezannes — sein Jugendfreund. Hast Du geschrieben?"

„Ja, Herr Marquis."

„Nun ohne Zeitverlust fort mit diesen Briefen," sagte Herr von Harville. „Und, Philipp, bitte doch den Herrn Doublet, zu mir zu kommen."

Philipp ging hinaus.

„Was hast Du?" fragte Harville den alten Joseph, der ihn staunend ansah.

„Ich kann gar nicht wieder zu mir kommen, Herr Marquis, — ich habe Sie nie so heiter, so rüstig gesehen und dann haben Sie rothe Wangen, während Sie sonst immer blaß aussahen, Ihre Augen blitzen —"

„Das Glück, alter Joseph, das Glück! Du mußt mir bei einer Intrigue beistehen, Dich bei Mademoiselle Julie erkundigen, die, wie ich glaube, die Diamanten meiner Frau unter sich hat —"

„Ja, Herr Marquis, Mademoiselle Julie hat die Diamanten in ihrer Verwahrung; ich half ihr vor acht Tagen bei dem Putzen des Schmuckes."

„Geh zu ihr und frage sie nach dem Namen und der Adresse des Juweliers ihrer Gebieterin, verbiete ihr aber, der Marquise etwas davon zu sagen."

„Ich verstehe, Herr Marquis, — eine Ueberraschung ..."

„Schnell, schnell! Da kommt Doublet."

Der Intendant trat wirklich ein, während Joseph hinausging.

„Ich habe die Ehre, den Befehlen des Herr Marquis Folge zu leisten."

„Mein lieber Herr Doublet, ich werde Sie erschrecken," sagte Harville lächelnd; „Sie werden die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen."

„Ich, Herr Marquis?"

„Ja, Sie."

„Ich werde thun, was möglich ist, um den Herrn Marquis zufrieden zu stellen.

„Ich will viel Geld ausgeben, ungeheuer viel Geld.“

„Das können wir ja, Herr Marquis; wir haben es, Gott sei Dank!“

„Ich trage mich lange mit einem Bauplane, möchte dem rechten Flügel des Hauses nach dem Garten zu eine Galerie hinzufügen. Ich habe lange geschwankt und bisher nichts gegen Sie erwähnt, jetzt aber bin ich entschlossen.“ Mein Baumeister wird zu bitten sein, einmal zu mir zu kommen und darüber mit mir zu sprechen. Nun, Doublet, Sie erschrecken vor dieser Ausgabe nicht?“

„Ich kann versichern, daß ich nicht erschrecke —“

„Diese Galerie oder dieser Saal soll für große Gesellschaften und Feste bestimmt sein; sie soll schnell, wie durch Zauberei, hergestellt werden. Da nun aber solche Zauberei sehr theuer ist, so werden wir 15 bis 20,000 Liv. Renten verkaufen müssen, um die Ausgaben bestreiten zu können, denn die Arbeiten sollen so bald als möglich beginnen.“

„Sehr verständig. Ich habe immer gesagt, es fehlt dem Herrn Marquis nichts als eine Leidenschaft, ein Steckenpferd. Die Bauluft hat das Gute, daß das Gebaute bleibt. Wegen des Geldes brauchen der Herr Marquis nicht besorgt zu sein. Gott sei Dank, Sie können diesen Einfall recht wohl ausführen.“

In diesem Augenblicke trat Joseph wieder ein.

„Da,“ sagte er, ist die Adresse des Juweliers; er heißt Baudoin,“ sagte er zu dem Marquis von Harville.

„Mein lieber Doublet, haben Sie die Güte, zu diesem Juwelier zu gehen und ihn zu ersuchen, binnen einer Stunde eine Diamantenschnur hierher zu bringen, für die ich etwa zweitausend Louisd'or anzulegen gedenke. Die Frauen haben nie Juwelen genug, zumal da man jetzt sogar die Kleider damit besetzt. Wegen der Bezahlung werden Sie sich mit dem Juwelier einigen.“

„Ja, Herr Marquis. — Auch hier zaudere ich nicht. Bei den Diamanten ist es wie bei den Gebäuden; sie bleiben und behalten ihren Werth, und dann wird diese Ueberraschung der Frau Marquise ohne Zweifel Vergnügen machen, ungerechnet die Freude, die Sie sich selbst schaffen. Wie ich kürzlich die Ehre hatte zu bemerken, es giebt in der Welt keinen glücklichern Menschen als den Herrn Marquis.“

„Die Glückwünsche des Herrn Doublet,“ entgegnete Har-

ville lächelnd, „treffen merkwürdiger Weise stets den rechten Zeitpunkt.“

„Das ist auch ihr einziges Verdienst, Herr Marquis, nebst dem, daß sie wirklich vom Herzen kommen. Ich eile zu dem Juwelier,“ sagte Doublet und ging hinaus.

Harville, der nun wieder allein war, ging, die Arme auf der Brust über einander geschlagen, mit stierem Auge, nachdenkend in dem Zimmer auf und ab.

Der Ausdruck seines Gesichtes änderte sich plötzlich; es lag darin nicht mehr jene Zufriedenheit, durch welche der alte Diener und der Intendant des Marquis sich hatten täuschen lassen, sondern ruhige, kalte Entschlossenheit.

Nachdem er eine Zeitlang auf- und abgegangen war, sank er auf einen Stuhl, gleichsam niedergedrückt von der Last seiner Schmerzen, stemmte beide Elnbogen auf seinen Schreibtisch und stützte die Stirn auf beide Hände.

Nach wenigen Augenblicken fuhr er plötzlich wieder empor, wischte eine Thräne ab, die sein geröthetes Augenlid befeuchtete, und sprach mit Anstrengung:

„Muth! Muth!“

Er schrieb sodann an verschiedene Personen über ziemlich unbedeutende Gegenstände und bestimmte oder verschob verschiedene Zusammenkünfte auf mehrere Tage hinaus. Eben war er mit diesen Briefen zu Ende, als Joseph wieder eintrat, der so heiter war, daß er sich sogar so weit vergaß, auch ein Liedchen zu trällern.

„Joseph, Du hast eine schöne Stimme,“ sagte der Marquis lächelnd zu ihm.

„Desto schlimmer, Herr Marquis; in mir singt es so stark, daß ich es außen höre —“

„Du wirst diese Briefe zur Post besorgen.“

„Ja, Herr Marquis; aber wo wollen Sie die geladenen Herrn empfangen?“

„Hier, in meinem Zimmer. Sie werden nach dem Frühstück rauchen und der Tabaksgeruch dringt von hier nicht bis zu meiner Frau.“

In diesem Augenblicke hörte man einen Wagen in den Hof rollen.

„Die Frau Marquise fährt aus; sie hat ihre Equipage sehr zeitig bestellt,“ sagte Joseph.

„Geh und bitte sie, zu mir zu kommen, ehe sie ausfährt.“

„Ja, Herr Marquis.“

Kaum hatte sich der Diener entfernt, als Harville an den Spiegel trat und sich aufmerksam betrachtete.

„Gut, gut,“ sagte er mit dumpfer Stimme vor sich hin. — „Rothe Wangen, blitzende Augen — vor Freude oder Fieber — es kommt nichts darauf an, wenn man sich nur dadurch täuschen läßt. — Nun noch ein Lächeln um die Lippen! Es giebt so viele Arten des Lächelns —, wer könnte das falsche von dem ächten unterscheiden? Wer vermöchte durch die lügnerische Maske hindurch zu blicken und zu sagen: Hinter diesem Lächeln verborgen liegt eine finstere Verzweiflung; diese lärmende Lustigkeit verbirgt einen Todesgedanken? Wer könnte dies errathen? Niemand — glücklicher Weise Niemand. Niemand? Ach ja, die Liebe würde sich doch nicht täuschen lassen; ihr scharfer Blick würde die Wahrheit errathen. — Aber ich höre meine Frau, — meine Frau!! Zu Deiner Rolle, unglückseliger Schauspieler!“

Clemence trat in das Zimmer Harville's.

„Guten Morgen, Albert, lieber Bruder!“ sagte sie mit liebevollem Tone zu ihm, indem sie ihm die Hand reichte. Als sie das Lächeln ihres Mannes bemerkte, setzte sie hinzu: „Was ist Dir? Du siehst so freudestrahlend aus.“

„Ich dachte eben an Dich, liebes Schwesterchen, und überdies beherrscht mich ein vortrefflicher Vorsatz —“

„Das wundert mich nicht —“

„Alles, was gestern geschehen ist, Dein bewunderungswürdiger Edelmuth, das herrliche Benehmen des Fürsten hat mir viel zu denken gegeben und ich habe mich ganz zu Deinen Ideen bekehrt, ganz und gar. Ich bedauere mein gestriges Aufbrausen, das Du wenigstens aus Koketterie entschuldigen wirst, nicht wahr?“ setzte er lächelnd hinzu, „denn Du würdest mir es doch nicht verziehen haben, wenn ich so leicht Deiner Liebe entsagt hätte . . .“

„Welche Sprache, welche glückliche Veränderung!“ rief die Frau von Harville aus. „Ich wußte es wohl, daß Du mich verstehen würdest, wenn ich mich an Dein Herz, an Deinen Verstand wendete. — Jetzt zweifele ich an der Zukunft nicht mehr —“

„Auch ich nicht, Clemence. Ja, seit meinem Vorsatz von

dieser Nacht hat sich diese Zukunft, die mir so düster und unklar vorkam, merkwürdiger Weise aufgeklärt —"

„Nichts natürlicher, lieber Freund, und wir wollen nun, geschwisterlich auf einander gestützt, einem Ziele entgegen gehen. Am Ende unserer Laufbahn werden wir uns so wiederfinden, wie wir jetzt sind. Ich wünsche von Herzen, daß Du glücklich sein mögest, und Du wirst es sein, denn hier —," und sie legte einen Finger auf die Stirn. Mit reizendem Lächeln senkte sie aber bald die Hand, legte sie auf ihr Herz und fuhr fort: „Nein, ich irre mich, hier wird dieser gute Gedanke wachen für Dich — und auch für mich und Du wirst erfahren, was ein fest entschlossenes Herz vermag."

„Theure Clemence —," fiel Harville ein, der sein überströmendes Gefühl kaum mäßigen konnte und erst nach einigen Augenblicken lächelnd fortfuhr:

„Ich ließ Dich bitten, einen Augenblick zu mir zu kommen, weil ich Dir sagen wollte, daß ich diesen Morgen den Thee nicht bei Dir trinken kann. — Ich habe mehrere Freunde zum Frühstück bei mir, das gleichsam improvisirt worden ist zur Feier des glücklichen Ausganges des Duells des armen Lucenay, der übrigens durch seinen Gegner nur leicht verwundet worden ist."

Die Frau von Harville erröthete, als sie an die Ursache dieses Duells dachte, — ein beleidigendes Wort, das Lucenay in ihrer Gegenwart zu Herrn Karl Robert gesagt hatte.

Die Erinnerung war schmerzlich für Clemence, denn sie erweckte in ihr eine Verwirrung, deren sie sich jetzt schämte.

Um diesem peinlichen Gefühle zu entgehen, sagte sie zu ihrem Manne:

„Ein seltsames Zusammentreffen! Der Herzog von Lucenay frühstückt bei Dir und ich gehe, um mich, vielleicht auf etwas zudringliche Weise, bei der Herzogin von Lucenay zum Frühstück zu bitten. Ich habe mit ihr viel über meine beiden unbekannten Schützlinge zu sprechen. Von ihr aus denke ich mit der Frau von Blainval das Gefängniß St. Lazarus zu besuchen, denn ich intriguire jetzt, um zu den jungen Verhafteten zu gelangen."

„Du bist wirklich unersättlich," sagte Harville lächelnd; dann setzte er mit schmerzlicher Bewegung hinzu, die sich trotz seiner Anstrengung etwas verrieth: „so werde ich Dich also nicht wiedersehen — heute?"

„Ist Dir es unangenehm, daß ich so früh ausgehe?“ fragte Clemence, die sich über den Ton seiner Stimme wunderte. „Wenn — Du es wünschest, kann ich meinen Besuch bei der Herzogin von Lucenay verschieben.“

Der Marquis war nahe daran, sich zu verrathen, er nahm aber schnell den freundlichsten Ton wieder an und sagte:

„Ja, liebes Schwesterchen, es thut mir leid, daß Du so zeitig ausgehst, und ich werde Deine Rückkehr mit Ungeduld erwarten, — es sind dies Fehler, die ich so leicht nicht ablegen werde.“

„Es würde mir auch leid thun, wenn Du diesen Fehler ablegtest.“

Die Klingel meldete einen Besuch.

„Da kommt ohne Zweifel einer Deiner Gäste,“ sagte Frau von Harville. — „Ich verlasse Dich. — Was hast Du für den Abend vor? Wenn Du noch nichts beschlossen hast, so verlange ich, daß Du mich in das italienische Theater begleitest. Vielleicht macht Dir die Musik jetzt mehr Vergnügen.“

„Ich füge mich mit dem größten Vergnügen in Deine Befehle.“

„Gehst Du bald aus und wirst Du vor Tische wieder hier sein?“

„Ich gehe nicht aus. Du wirst mich hier treffen —“

„So werde ich nach meiner Rückkehr fragen, ob Du Dich bei dem Frühstücke gut unterhalten hast.“

„Adieu, Clemence.“

„Adieu, lieber Freund; auf baldiges Wiedersehen. Ich räume das Feld und wünsche euch vieles Vergnügen und sei recht lustig!“

Nachdem Clemence ihrem Manne herzlich die Hand gedrückt hatte, ging sie durch die eine Thüre hinaus, als eben der Herzog von Lucenay durch eine andere hereintrat.

„Sie wünscht mir vieles Vergnügen und fordert mich auf, lustig zu sein. In dem Worte Adieu, in diesem letzten Rufe meiner verzweifelnden Seele, in diesem Worte eines ewigen Abschiedes hat sie — ein baldiges Wiedersehen verstanden und sie geht ruhig und lächelnd fort. — Das macht meiner Verstellungskunst Ehre. Beim Himmel, ich glaubte es nicht, ein so guter Schauspieler zu sein. — Da kommt Lucenay.“

XXXXIII.

Das Frühstück.

Der Herzog von Lucenay trat in das Zimmer Harville's.

Die Wunde des Herzogs war so unbedeutend gewesen, daß er seinen Arm nicht einmal mehr im Bunde trug. Sein Gesicht hatte noch immer den hochmüthigen Ausdruck, seine queckfilberne Unruhe hatte sich nicht gelegt und seine Spottsucht, seine Freude an Neckereien herrschte noch immer in ihm vor. Trotz seinen Seltsamkeiten, trotz seinen geschmacklosen Witzen, trotz seiner maßlos großen Nase, die seinem Gesichte ein fast groteskes Aussehen gab, hatte Lucenay, wie bereits erwähnt, nichts Gemeines, weil er stets eine gewisse natürliche Würde bewahrte.

„Für wie gleichgiltig müssen Sie mich halten, lieber Heinrich," sagte Harville, indem er Lucenay die Hand reichte; „aber ich habe wirklich erst diesen Morgen von Ihrem unglücklichen Abenteuer gehört —"

„Unglücklich! gehen Sie, Marquis! Ich habe in meinem Leben nie so herzlich gelacht. — Der vortreffliche Herr Robert sah so feierlich entschlossen aus, die Meinung nicht gelten zu lassen, daß er die Fettsucht habe! Das war, wissen Sie es nicht? die Ursache des Duelles. Ich habe ihn in dem ***schen Gesandtschaftshôtel in Gegenwart Ihrer Frau und der Gräfin Mac Gregor gefragt, wie es mit seiner Fettsucht stehe, — inde irae, denn unter uns, er leidet an dieser Sucht keinesweges. Aber das bleibt sich gleich. — Sie sehen ein, sich so etwas vor hübschen Frauen sagen zu lassen, — macht böses Blut."

„Welcher Einfall! Daran erkenne ich Sie. — Aber wer ist der Herr Robert?"

„Ich weiß es wahrhaftig nicht. Ich habe ihn im Bade kennen gelernt; er ging im Wintergarten der Gesandtschaft an uns vorüber und ich rief ihn, um ihn zu necken. Den zweiten Tag darauf gab er mir statt der Antwort einen kleinen Degenstoß. So stehen wir mit einander. Doch genug von diesen Albernheiten. Ich bin gekommen, um Sie um eine Tasse Thee zu bitten."

Bei diesen Worten warf sich Lucenay auf ein Sopha, worauf er seinen Stock zwischen die Wand und den Rahmen eines Gemäldes steckte, das über ihm hing, und anfing, dasselbe hin und her zu bewegen.

„Ich erwartete Sie, lieber Heinrich, und habe Ihnen eine Ueberraschung zugedacht," sagte Harville.

„Ah! Und welche?" rief Lucenay aus, indem er an dem Gemälde so stark rüttelte, daß es beinahe herunter fiel.

„Sie werden sich das Gemälde auf den Kopf werfen," sagte Harville.

„Sie haben wahrhaftig Recht. — Sie besitzen einen Adlerblick. — Aber die Ueberraschung, die Ueberraschung!"

„Ich habe einige gute Freunde gebeten, mit uns hier zu frühstücken."

„Bravo, Marquis, bravissimo! erzbravissimo!" rief Lucenay aus voller Kehle, indem er mit aller Kraft mit dem Stocke auf die Sophakissen schlug.

„Und wer wird kommen, Saint Remy? — Nein, der ist seit einigen Tagen auf dem Lande. Was zum Teufel kann er mitten im Winter auf dem Lande suchen?"

„Wissen Sie gewiß, daß er nicht in Paris ist?"

„Ganz gewiß. Ich habe ihn aufgefordert, mein Secundant zu sein. — Er war aber fort und ich wählte Lord Douglas und Sezannes."

„Das trifft sich vortrefflich. Sie kommen auch."

„Bravo! bravo!" schrie Lucenay von neuem. Dann wälzte und schnellte er sich auf dem Sopha umher und begleitete so sein unmenschliches Schreien.

Die acrobatischen Kunststücke des Herzogs von Lucenay wurden durch die Ankunft des Herrn von St. Remy unterbrochen.

„Ich brauche nicht zu fragen, ob Lucenay hier sei," sagte der Vicomte. „Man hört ihn unten."

„Wie, sind Sie es, Freund des Landlebens, Wehrwolf?" rief ihm der Herzog entgegen, indem er rasch aufsprang. „Man glaubte, Sie wären auf dem Lande —"

„Ich bin seit gestern zurückgekommen. Eben erhielt ich die Einlädung Harville's und ich flog herbei, hocherfreut über diese angenehme Ueberraschung," — und St. Remy reichte Lucenay, dann dem Marquis die Hand.

„Ich bin Ihnen für diese Eile sehr verbunden, lieber Saint Remy. Müssen sich die Freunde Lucenay's über den glücklichen Ausgang des Duells nicht freuen, das doch traurige Folgen haben konnte?"

„Aber," begann der Herzog nochmals, „was hatten Sie mitten im Winter auf dem Lande zu schaffen, Saint Remy? Ich möchte das gar zu gern wissen."

„Wie neugierig er ist!" entgegnete der Vicomte zu Herrn von Harville gewendet. Dann antwortete er dem Herzoge: „ich will mich ein wenig von Paris entwöhnen, da ich es doch bald verlassen muß —"

„Ach ja, der schöne Einfall, sich der französischen Gesandtschaft in Gerolstein beigeben zu lassen! Lassen Sie doch Ihre diplomatischen Grillen ruhen; Sie werden nicht nach Gerolstein reisen; meine Frau sagt es und Jedermann wiederholt es."

„Ich versichere Sie, daß sich die Frau Herzogin irrt, wie Jedermann."

„Sie hat Ihnen in meiner Gegenwart gesagt, daß es eine Thorheit sei —"

„Ich habe deren in meinem Leben mehrere begangen."

„Elegante und charmante Thorheiten und Streiche, das laff' ich gelten, wie z. B. Ihren fürstlichen Aufwand, der Sie eigentlich ruiniren sollte; aber sich in einem Loche, wie es jener Hof Gerolstein ist, zu begraben! Das ist kein thörichter, das ist ein dummer Streich, und Sie sind viel zu geistreich, als daß Sie eine Dummheit begehen könnten."

„Nehmen Sie sich in Acht, lieber Lucenay! Wenn Sie schlecht von jenem deutschen Hofe sprechen, haben Sie es mit Harville zu thun, mit dem vertrauten Freunde des regierenden Großherzogs, der mich übrigens kürzlich bei dem ***schen Gesandten außerordentlich freundlich aufgenommen hat."

„Wahrhaftig, lieber Heinrich," entgegnete Harville, „wenn Sie den Großherzog kennten, wie ich ihn kenne, Sie würden einsehen, warum Saint Remy gar nicht abgeneigt ist, einige Zeit in Gerolstein zuzubringen."

„Ich glaube Ihnen, Marquis, obgleich man Ihren Großherzog für einen Sonderling erklärt. Dadurch bin ich aber mit meiner Meinung noch keineswegs widerlegt, daß ein Mann, wie

Saint Remy, die Crême der Crême, nur in Paris leben kann, nur in Paris Werth hat."

Die andern Gäste Harville's waren eben auch angekommen, als Joseph eintrat und seinem Gebieter einige Worte zuflüsterte.

„Meine Herren, Sie werden erlauben," sagte der Marquis. „Der Juwelier meiner Frau bringt mir eben Diamanten, die ich ihr zu einem Geschenke auswählen will. Sie kennen dies, Lucenay; wir sind Ehemänner von altem Schrot und Korn —"

„Eine Ueberraschung?" fiel der Herzog ein. „Nun, meine Frau hat mich gestern auf eine famose Weise auch überrascht."

„Durch ein glänzendes Geschenk?"

„Sie verlangte von mir — hunderttausend Francs."

„Und da Sie sehr freigebig sind, so haben Sie ihr das Geld . . ."

„Geliehen! Es wird auf ihr Gut in Arnouville geschrieben. Gute Rechnung erhält die Freundschaft. Aber das bleibt sich gleich; 100,000 Francs binnen zwei Stunden Jemandem zu leihen, der das Geld braucht, ist eine große und seltene Gefälligkeit. Nicht wahr, Verschwender? Sie verstehen sich doch auf Anleihen," setzte der Herzog von Lucenay lächelnd gegen Saint Remy hinzu, ohne zu ahnen, wie richtig diese Worte trafen.

Der Vicomte erröthete trotz seiner Keckheit zuerst ein wenig, dann entgegnete er frech:

„Hunderttausend Francs! Das ist ja eine ungeheure Summe. Wozu kann eine Frau hunderttausend Francs brauchen? Bei uns Männern freilich . . ."

„Ich weiß es wahrhaftig nicht, was meine Frau mit dieser Summe anfangen will, auch ist es mir sehr gleichgiltig. Schulden für Putz wahrscheinlich . . ., nun es ist ihre Sache. Und dann seht Ihr wohl ein, daß es nicht nobel gewesen wäre, sie zu fragen, was sie mit dem Gelde anfangen wolle —"

„Die Darleiher sind aber doch sonst immer sehr neugierig, zu wissen, was man mit dem Gelde anfangen will, welches man von ihnen leiht," sagte der Vicomte lachend.

„Saint Remy," fiel Harville ein, „Sie besitzen einen so vortrefflichen Geschmack, Sie werden mir den Schmuck für meine Frau aussuchen helfen. Ihre Zustimmung wird meine Wahl entscheiden, denn gegen Ihre Ansichten in Modeangelegenheiten wendet Niemand etwas ein."

Der Juwelier trat mit mehreren Schmuckkästchen in einer großen Ledertasche ein.

„Es ist Herr Baudoin!“ sagte der Herzog von Lucenay.

„Ich mache Ihnen mein Compliment, Herr Herzog.“

„Gewiß sind Sie es, der meine Frau in Versuchung führt und ruinirt?“ fuhr Lucenay fort.

„Die Frau Herzogin hat diesen Winter ihre Diamanten nur neu fassen lassen,“ antwortete der Juwelier in einer gewissen Verlegenheit. „Eben habe ich sie zu ihr getragen.“

Herr von Saint Remy wußte, daß die Herzogin von Lucenay, um ihn unterstützen zu können, ihre Juwelen gegen falsche Diamanten vertauscht hatte. Dieses Zusammentreffen war ihm unangenehm, aber er sprach frech weiter:

„Die Ehemänner sind doch sehr neugierig! Sagen Sie nichts, Herr Baudoin!“

„Neugierig bin ich wahrhaftig nicht,“ entgegnete der Herzog. „Meine Frau bezahlt und sie kann sich solche Einfälle wohl erlauben da sie reicher ist als ich.“

Während dieses Gesprächs hatte Herr Baudoin mehrere Colliers von Rubinen und Diamanten auf einem Schreibtische ausgebreitet.

„Welcher Glanz! Und wie vortrefflich sind die Steine geschnitten!“ sagte Lord Douglas.

„Ich beschäftigte mit dieser Arbeit einen der besten Steinschneider in Paris; leider ist derselbe verrückt geworden und ich werde schwerlich wieder einen solchen Arbeiter finden. Meine Steinmäklerin sagte mir, der Mann habe wahrscheinlich aus Armuth den Verstand verloren.“

„Aus Armuth! Und Sie vertrauen so armen Leuten Diamanten an?“

„Allerdings, und man kennt kein Beispiel, daß ein Steinschneider einen Diamanten entwendet habe, ob sie sich gleich meist nicht in guten Verhältnissen befinden.“

„Wieviel kostet dieses Collier?“ fragte Harville.

„Der Herr Marquis wird bemerken, daß die Steine vom reinsten Wasser und vortrefflich geschnitten, auch fast alle von gleicher Größe sind.“

„Das sind für Ihren Beutel sehr bedrohliche Antworten,

Harville," sagte Saint Remy lachend. „Sie müssen erwarten, eine sehr bedeutende Summe genannt zu hören."

„Sprechen Sie sogleich Ihre geringste Forderung aus, Herr Baudoin."

„Ich möchte mit dem Herrn Marquis auch nicht lange handeln. Der niedrigste Preis ist 42,000 Frcs."

„Meine Herren," rief Lucenay sogleich aus, „bewundern wir Alle unsern Freund Harville! Seine Frau mit einem Geschenke von 42,000 Frcs. zu überraschen! Der Teufel! Wir dürfen kein Wort davon ausplaudern; es wäre ein höchst verderbliches Beispiel."

„Lachen Sie so viel Sie wollen, meine Herren," entgegnete Harville. „Ich bin in meine Frau verliebt und verheimliche es nicht; ich spreche es vielmehr laut aus und rühme mich dessen."

„Man sieht es ja," fiel Saint Remy ein; „ein solches Geschenk spricht lauter, als alle Betheuerungen."

„Ich nehme also dieses Collier," sagte Harville, „vorausgesetzt, Saint Remy, daß Ihnen diese Fassung von schwarzer Email gefällt."

„Sie hebt das Feuer der Steine noch mehr heraus."

„Es bleibt also bei der Wahl," sagte Harville nochmals. „Rechnen Sie mit Herrn Doublet, meinem Geschäftsführer, Herr Baudoin."

„Herr Doublet hat schon mit mir darüber gesprochen, Herr Marquis," antwortete der Juwelier, der hinausging, nachdem er, ohne sie zu zählen (so groß war sein Vertrauen), die verschiedenen Steine, die er gebracht und die Saint Remy während des Gesprächs lange und aufmerksam gemustert und in die Hand genommen, wieder in seine große Ledertasche gesteckt hatte.

Harville gab das Collier Joseph, der dageblieben war, und sagte leise zu ihm:

„Julie muß diese Diamanten geschickt zu denen ihrer Gebieterin legen, damit die Ueberraschung vollständig ist."

In diesem Augenblicke meldete der Haushofmeister, daß das Frühstück servirt sei, und die Gäste des Marquis begaben sich in den Speisesaal, wo sie Platz nahmen.

„Wissen Sie, lieber Harville," sagte Lucenay, „daß Ihr Haus eines der elegantesten und besteingerichteten in Paris ist?"

„Es ist ziemlich bequem, ja, aber nicht geräumig genug.

Ich habe deshalb die Absicht, einen Saal nach dem Garten zu anbauen zu lassen. Meine Frau wünscht einige große Bälle zu geben und unsere drei Säle würden nicht Raum genug gewähren. Mir ist nichts lästiger, als wenn bei großen Gesellschaften die Zimmer mit benutzt werden müssen, welche man gewöhnlich bewohnt, und aus denen man nun auf einige Zeit verdrängt wird."

„Dieser Meinung bin ich auch," sagte Herr von Saint Remy; „nichts ist mesquiner und bürgerlicher, als das nothwendige Ausziehen wegen Bällen und Concerten. Will man, ohne genirt zu sein, wahrhaft schöne Feste veranstalten, so muß man ihnen einen ganz besondern, ausschließlichen Raum widmen. Auch müssen die großen und blendenden Ballsäle einen ganz andern Charakter haben als die gewöhnlichen Salons; es findet zwischen diesen beiden Arten Sälen derselbe Unterschied statt wie zwischen der Frescomalerei und den Staffeleigemälden."

„Er hat Recht," antwortete Harville. „Wie Schade, daß Saint Remy nicht zwölf bis funfzehn hunderttausend Francs Renten besitzt! Was würden wir bei ihm zu bewundern haben!"

„Sollte nicht das Land, da wir das Glück haben, eine repräsentative Regierung zu besitzen," fiel Lucenay ein, „jährlich für Saint Remy eine Million bewilligen und ihm den Auftrag geben, in Paris den französischen Geschmack, die französische Eleganz zu repräsentiren, welche auf diese Weise über den Geschmack, über die Eleganz Europa's, der Welt entscheiden würden?"

„Angenommen!" rief man im Chor.

„Die jährliche Million müßte als außerordentliche Abgabe von den Knickern erhoben werden, die ein großes Vermögen besitzen, aber angeklagt und überführt wurden, wie Pfennigfuchser zu leben," setzte Lucenay hinzu. „Die Function als Hoherpriester oder vielmehr als Großmeister der Eleganz, die man Saint Remy übertragen, würde einen außerordentlichen Einfluß auf den allgemeinen Geschmack haben . . ."

„Er würde das Muster sein, dem Jedermann gleichzukommen streben müßte."

„Das ist klar."

„Dadurch, daß man ihn nachahmte, würde der Geschmack sich verbessern —"

„Zur Zeit der Renaissance war der Geschmack überall vortrefflich, weil man ihn nach dem ausgezeichneten der Aristokratie modelte.“

„An der ernsten Wendung, welche die Frage nimmt,“ fiel Harville heiter ein, „erkenne ich, daß weiter nichts nöthig ist, um die Stelle eines Großmeisters der französischen Eleganz zu schaffen, als eine Petition an die Deputirtenkammer zu richten.“

„Da die Deputirten ohne Ausnahme sehr großartige, kunstfördernde Ideen haben wollen, so wird der Antrag mit Acclamation angenommen werden.“

„Bis diese Entscheidung die Oberherrschaft rechtskräftig macht, welche Saint Remy factisch ausübt,“ sagte Herr von Harville, „möchte ich ihn um seinen Rath in Bezug auf den Saal befragen, den ich bauen will. Seine Ansichten über den Glanz der Feste haben Eindruck auf mich gemacht.“

„Meine geringen Fähigkeiten stehen zu Ihren Diensten, Harville.“

„Und wann werden wir die neue Pracht einweihen?“

„Wahrscheinlich im nächsten Jahre, denn ich lasse die Arbeiten sogleich beginnen.“

„Welcher Plänemacher Sie sind!“

„O, ich habe noch andere Pläne. — Ich denke „Val-Richer“ völlig umzugestalten.“

„Ihre Besitzung in Burgund?“

„Ja. Es läßt sich etwas Vortreffliches daraus machen, wenn ... mir Gott Leben und Gesundheit schenkt.“

„Armer alter Mann!“

„Haben Sie nicht erst kürzlich eine Meierei bei Val-Richer zur Arrondirung gekauft?“

„Ja und es war dies ein sehr gutes Geschäft, zu dem mir mein Notar rieth.“

„Wer ist der seltene und kostbare Notar, der zu so guten Geschäften räth?“

„Herr Jacob Ferrand.“

Saint Remy konnte bei diesem Namen einen leichten Schauer nicht unterdrücken.

„Ist er wirklich so rechtschaffen, als man ihn rühmt?“ fragt er leicht hingeworfen Harville, der sich in diesem Augenblick

dessen erinnerte, was Rudolph Clemence von dem Notar erzählt hatte.

„Jacob Ferrand! Welche Frage! Er ist ein Mann von wahrhaft antiker Redlichkeit," sagte der Herzog von Lucenay.

„So geachtet wie achtbar."

„Sehr fromm — das verdirbt nichts."

„Außerordentlich geizig, was eine Bürgschaft für seine Clienten ist."

„Kurz er ist einer der Notare von altem Schrot und Korn, die fragen, für was man sie halte, wenn es einem einfällt, von einer Quittung für das Geld zu sprechen, das man ihnen übergeben hat."

„Blos deshalb würde ich ihm mein ganzes Vermögen anvertrauen."

„Warum zweifelt Saint Remy an diesem würdigen Manne von sprichwörtlicher Rechtschaffenheit?"

„Ich wiederhole nur umlaufende Gerüchte; übrigens habe ich keinen Grund, diesem Phönix der Notare etwas zu bestreiten. Doch um wieder auf Ihre Pläne zu kommen, Harville — was wollen Sie in Val-Richer bauen? Das Schloß soll bewundernswürdig sein."

„Sie werden zu Rathe gezogen werden, beruhigen Sie sich, lieber Saint Remy, und vielleicht früher, als Sie es glauben, denn ich verspreche mir Freude von diesen Arbeiten. Ich kann mir nichts Ansprechenderes denken als Interessen und Pläne, die sich an einander knüpfen und uns auf Jahre hinaus beschäftigen. Heute diesen Plan, in einem Jahre jenen, — später einen andern, — dazu eine schöne Frau, die man anbetet, die an allen Plänen und Entwürfen Antheil nimmt, und Sie werden gestehen, daß auf diese Weise das Leben angenehm vergeht."

„Ich glaube es wahrhaftig. Es ist ein Paradies auf Erden."

„Nun, meine Herren," sagte Harville, als das Frühstück beendigt war, „wenn Sie eine Cigarre in meinem Zimmer rauchen wollen , — Sie werden vortreffliche finden."

Man stand auf und ging wieder in das Zimmer des Marquis. Die Thüre seines Schlafzimmers, das daran stieß, stand offen. Wir haben gesagt, daß der einzige Schmuck dieses Zimmers zwei Schränke mit schönen Gewehren waren.

Lucenay, der sich eine Cigarre angezündet hatte, folgte dem Marquis in dieses Gemach.

„Sie sehen, ich bin noch immer ein Gewehrliebhaber," sagte Harville zu ihm.

„Sie besitzen wirklich vortreffliche englische und französische Gewehre. Ich wüßte nicht, welchen ich den Vorzug geben sollte. Douglas!" rief der Herzog. „Kommen Sie und sehen Sie, ob diese Gewehre nicht mit den besten Matons wetteifern können."

Lord Douglas, Saint Remy und zwei andere Gäste traten in das Schlafzimmer des Marquis, um die Gewehre zu besichtigen.

Harville nahm ein Pistol, spannte den Hahn und sagte lachend:

„Das, meine Herrn, ist die Universal-Panacee gegen alle Leiden, den Spleen, die Langeweile ..."

Er hielt scherzend das Rohr an den Mund.

„Ich ziehe doch ein anderes Mittel vor," sagte Saint Remy. „Das hier ist nur in den verzweifelten Fällen gut."

„Es wirkt aber so rasch!" entgegnete Harville. „Knall! und es ist geschehen. Der Gedanke ist nicht schneller."

„Nehmen Sie sich in Acht, Harville, solche Späße sind immer gefährlich. Wie bald ist ein Unglück geschehen!" sagte Lucenay, als er den Marquis das Pistol den Lippen noch näher bringen sah.

„Glauben Sie denn, ich würde damit spielen, wenn es geladen wäre?"

„Das nicht, aber es ist immer unvorsichtig —"

„Sehen Sie, meine Herrn, so macht man es — Man nimmt das Rohr zwischen die Zähne und dann —"

„Mein Gott, Harville, wie thöricht!" sagte Lucenay mit Achselzucken.

„Man legt den Finger an den Drücker," setzte Harville hinzu.

„Er ist ein wahres Kind! In seinem Alter!"

„Eine kleine Bewegung," fuhr der Marquis fort, „und man ist — in jener Welt —"

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als der Schuß losging.

Harville hatte sich eine Kugel durch den Kopf gejagt.

— — — — — — — — — — — — —

Wir unternehmen es nicht, das Staunen und Entsetzen der Gäste Harville's zu schildern.

Am nächsten Tage las man in einer Zeitung:

„Gestern hat ein eben so unerwartetes als trauriges Ereig„niß die ganze Vorstadt Saint Germain in Bestürzung versetzt. „Eine jener Unvorsichtigkeiten, die jedes Jahr so betrübende Un„fälle herbeiführen, hat ein schreckliches Unglück veranlaßt. Wir „können die Richtigkeit der nachstehenden Angaben verbürgen:

„Der Herr Marquis von Harville, der Besitzer eines uner„meßlichen Vermögens, kaum sechsundzwanzig Jahre alt, bekannt „durch seine Herzensgüte und seinen Edelmuth, seit wenigen Jah„ren mit einer Frau verheirathet, die er vergötterte, hatte einige „Freunde zum Frühstücke um sich versammelt. Nach Tische ging „man in das Schlafzimmer des Herrn von Harville, wo sich meh„rere werthvolle Gewehre befanden. Indem Herr von Harville „seinen Gästen einige dieser Gewehre zeigte, nahm er scherzend „ein Pistol, das er für nicht geladen hielt, und setzte es an seine „Lippen. In aller Sicherheit drückte er an dem Drücker, der „Schuß ging los und der unglückliche junge Mann sank mit ent„setzlich zerschmettertem Kopfe todt nieder ... Man denke sich die „entsetzliche Bestürzung der Freunde des Herrn von Harville, de„nen er einen Augenblick vorher in Jugendkraft und vollem Glücke „verschiedene Pläne mitgetheilt hatte! Ueberdies hatte Herr von „Harville, als ob alle Umstände dieses schmerzlichen Ereignisses „zusammenkommen müßten, um dasselbe durch peinliche Contraste „noch grausamer zu machen, denselben Morgen einen Schmuck „von großem Werthe gekauft, um seine Frau mit diesem Geschenke „zu überraschen. In dem Augenblicke also, in welchem ihm das „Leben vielleicht reizender und schöner erschien als je, wurde er „ein Opfer eines entsetzlichen Unfalls.

„Staunend muß man bei einem solchen Unglücke vor den un„erforschlichen Rathschlüssen der Vorsehung stehen!"

— — — — — — — — — — — — —

Wir führen die Stelle aus der Zeitung wörtlich an, um zu zeigen, daß man allgemein den Tod des Gatten Clemence's einer verderblichen und beklagenswerthen Unvorsichtigkeit zuschrieb.

Brauchen wir zu sagen, daß Harville allein das Geheimniß seines freiwilligen Todes mit in das Grab nahm? Ja, der Tod war freiwillig, berechnet und mit eben so großer Kaltblütigkeit

als Edelmuth vorbedacht, damit Clemence nicht im geringsten die wirkliche Ursache dieses Selbstmordes ahne.

Die Pläne, über welche Harville mit seinem Intendanten und seinen Freunden gesprochen hatte, seine glücklichen vertraulichen Mittheilungen an seinen alten Diener, das Geschenk, das er denselben Morgen für seine Frau gekauft, waren von ihm ersonnen worden, um die öffentliche Meinung irre zu leiten.

Wie konnte man auf den Gedanken kommen, daß ein Mann, der sich so lebhaft mit der Zukunft beschäftigte, der sich so sehr bemühte, seiner Frau zu gefallen, sich das Leben absichtlich genommen habe?

Sein Tod wurde also einer Unvorsichtigkeit zugeschrieben und konnte auch nur einer solchen zugeschrieben werden.

Seinen Entschluß hatte eine unheilbare Verzweiflung dictirt.

Clemence hatte dadurch, daß sie sich so liebevoll, so zärtlich gegen ihn zeigte, als sie früher kalt und stolz gewesen war, in dem Herzen ihres Gatten schmerzliche Gewissensbisse geweckt.

Er hatte, als er sie in das lange Leben ohne Liebe neben einem Manne mit einer schrecklichen und unheilbaren Krankheit so traurig ergeben sah, als er sich überzeugen mußte, daß sie ihren Widerwillen gegen ihn nie überwinden würde, tiefes Mitleid mit seiner Frau und Abscheu gegen sich selbst und gegen das Leben empfunden —

In seinem übergroßen Schmerze sagte er zu sich:

„Ich liebe nur eine Frau in der Welt, ich kann keine andere lieben, — die meinige. — Ihr edles Benehmen würde meine thörichte Liebe nur noch höher steigern, wenn sie einer Steigerung fähig wäre. — Und diese Frau, die meine Frau ist, kann mir niemals angehören ... Sie hat ein Recht, mich zu verachten, mich zu hassen.

„Ich habe sie durch eine schändliche Täuschung an mein fluchbeladenes Schicksal gefesselt.

„Ich bereue es. — Was habe ich nun zu thun?

„Ich muß sie von den verhaßten Banden befreien, die meine Selbstsucht um sie gelegt hat.

„Nur mein Tod kann diese Bande zerreißen, — ich muß also sterben.“

Deshalb hatte Harville dieses große und schmerzliche Opfer gebracht.

Würde sich der Unglückliche selbst getödtet haben, wenn eine Scheidung möglich gewesen wäre?

Nein.

Er hätte das Uebel, das er ihr zugefügt, zum Theil wieder gut machen, seiner Frau die Freiheit geben und ihr erlauben können, das Glück in einer andern Ehe zu suchen.

Die unerbittliche Unabänderlichkeit des Gesetzes macht also oftmals gewisse Vergehen unverbesserlich oder gestattet, wie in diesem Falle, die Tilgung derselben nur durch ein neues Verbrechen.

XXXXIV.

St. Lazarus.

Wir glauben den Schüchternsten unserer Leser gleich von vorn herein anzeigen zu müssen, daß das Gefängniß St. Lazarus, in welchem vorzugsweise Diebinnen und öffentliche Dirnen verwahrt werden, täglich von mehrern Damen besucht wird, deren milothätige Absicht, deren Name und deren Stellung in der Gesellschaft Aller Achtung erfordern.

Diese im Glanze des Reichthums erzogenen Frauen, die man mit vollem Rechte zu der gewähltesten Gesellschaft zählt, bringen jede Woche Stunden lang bei den elenden Gefangenen in St. Lazarus zu, beobachten in den verdorbenen Gemüthern jede bessere Regung, jedes Bedauern über eine verbrecherische Vergangenheit, ermuthigen das bessere Bestreben, befruchten die Reue und ziehen bisweilen durch den gewaltigen Zauber der Worte: Pflicht, Ehre, Tugend eines dieser verlassenen, verachteten und tiefgesunkenen Geschöpfe aus dem Schmutze wieder hervor.

Diese muthigen Frauen, welche an die ausgesuchte Artigkeit, und das Zartgefühl der bessern Gesellschaft gewöhnt sind, verlassen ihre hundertjährigen Paläste, küssen die jungfräuliche Stirn ihrer engelreinen Töchter und gehen in die düstern Kerker, um

der groben Gleichgiltigkeit oder den verbrecherischen Reden dieser Diebinnen und Gefallenen Trotz zu bieten.

Sie steigen, treu ihrer hochmoralischen Aufgabe, muthig in diesen unreinen Schmutz hinab, legen die Hand auf alle diese von Sünden angefressenen Herzen, und wenn ihnen ein schwaches Klopfen des Ehrgefühls eine schwache Hoffnung auf Rettung enthüllt, so suchen sie die kranke Seele, an der sie nicht verzweifelten, einem unwiderruflichen Verderben zu entreißen.

Die schüchternen Leser, an die wir uns wenden, werden sich also beruhigen, wenn sie bedenken, daß sie eigentlich doch nur das sehen und hören werden, was die verehrten Frauen, von denen wir gesprochen haben, jeden Tag sehen und hören.

Ohne eine ehrgeizige Parallele zwischen der Aufgabe dieser Frauen und der unserigen ziehen zu wollen, werden wir doch sagen können, daß auch uns bei diesem langen, peinlichen und schwierigen Unternehmen die Ueberzeugung aufrecht erhält, hier und da edles Mitgefühl für das ehrliche, muthvoll getragene, unverdiente Unglück, für die aufrichtige Reue und für die einfache natürliche Rechtschaffenheit geweckt und Abscheu, Widerwillen, Grauen und heilsame Furcht vor Allem eingeflößt zu haben, was durchaus unrein und verbrecherisch ist.

Wir sind vor den häßlichsten Schilderungen nicht zurückgewichen, weil wir der Meinung waren, die moralische Wahrheit reinige, wie das Feuer, Alles.

Unsere Worte haben zu wenig Werth, unsere Meinungen zu geringes Gewicht, als daß wir uns anmaßen könnten, lehren und bessern zu wollen.

Wir folgen nur der Hoffnung, die Aufmerksamkeit der Denkenden und Wohlmeinenden auf die großen socialen Uebelstände zu lenken, deren Dasein man beklagen, aber nicht bestreiten kann.

Unter den Glücklichen dieser Welt haben indeß Einige sich durch die Nacktheit dieser schmerzlichen Schilderungen verletzt gefühlt und von Unwahrscheinlichkeit, Uebertreibung und Unmöglichkeit geschwatzt, damit sie ja nicht so viele Leiden zu beklagen haben möchten (von einer Linderung derselben gar nicht zu sprechen).

Es ist das auch leicht erklärlich.

Der Selbstsüchtige mit vollem Beutel und vollem Magen will vor allen Dingen gut verdauen. Der Anblick der Armen, die vor

Hunger und Kälte zittern, ist ihm ganz besonders widerwärtig; er will ungestört sein und die halbgeschlossenen Augen an den üppigen Darstellungen eines Ballets weiden.

Die meisten der Reichen und Glücklichen haben jedoch edles Mitleid mit dem Unglück empfunden, das sie früher nicht kannten; einige Personen haben uns sogar dafür gedankt, daß wir sie auf eine wohlthätige Verwendung neuer Almosen aufmerksam machten. Solche Zustimmungen haben uns kräftig unterstützt und ermuthigt.

Wenn dieses Werk, das wir ohne Hehl selbst für ein schlechtes Buch in künstlerischer Hinsicht erklären, das wir aber in moralischer Hinsicht durchaus nicht für ein schlechtes Buch gelten lassen können, in seiner ephemeren Laufbahn auch nur das zuletzt erwähnte Resultat gehabt hätte, so würden wir stolz darauf sein.

Giebt es einen ruhmvollern Lohn für uns, als den Segen einiger armen Familien, welche den Gedanken, die wir anregten, einige Unterstützung verdankten?

Nachdem wir dies der neuen Wanderung vorausgeschickt, zu welcher wir den Leser einladen, nachdem wir hoffentlich seine Bedenklichkeiten beruhiget haben, wollen wir ihn nach St. Lazarus führen, in das große Gebäude von imposantem und düsterm Aussehen, das in der Rue du Faubourg Saint Denis steht.

Die Frau von Harville, die von dem schrecklichen Drama nichts ahnete, welches in ihrem Hause gespielt wurde, hatte sich in das Gefängniß begeben, nachdem sie von der Herzogin von Lücenay einige Andeutungen über die beiden unglücklichen Frauen erhalten hatte, welche durch die Habsucht des Notars Jacob Ferrand in das tiefste Elend gestürzt worden waren.

Die Frau von Blainval, eine der Vorsteherinnen der jungen Gefangenen, konnte Clemence an diesem Tage nicht nach St. Lazarus begleiten und die Marquise erschien deshalb allein. Sie wurde freundlich von dem Director und mehrern Aufseherinnen empfangen, die durch ihre schwarze Kleidung und das blaue Band mit silberner Medaille am Halse kenntlich sind.

Eine dieser Aufseherinnen, eine Frau von reifem Alter, ern-

stem, aber mildem Gesicht, blieb in einem kleinen Zimmer mit der Frau von Harville allein.

Man kann sich oft die Größe der unbekannten Aufopferung, der Klugheit, des Mitleides und des Scharfsinnes dieser achtbaren Frauen nicht vorstellen, die sich dem bescheidenen und unbekannten Amte als Aufseherinnen weiblicher Gefangenen widmen.

Es giebt nichts Verständigeres, nichts Practischeres als die Begriffe von Ordnung, Arbeit und Pflicht, welche sie den Gefangenen in der Hoffnung beizubringen suchen, daß diese Lehren auch nach dem Aufenthalte in dem Gefängnisse nicht vergessen werden würden.

Diese Frauen, die fortwährend in Berührung mit den Gefangenen, abwechselnd nachsichtig und fest, geduldig und streng, aber immer gerecht und unparteiisch sind, erlangen nach einer Reihe von Jahren eine solche Kenntniß der Physiognomie dieser Unglücklichen, daß sie dieselben fast immer auf den ersten Blick richtig beurtheilen und sie augenblicklich ihrem Grade der Immoralität nach zu classificiren wissen.

Madame Armand, die Aufseherin, welche mit Frau von Harville allein geblieben war, besaß in außerordentlichem Grade diese Vorausahnung, diese Divination des Charakters der Gefangenen, weshalb denn auch ihre Worte und Aussprüche in dem Hause von bedeutendem Gewichte waren.

Madame Armand sagte zu Clemence:

„Da die Frau Marquise mich beauftragt, ihr diejenigen unserer Gefangenen zu bezeichnen, welche durch besseres Benehmen oder durch aufrichtige Reue ihre Theilnahme verdienen könnten, so glaube ich Ihnen eine Unglückliche empfehlen zu müssen, die ich für unglücklicher als verbrecherisch halte, denn ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich behaupte, es sei noch nicht zu spät, dieses junge Mädchen zu retten — ein unglückliches Kind von sechzehn bis höchstens siebzehn Jahren."

„Warum ist sie in das Gefängniß gebracht worden?"

„Man hat sie des Abends in den elysäischen Feldern gefunden. — Da es ihresgleichen bei strenger Strafe verboten ist, gewisse öffentliche Oerter am Tage oder am Abende zu besuchen, und da die elysäischen Felder zu diesen verbotenen Promenaden gehören, so hat man sie verhaftet —"

„Und sie kommt Ihnen interessant vor?"

„Ich habe niemals regelmäßigere und unschuldigere Züge gesehen. — Denken Sie sich ein Madonnengesicht, Frau Marquise. Einen noch unschuldigern Ausdruck erhielt ihr Gesicht, weil sie bei ihrer Ankunft in der Tracht der Landmädchen aus der Gegend von Paris erschien."

„Es ist also ein Mädchen vom Lande?"

„Nein, Frau Marquise. Die Inspectoren haben sie erkannt; sie hielt sich in einem schrecklichen Hause der Cité auf, das sie seit zwei bis drei Monaten verlassen hat. Da sie aber nicht darauf angetragen hatte, ihren Namen aus den Polizeilisten ausstreichen zu lassen, so stand sie fortwährend unter der exceptionellen Gewalt, die sie hierhergeschickt hat."

„Vielleicht hatte sie Paris verlassen, um sich an ein besseres Leben zu gewöhnen."

„Das glaube ich, Frau Marquise, und deshalb habe ich mich auch sogleich für sie interessirt. Ich befragte sie über ihre frühern Verhältnisse und warum sie von dem Lande hereingekommen sei, sagte ihr auch, sie möge hoffen, wenn sie, wie ich glaubte, einen bessern Lebenslauf beginnen wolle —"

„Und was antwortete sie?"

„Sie sah mich mit ihren großen blauen melancholischen und thränenfeuchten Augen an und antwortete mit einem himmlisch milden Tone: „ich danke Ihnen, Madame, für Ihre Güte, aber über die Vergangenheit kann ich Ihnen nichts sagen. Man hat mich verhaftet; ich hatte Unrecht gethan und beklage mich nicht." — „Aber woher kommst Du? wo bist Du gewesen, seit Du die Cité verlassen hast? Hast Du auf dem Lande ein ehrenwerthes neues Leben gesucht, so sage, beweise es; wir werden an den Herrn Präfecten schreiben lassen, um Deine Freigebung zu erlangen; man wird Dich aus dem polizeilichen Verzeichnisse streichen und Dich in Deinen ehrenwerthen Vorsätzen unterstützen." — „Ich beschwöre Sie, Madame, fragen Sie mich nicht, ich kann Ihnen nicht antworten," entgegnete sie wieder. — „Willst Du aber, wenn Du von hier entlassen wirst, in jenes schreckliche Haus zurückkehren?" — „O nie! nie!" rief sie aus. — „Und was gedenkst Du vorzunehmen?" — „Gott weiß es," antwortete sie, in dem sie den Kopf auf die Brust sinken ließ."

„Das ist seltsam. Und wie spricht sie?"

„Sehr gut, Frau Marquise. Sie ist schüchtern, ehrerbietig,

aber nicht kriechend, ja ich möchte sagen: trotz der außerordentlichen Weichheit ihrer Stimme und der Sanftheit ihres Blickes liegt bisweilen in ihrem Tone und in ihrer Haltung eine gewisse stolze Trauer, die mich in Verlegenheit setzt. Wenn sie nicht der unglücklichen Classe angehörte, würde ich fast glauben, dieser Stolz verkünde einen Geist, der seine Hoheit kennt und fühlt."

„Das ist ja ein vollständiger Roman!" rief Clemence aus, deren Interesse in hohem Grade erregt war, und die sich überzeugte, wie es Rudolph ihr gesagt hatte, daß oft nichts unterhaltender sei, als Gutes zu thun. „In welchen Verhältnissen steht sie zu den andern Gefangenen? Wenn sie die Seelengröße besitzt, die Sie vermuthen, so muß sie sich unter ihren Gefährtinnen sehr unbehaglich fühlen."

„Selbst für mich, Frau Marquise, die ich aus Gewohnheit und Pflicht beobachte, ist Alles an diesem Mädchen ein Gegenstand der Verwunderung. Kaum befindet sie sich seit drei Tagen hier und schon hat sie einen gewissen Einfluß auf die andern Gefangenen erlangt."

„In so kurzer Zeit?"

„Sie nehmen nicht blos Antheil an ihr, sondern fühlen fast Achtung vor ihr."

„Diese Unglücklichen —?"

„Sie besitzen einen ungemein entwickelten Instinct, die edeln Eigenschaften Anderer zu erkennen, selbst zu errathen. Freilich hassen sie oft auch die Personen, deren Ueberlegenheit sie zugeben müssen."

„Und das arme junge Mädchen hassen sie nicht?"

„Im Gegentheil, Frau Marquise. Keine hat sie vor ihrer Ankunft hier gekannt. Zuerst fiel ihnen die Schönheit des Mädchens auf; ihre Züge von seltener Reinheit sind durch eine rührende und krankhafte Bläße gleichsam verschleiert, und das traurige, sanfte Gesicht flößte ihnen gleich anfangs mehr Theilnahme als Neid ein. Dann ist sie sehr schweigsam, — ein anderer Gegenstand des Staunens für diese Geschöpfe, die sich meist immer durch Lärm, Sprechen und Bewegungen zu betäuben suchen. Endlich bewies sie sich trotz ihrer würdevollen Zurückhaltung theilnehmend, so daß ihre Gefährtinnen durch ihre Kälte nicht verletzt wurden. Wir haben hier seit einem Monate ein unbändiges Geschöpf, welche die Wölfin genannt wird, so heftig, keck und be-

stialisch ist ihr Charakter, — ein großes, fast mannhaftes Mädchen von zwanzig Jahren mit schönem, aber hartem Gesicht. Wir mußten sie oft einsperren, um ihre Ungefügigkeit zu bändigen. Vorgestern trat sie eben aus der Zelle, noch aufgebracht über die Strafe, die sie erlitten hatte; es war Essenszeit; das arme Mädchen, von dem ich Ihnen erzählte, aß nicht, und sagte traurig zu ihren Gefährtinnen: „Wer will mein Brod?" — „Ich," rief die Wölfin sogleich. — „Ich!" sprach eine andere, die fast verwachsen ist, Mont-Saint-Jean genannt wird, als Zielscheibe der Neckereien und oft als Sündenbock dienen und viel leiden muß, ob sie gleich seit mehrern Monaten schwanger ist. Das junge Mädchen gab ihr Brod der Letztern zum großen Verdrusse der Wölfin. „Ich habe zuerst Dein Brod verlangt!" rief sie außer sich. — „Allerdings, aber die Arme da ist schwanger, sie braucht mehr als Sie," antwortete das Mädchen. Die Wölfin entriß der Armen trotzdem ihr Brod und fing an das Messer zu schwingen und laut zu sprechen und zu streiten. Da sie sehr boshaft und sehr gefürchtet ist, so wagte Niemand die Partei der armen Schallerin zu nehmen, obgleich Alle ihr innerlich Recht gaben."

„Wie nennen Sie das Mädchen, Madame?"

„Die Schallerin; unter diesem Namen ist meine Schutzempfohlene hierhergebracht worden; hoffentlich wird sie bald unter Ihrem Schutze stehen, Frau Marquise. Fast alle haben solche Spitznamen."

„Der ihrige ist seltsam."

„Er bedeutet in der häßlichen Sprache jener Menschen die Sängerin. Das Mädchen soll eine sehr hübsche Stimme besitzen, und ich glaube es gern, denn der Ton ihrer Stimme hat wirklich etwas Zauberisches —"

„Und wie entging sie der abscheulichen Wölfin?"

„Sie wurde durch die Ruhe der Schallerin noch aufgebrachter, und trat rasch, schimpfend und mit erhobenem Messer auf sie zu; alle Gefangenen schrien vor Entsetzen laut auf. Nur die Schallerin sah furchtlos das furchtbare Geschöpf an, lächelte bitter, und sagte mit ihrer himmlischen Stimme: „ja, tödten Sie mich! tödten Sie mich! — aber lassen Sie mich nicht zu lange leiden!" Diese Worte wurden, wie man mir erzählt hat, mit so

rührender Einfalt gesprochen, daß fast allen Gefangenen die Thränen in die Augen traten."

„Ich glaube es," sprach die Frau von Harville.

„Selbst die schlechtesten Charaktere," fuhr die Aufseherin fort, „sind zum Glück bisweilen auch guter Eindrücke fähig. Die Worte, welche mit so rührender Ergebung gesprochen wurden, erschütterten die Wölfin, wie sie später selbst sagte, bis in das Innerste, sie warf das Messer hin, trat es mit Füßen, und sprach: „ich that Unrecht, daß ich Dir drohete, Schallerin, denn ich bin stärker als Du; Du hast Dich vor meinem Messer nicht gefürchtet, Du bist muthig. Die Muthigen liebe ich, und jetzt würde ich Dich vertheidigen, wenn man Dir etwas zu Leide thun wollte."

„Welcher seltsame Charakter!"

„Das Beispiel der Wölfin erhöhete den Einfluß der Schallerin noch mehr, und heute nennt sie, was fast beispiellos ist, fast keine Du; die meisten achten sie, und erbieten sich von freien Stücken, ihr die kleinen Dienste zu leisten, welche Gefangene einander leisten können. Ich wendete mich an Einige, die mit ihr in einem Saale schlafen, um die Ursache der Unterwürfigkeit zu erfahren, die sie gegen das Mädchen zeigen. — „Wir müssen unwillkürlich," antworteten sie mir; „man sieht es wohl, daß sie nicht ist wie wir andern." — „Wer hat Euch das gesagt?" — „Niemand hat es gesagt, aber man sieht es." — „Woran?" — „An tausenderlei. Erstens kniete sie gestern, ehe sie sich in das Bett legte, nieder, und betete. Da sie betet, so muß sie wohl, wie die Wölfin sagte, ein Recht dazu haben."

„Welche ungewöhnliche Bemerkung!"

„Diese Unglücklichen haben kein Gefühl von Religion, und würden sich doch nie hier eine gotteslästerige Handlung erlauben. Sie werden, Frau Marquise, in allen unsern Sälen kleine Altäre sehen, auf denen sich das Bild der Jungfrau befindet, umgeben von Opfergaben oder Schmucksachen, welche die Gefangenen selbst gearbeitet haben. Jeden Sonntag werden viele Votivkerzen verbrannt. Diejenigen, welche in die Kapelle gehen, betragen sich da vollkommen anständig, aber im Allgemeinen empfinden sie bei dem Anblicke der heiligen Oerter eine gewisse Scheu oder Furcht. Doch um auf die Schallerin zurückzukommen, ihre Gefährtinnen sagten ferner: „man sieht, daß sie nicht ist wie wir, an ihrem

sanften Gesichte, an ihrer Traurigkeit, an der Art, wie sie spricht. Und dann," setzte die Wölfin mit einemmale hinzu, die auch zugegen war, „sie kann nicht zu uns gehören, denn diesen Morgen, in dem Schlafsaale, schämten wir uns, uns vor ihr anzukleiden, ohne daß wir wissen warum —"

„Welches seltsame Zartgefühl bei so tiefer Entartung!" rief die Marquise aus.

„Ja, vor den Männern und unter einander kennen sie keine Scham, gleichwohl kommen sie in peinliche Verlegenheit, wenn sie von uns oder von mitleidigen Personen, die gleich Ihnen das Gefängniß besuchen, einmal nicht vollständig bekleidet gesehen werden. So offenbart sich dieser Instinct der Scham, den Gott in uns gelegt hat, selbst in diesen Geschöpfen, bei dem Anblicke der einzigen Personen, die sie achten können."

„Es ist wenigstens tröstend, einige güte Gefühle zu finden, die stärker sind als die Entartung."

„Ohne Zweifel, denn diese Mädchen sind einer Aufopferung fähig, die, für bessere Zwecke bestimmt, höchst ehrenwerth sein würde. Ferner bleibt selbst ihnen, die nichts achten und nichts fürchten, ein Gefühl heilig, das Gefühl der Mutter; dessen rühmen sie sich, das rechnen sie sich zur Ehre und Freude. Es giebt keine bessere Mütter, und sie bieten Alles auf, sie opfern Alles, um ihr Kind bei sich zu behalten; sie legen sich wegen der Erziehung desselben die empfindlichsten Entbehrungen auf, denn dieses kleine Wesen, sagen sie, sei das einzige, das sie nicht verachte."

„Sie fühlen also, wie tief sie gesunken sind?"

„Niemand verachtet sie so, wie sie sich unter einander verachten ... In den Augen einiger, deren Reue aufrichtig ist, bleibt dieser ursprüngliche Flecken der Sünde unverlöschlich, selbst wenn sie sich in einer bessern Lage befinden; andere werden wahnsinnig, so wenig können sie sich von dem Gedanken an ihre frühere Verworfenheit frei machen. Ich würde mich deshalb auch nicht wundern, wenn der tiefe Schmerz und Gram der Schallerin eine solche Reue wäre."

„Welche Pein dann für sie! Gewissensbisse, die nie sich besänftigen lassen!"

„Zur Ehre der Menschennatur muß ich bemerken, daß eine solche tiefe Reue häufiger ist, als man glaubt; die rächende

Stimme des Gewissens schläft nie ganz ein, oder es scheint bisweilen wenigstens die Seele zu wachen, wenn der Körper schläft; es ist dies eine Beobachtung, die ich in voriger Nacht von neuem bei meiner Schutzempfohlnen gemacht habe."

„Bei der Schallerin?"

„Ja, Frau Marquise."

„Und wie?"

„Ich gehe häufig durch die Schlafsäle, wenn die Gefangenen schlafen. Sie können sich nicht vorstellen, einen wie verschiedenen Ausdruck die Gesichter dieser Mädchen und Frauen im Schlafe haben! Viele von ihnen, die den Tag über sorglos, spöttisch, frech waren, erschienen mir völlig umgewandelt, sobald der Schlaf ihren Zügen die cynische Uebertreibung genommen hatte, denn leider! hat auch das Laster seinen Stolz. Ach, Frau Marquise, welche Geständnisse machten diese dann abgespannten, düstern Gesichter! Wie zuckten sie! Wie viele schmerzliche Seufzer wurden den Unglücklichen durch irgend einen Traum entrissen! Ich erwähnte eben ein Mädchen, das man die Wölfin nennt, ein unbändiges Geschöpf. Vor ungefähr vierzehn Tagen beleidigte sie mich frech vor allen Gefangenen; ich zuckte die Achseln; meine Gleichgiltigkeit steigerte ihren Zorn, und um mich sicher zu verletzen, sagte sie mir in's Gesicht gemeine Schmähworte über meine Mutter, die sie oftmals hier bei mir gesehen hat . . ."

„Wie entsetzlich!"

„Ich gestehe, daß der Ausfall, so dumm er auch war, mir Schmerz verursachte. Die Wölfin bemerkte dies und triumphirte. Den Abend darauf, gegen Mitternacht, nahm ich eine Inspection der Schlafsäle vor; ich kam an das Bett der Wölfin, die erst den andern Morgen darauf eingesperrt werden sollte; ich erschrak fast über den Ausdruck ihres Gesichts, der im Vergleich mit dem harten und kecken, den es gewöhnlich hatte, fast sanft zu nennen war; ihre Züge erschienen bittend, traurig, reuevoll; ihre Lippen waren halb geöffnet, ihre Brust wie zusammengepreßt, und — was ich für unmöglich gehalten hätte, zwei Thränen, zwei große Thränenperlen rollten über die Wangen dieses Mädchens mit dem eisernen Sinne. Ich betrachtete sie einige Minuten schweigend, — da hörte ich sie die Worte sprechen: Verzeihung — Verzeihung! ihre Mutter! Ich

horchte aufmerksamer, konnte aber in dem fast unverständlichen Gemurmel nur noch meinen Namen vernehmen — Madame Armand, der mit einem Seufzer ausgesprochen wurde."

„Sie bereuete im Schlafe, Ihre Mutter verletzt zu haben."

„Ich glaubte es, und dies stimmte mich auch minder streng. Sie hatte ohne Zweifel vor ihren Gefährtinnen aus beklagenswerther Eitelkeit ihre gewöhnliche Grobheit noch steigern wollen und ein guter Instinct weckte die Reue in ihr im Schlafe."

„Verrieth sie am nächsten Tage irgend ein Bedauern wegen ihres früheren Benehmens?"

„Nein; sie war wie immer grob, roh und ungestüm, doch versichere ich, Frau Marquise, daß solche Beobachtungen sehr zur Milde und zum Mitleid stimmen. Ich rede mir ein — vielleicht täusche ich mich — daß diese Unglücklichen im Schlafe besser, oder vielmehr so werden, wie sie eigentlich sind, allerdings mit allen ihren Fehlern, aber auch mit einigen guten Gefühlen, die nicht mehr durch irgend eine abscheuliche Prahlerei mit dem Laster unterdrückt werden. Diese Wahrnehmungen haben mich zu der Annahme gebracht, daß diese Mädchen im Allgemeinen weniger schlecht sind, als sie zu erscheinen sich bestreben; ich habe nach dieser Ueberzeugung gehandelt und oft Resultate erlangt, die unmöglich gewesen sein würden, wenn ich an den Unglücklichen gänzlich verzweifelt wäre."

Frau von Harville konnte ihre Verwunderung darüber nicht bergen, so viel gesunden Verstand in Verein mit so erhabenen, so practischen Ansichten von der Menschennatur bei einer gewöhnlichen Aufseherin über gefallene Mädchen zu finden.

„Mein Gott, Madame," sprach Clemence, „Sie scheinen Ihr trauriges Amt auf eine Weise auszuüben, die es für Sie höchst interessant macht. Welche Beobachtungen, welche Studien können Sie machen, aber auch wie viel Gutes wirken!"

„Das Gute ist sehr schwer zu erwirken; die Frauenzimmer bleiben nur kurze Zeit hier und man muß sich begnügen, Samen auszustreuen in der Hoffnung, daß einige gute Keime später Frucht tragen. Bisweilen geht diese Hoffnung wirklich in Erfüllung."

„Es gehört großer Muth und eine starke Tugend dazu, um vor der Undankbarkeit einer Aufgabe nicht zurückzuweichen, die so selten befriedigende Resultate gewährt!"

„Das Bewußtsein, eine Pflicht zu erfüllen, hält uns aufrecht und ermuthiget zu immer neuen Anstrengungen; dann findet man auch bisweilen Lohn in glücklichen Entdeckungen; es giebt bisweilen einige lichte Punkte in den Herzen, die man anfänglich für völlig verdunkelt hielt."

„Trotzdem müssen Frauen wie Sie sehr selten sein."

„O nein; das, was ich thue, thun auch andere und vielleicht mit noch mehr Glück, mit größerer Einsicht. Eine Aufseherin in dem andern Theile von St. Lazarus, in welchem sich diejenigen befinden, welche verschiedener Verbrechen angeklagt sind, würde Sie noch weit mehr interessiren. — Sie erzählte mir diesen Morgen von der Ankunft eines Mädchens, das des Kindesmordes angeklagt ist. — Ich habe nie etwas Herzergreifenderes gehört. — Der Vater dieser Unglücklichen, ein ehrlicher Steinschneider, hat aus Schmerz über die Schande seiner Tochter den Verstand verloren; die Armuth der ganzen Familie scheint gräßlich gewesen zu sein. Sie wohnte in einem Dachstübchen in der Rue du Temple."

„In der Rue du Temple!" fiel die Frau von Harville erstaunt ein; „wie heißt der Steinschneider?"

„Seine Tochter heißt Louise Morel —"

„Es ist so —"

„Sie stand im Dienste eines achtbaren Mannes, des Notars Jacob Ferrand."

„Diese arme Familie war mir empfohlen worden," sprach Clemence erröthend, „aber ich erwartete nichts weniger, als sie durch diesen neuen Schlag betroffen zu sehen. Und Louise Morel?"

„Sie nennt sich unschuldig und schwört, ihr Kind sei todt zur Welt gekommen. Ihre Worte 'klingen allerdings wie Wahrheit. Da Sie sich für die Familie interessiren, Frau Marquise, so würde, wenn Sie das arme Mädchen besuchen wollten, dieses Zeugniß Ihrer Theilnahme die Unglückliche in der Verzweiflung trösten."

„Ich werde mich zu ihr führen lassen und so zwei Schützlinge finden statt der einen, Louise Morel und die Schallerin, denn Alles, was Sie mir von diesem armen Mädchen sagen, rührt mich ungemein ... Was aber ist zu thun, um ihre Freilassung zu erhalten? Ich werde für ihre Zukunft sorgen —"

„Bei Ihrer Stellung und Ihren Bekanntschaften, Frau Marquise, wird es Ihnen sehr leicht werden, das Mädchen sogleich aus dem Gefängnisse zu bringen; es hängt dies blos von dem Willen des Polizeipräfecten ab. — Die Empfehlung einer angesehenen Person würde bei ihm entscheidend sein. — Doch ich bin da weit von der Bemerkung abgekommen, die ich über den Schlaf der Schallerin machte. Ich muß Ihnen gestehen, daß ich mich nicht wundern würde, wenn mit dem tief-schmerzlichen Gefühle von ihrem frühern verwerflichen Leben noch ein anderer nicht minder schmerzlicher Gram in Verbindung stände —"

„Was meinen Sie damit, Madame?"

„Ich irre mich vielleicht, aber ich würde mich nicht wundern, wenn das Mädchen, das durch irgend ein Ereigniß aus ihrer ersten Versunkenheit herausgerissen worden ist, eine wahre, rechtliche Liebe fühlte, die nun ihr Glück und ihre Qual ist.

„Aus welchen Gründen glauben Sie dies?"

„Weil sie hartnäckig den Ort verschweigt, wo sie die drei Monate nach ihrem Verschwinden aus der Cité zugebracht hat, glaube ich, sie fürchtet von den Personen zurückgefordert zu werden, bei denen sie Aufnahme gefunden hatte."

„Und warum sollte sie dies fürchten?"

„Weil sie eine Vergangenheit gestehen müßte, die man vielleicht nicht kennt."

„Ihre Kleidung als Landmädchen —"

„Noch ein anderer Umstand hat mich in meiner Vermuthung bestärkt. Gestern Abend, als ich in dem Schlafsaale erschien, trat ich an das Bett der Schallerin. Sie schlief fest; ihr Gesicht war heiter und ruhig; ihr schönes blondes Haar quoll unter der Nachtmütze hervor und fiel auf ihren Hals und ihre Schultern. Sie hatte die beiden kleinen Hände gefaltet auf ihren Busen gelegt, als wenn sie betend eingeschlafen wäre. Ich betrachtete einige Augenblicke mit Rührung dieses Engelsgesicht, als sie plötzlich leise und in einem zugleich ehrerbietigen, traurigen und liebevollen Tone einen Namen aussprach —"

„Welchen Namen?"

Nach einer kurzen Pause fuhr Madame Armand ernst fort:

„Obwohl ich das, was man im Schlafe erlauscht, für heilig halte, so nehmen Sie doch an dieser Unglücklichen so innigen

Antheil, Frau Marquise, daß ich Ihnen dieses Geheimniß wohl anvertrauen kann. — Der Name hieß Rudolph."

„Rudolph!" entgegnete die Frau von Harville, die sogleich an den Fürsten dachte. Da sie indeß bald einsah, daß Se. königl. Hoheit der Großherzog von Gerolstein mit dem Rudolph der armen Schallerin nichts gemein haben könnte, sagte sie zu der Aufseherin, welche sich über ihren Ausruf zu verwundern schien:

„Dieser Name hat mich überrascht, denn — zufälligerweise ist es auch der eines meiner Verwandten, — aber Alles, was Sie mir von der Schallerin erzählen, interessirt mich mehr und mehr. — Könnte ich sie nicht heute schon sehen? sogleich?"

„Ja, Frau Marquise; ich gehe, um sie zu holen, wenn Sie es wünschen. Ich könnte mich auch nach Louise Morel erkundigen, die sich in einem andern Theile des Gefängnisses befindet —"

„Ich würde Ihnen dafür sehr dankbar sein, Madame," antwortete Frau von Harville, die nun allein blieb.

„Seltsam!" dachte sie bei sich. „Ich kann mir keine Rechenschaft von dem ungewöhnlichen Eindrucke geben, den dieser Name Rudolph auf mich gemacht hat. — Ich bin aber eine rechte Thörin! Welches Verhältniß könnte zwischen ihm und einem solchen Mädchen bestehen?"

Nach kurzer Pause setzte die Marquise hinzu: „er hatte Recht! Wie sehr mich alles das interessirt! Geist und Gemüth erweitern sich, wenn man sie so edeln Beschäftigungen widmet. Es ist, wie er sagte, als habe man einigen Antheil an der Macht der Vorsehung, wenn man die unterstützt, welche es verdienen. — Und dann —, diese Ausflüge in eine Welt, die wir gar nicht ahnen, sind so fesselnd, so unterhaltend, wie er sagt! Welcher Roman könnte mich so anregen, meine Neugierde in diesem Grade reizen! Diese arme Schallerin z. B. flößt mir nach dem, was man mir von ihr erzählt hat, ein tiefes Mitleid ein und ich gebe mich demselben rücksichtslos hin, denn die Aufseherin besitzt zu viel Erfahrung, als daß sie sich über unsere Schutzempfohlene täuschen könnte. — Und die andere Unglückliche —, die Tochter des Steinschneiders, die der Fürst in meinem Namen so freigebig unterstützt hat! Die armen Leute! Ihre entsetzliche Armuth diente ihm als Vorwand, mich zu retten. Ich bin der Schande, vielleicht dem Tode durch eine heuchlerische Lüge

entgangen; diese Täuschung lastet schwer auf mir und ich will sie durch Wohlthun abbüßen. — Das wird mir so leicht werden und es ist so süß, dem edeln Rathe Rudolph's zu folgen! Es ist auch Liebe, ihm zu gehorchen. Ach ich fühle es mit Wonne, nur sein Athem belebt und befruchtet das neue Leben, das er mir geschaffen hat zum Troste derer, welche leiden; ich empfinde einen anbetungswürdigen Genuß darin, nur durch ihn zu handeln, keine andere Ideen zu haben, als die seinigen,... denn ich liebe ihn, ja ich liebe ihn, und er wird diese unvergängliche Leidenschaft meines Lebens nie erfahren."

— — — — — — — — — — — — —

Während die Frau von Harville auf die Schallerin wartet, wollen wir den Leser unter die Gefangenen selbst führen.

XXXXV.

Mont-Saint-Jean.

Die Uhr an dem Gefängnisse St. Lazarus verkündete die zweite Stunde nach Mittag. Auf die Kälte, die seit einigen Tagen geherrscht hatte, war eine milde, laue, frühlingsähnliche Temperatur gefolgt; die Sonnenstrahlen spiegelten sich in dem Wasser eines großen viereckigen mit Steinen eingefaßten Bassins in der Mitte eines Hofes, der mit Bäumen bepflanzt und mit hohen schwärzlichen Mauern mit vielen vergitterten Fenstern umgeben war. Hier und da standen in dem großen gepflasterten Hofe, in welchem die Gefangenen umhergingen, hölzerne Bänke.

Die Töne eines Glöckchens verkündeten die Stunde der Erholung und die gefangenen Frauen und Mädchen traten lärmend aus einer Thüre heraus, die man ihnen öffnete. Die gleichförmig gekleideten Frauen trugen schwarze Hauben und lange Kleider von blauem wollenen Stoffe, die durch einen Gürtel mit eiserner Schnalle festgehalten wurden. Es waren etwa zweihun-

dert Freudenmädchen, die sich gegen die eigenthümlichen Verordnungen vergangen hatten, unter welchen sie stehen.

Auf den ersten Anblick hatte ihr Aussehen nichts Eigenthümliches; beobachtete man sie aber aufmerksamer, so erkannte man auf fast allen Gesichtern die beinahe unvertilgbaren Brandmale des Lasters und namentlich der Verthierung, welche die Unwissenheit und die Armuth herbeiführen.

Bei dem Anblicke so vieler tiefgesunkener Mädchen kann man sich des traurigen Gedankens nicht erwehren, daß viele von ihnen wenigstens eine Zeitlang rein und tugendhaft gewesen sind. Wir müssen diese Beschränkung aussprechen, weil ein großer Theil von ihnen nicht blos von der Jugend, sondern von der zartesten Kindheit, ja von der Geburt an, wenn man sich so ausdrücken kann, wie man später sehen wird, verdorben worden ist.

Man fragt sich deshalb mit schmerzlicher Neugier, welche Verkettung von traurigen Ursachen diejenigen jener Elenden dahin gebracht hat, welche früher rein und keusch waren.

O, es führen viele Wege zum Verderben!

Sehr selten treibt die eigentliche Lust an Ausschweifungen, sondern vielmehr die Hilflosigkeit, das schlechte Beispiel, die schlechte Erziehung und besonders der Hunger zur Schande und Ehrlosigkeit, denn nur die armen Classen zahlen der Civilisation diese Seelen- und Körpersteuer.

— — — — — — — — — — — — —

Als die Gefangenen sich schreiend in den Hof stürzten, konnte man leicht erkennen, daß nicht die Freude allein, aus den Arbeitsstuben herauszukommen, sie so ausgelassen machte. Nachdem sie sich aus der einzigen Thüre hervorgedrängt hatten, bildeten sie einen Kreis um ein mißgestaltetes Wesen herum, das man mit Hohn und Spott überhäufte.

Es war ein kleines, untersetztes, verwachsenes Mädchen von sechsunddreißig bis vierzig Jahren mit einem Kopfe, der über die ungleichen Achseln kaum hinausragte. Man hatte ihr die Haube abgerissen und ihr starres, verworrenes blondes oder vielmehr bleichgelbes mit Grau vermischtes Haar fiel auf ihre niedrige und dumme Stirn. Sie trug ein blaues Kleid wie die andern Gefangenen und hatte unter dem rechten Arme ein kleines Packet in einem schlechten zerrissenen carrirten Tuche. Mit dem

linken Elnbogen suchte sie die Stöße zu pariren, die man ihr von allen Seiten versetzte.

Es kann nichts Traurig-Groteskeres geben als die Züge dieser Unglücklichen; es war ein lächerliches und häßliches, gleich einer Schnauze langgezogenes, runzeliges, lederartiges, schmutziges erdfahles Gesicht, mit zwei großen Nasenlöchern und zwei kleinen schiefstehenden rothen Augen. Bald zornig, bald demüthig, grollte und bat sie, aber man lachte über ihre Klagen noch mehr als über ihre Drohungen.

Sie war die Zielscheibe des Spottes und der Laune aller Gefangenen.

Ein Umstand hätte sie vor den Mißhandlungen schützen können und sollen, — sie war schwanger; aber ihre Häßlichkeit, ihre Dummheit, die Gewohnheit, sie als Zielscheibe aller Witze und Unarten zu sehen, machten ihre Peinigerinnen rücksichtslos, ob sie gleich sonst gewöhnlich die Schwangerschaft ehren.

Zu den erbittertsten Quälerinnen der Mont-Saint-Jean (so hieß die Arme) gehörte die Wölfin.

Die Wölfin war ein Mädchen von etwa zwanzig Jahren, groß, schlank, von wahrhaft männlichem Knochenbau, aber mit einem ziemlich regelmäßigen Gesichte; ihr starres schwarzes Haar schimmerte in Roth; braune Härchen beschatteten ihre fleischigen Lippen; ihre braunen, dichten, starken Augenbrauen flossen über ihre großen fahlen Augen in einander; es lag etwas Ungestümes, Wildes, Bestialisches in dem Gesichtsausdrucke dieses Mädchens; im Zorne zog sich ihre Oberlippe etwas empor und ließ die weißen weit auseinander stehenden Zähne sehen. Diesem Umstande verdankte sie ihren Beinamen die Wölfin.

Nichts desto weniger erkannte man in diesem Gesichte mehr Keckheit und Rücksichtslosigkeit, als Grausamkeit; man sah ein, daß sie mehr verdorben, als von Haus aus schlecht war und daß sie wohl noch einiger guten Regungen fähig sein konnte.

„Mein Gott! Mein Gott! Was habe ich Euch gethan?“ rief die Mont-Saint-Jean, indem sie sich gegen ihre Gefährtinnen wehrte. „Warum peiniget Ihr mich so?“

„Weil uns das Spaß macht.“

„Weil Du nur gut dazu bist, gepeiniget zu werden.“

„Es ist dies Dein Stand —“

„Sieh Dich nur um, und Du wirst erkennen, daß Du nicht das Recht hast, Dich zu beklagen —“

„Ihr wißt aber doch, daß ich mich nur zuletzt beklage, daß ich so viel dulde, als ich kann —“

„Nun, wir wollen Dich in Ruhe lassen, wenn Du uns sagst, warum Du Mont-Saint-Jean heißest.“

„Ja, ja, erzähle uns das —“

„Ich habe es Euch schon hundert Male erzählt. — Ich heiße so von einem ehemaligen Soldaten, den ich sonst liebte und den man so nannte, weil er in der Schlacht von Mont-Saint-Jean verwundet worden war. — Ich habe seinen Namen behalten. — Seid Ihr nun zufrieden? Soll ich immer dieselbe Geschichte wiederholen?“

„Wenn Dein Soldat Dir glich, muß er prächtig ausgesehen haben.“

„Wahrscheinlich war er ein Invalid.“

„Ein Stückchen von einem Soldaten —“

„Wie viele Glasaugen hatte er?“

„Und eine Nase von Blech, he?“

„Er hatte gewiß weder Arme noch Beine und war blind und taub, da Du ihm gefielst —“

„Ich bin häßlich, ein wahres Ungethüm, ich weiß es. — Sagt mir Grobheiten, spottet über mich so viel Ihr wollt, das ist mir gleichgiltig, aber schlagt mich nur nicht —“

„Was hast Du da in dem alten Tuche?“ fragte die Wölfin.

„Ja — ja, was hast Du darin?“

„Sie muß es zeigen.“

„Wir wollen es sehen!“

„Nein; ich bitte Euch,“ rief die Arme, indem sie das kleine Packet mit allen Kräften festhielt.

„Es muß ihr abgenommen werden —“

„Ja, nimm es ihr, Wölfin!“

„Müßt Ihr denn so schlecht sein! Laßt es doch! Laßt es doch!“

„Was ist es?“

„Es ist der Anfang zu dem Kinderzeuge für mein Kleines. — Ich arbeite es aus den alten Leinwandstückchen, die Niemand mehr mag und die ich sammele. Das ist Euch einerlei, nicht wahr?“

„Ach, das Kinderzeug für den kleinen Mont-Saint-Jean! Das muß possierlich aussehen.“

„Wir müssen es sehen!“

„Das Kinderzeug! Das Kinderzeug!“ rief die Wölfin, indem sie der Mont-Saint-Jean das Packet entriß.

Das zerlöcherte Tuch zerriß bei dem Hin- und Herzerren und es fielen mehrere Zeugstücke von allen Farben und Leinwandläppchen heraus, die dann im Hofe herumflogen und von den Gefangenen niedergetreten wurden, die immer lauter lachten.

„Was für Lumpen!“

„Als hätte sie einen Lumpensammler geplündert!“

„Und alles das zusammenzunähen!“

„Sie wird mehr Zwirn als Zeug dazu brauchen.“

„Es wird wie Stickerei aussehen.“

„Lies Deine Lumpen nur wieder zusammen, Mont-Saint-Jean.“

„Wie schlecht Ihr seid, ach Gott!“ rief die Arme, indem sie den herumflatternden Fetzen und Läppchen nachlief und dieselben aufzulesen suchte trotz den Stößen und Püffen, die man ihr gab. „Ich habe Niemandem etwas zu Leide gethan,“ fuhr sie weinend fort; „ich habe mich erboten, damit sie mich in Ruhe lassen möchten, ihnen alle Dienste und Gefälligkeiten zu erweisen, ihnen sogar die Hälfte meiner Ration zu geben, obgleich ich selbst hungere, — aber nein! nein! sie peinigen mich fortwährend. Was muß ich thun, um Ruhe zu finden? Sie haben nicht einmal Erbarmen mit einer armen Schwangern! Sind sie nicht schlimmer wie die wilden Bestien? Es wurde mir so schwer, alle die Läppchen zusammenzubringen! Wovon soll ich das Kinderzeug machen, da ich mir nichts kaufen kann? Wem that sich Unrecht, als ich das sammelte, was Andere weggeworfen hatten?“ Mit einemmale rief dann die arme Mont-Saint-Jean hoffnungsvoll aus: „ach, Sie sind da, Schallerin; nun bin ich gerettet. Legen Sie ein gutes Wort für mich ein; auf Sie werden sie gewiß hören, da man Sie so sehr liebt, wie man mich hasset.“

Die Schallerin, welche zuletzt aus dem Hause trat, erschien in dem Hofe.

Sie trug das blaue Kleid und die schwarze Haube der Gefangenen, sah aber selbst in diesem groben Anzuge noch reizend aus. Seit ihrer Entführung von der Meierei in Bouqueval

(— wir werden den Ausgang dieser Entführung später erzählen —) schienen sich indeß die Züge ihres Gesichtes sehr verändert zu haben; ihre Bläße, durch die sonst ein leichtes Rosenroth hindurchschimmerte, war jetzt matt wie die Weiße des Alabasters. Auch der Ausdruck ihres Gesichtes war ein anderer geworden; es lag in ihm etwas Traurig-Würdevolles.

Marien-Blume fühlte, daß sie durch muthiges Ertragen der schmerzlichen Sühnopfer sich von allen frühern Fehlern fast reinige.

„Bitten Sie um Schonung für mich, Schallerin," fuhr die Mont-Saint-Jean fort, indem sie sich bittend an das junge Mädchen wendete. „Sehen Sie nur, wie sie Alles, was ich mit so großer Mühe zu meinem Kinderzeuge gesammelt hatte, in dem Hofe herumstreuen! Welches Vergnügen kann ihnen das machen?"

Marien-Blume sagte kein Wort, fing aber sogleich an, alle Läppchen unter den Füßen der Gefangenen mit aufzulesen.

Eine Gefangene stand absichtlich und böswillig auf einem Stückchen grober Leinwand fest; Marien-Blume hatte sich gebückt, sah diese Gefangene mit ihrem zauberischen Blicke bittend an und sprach mit ihrer sanften Stimme:

„Ich bitte Sie, lassen Sie mich dies aufheben, im Namen der Armen da, die weint —"

Die Gefangene zog den Fuß zurück.

Das Leinwandstück wurde auf diese Weise gerettet, wie fast alle andern Lumpen, welche die Schallerin Stück für Stück so eroberte.

Es blieb nur noch ein kleines Kindermützchen übrig, um das sich zwei Gefangene lachend stritten. Marien-Blume sagte zu ihnen:

„Geben Sie ihr das Mützchen zurück, ich bitte."

„Nun ja, es ist für einen Harlekin in Windeln. Sie hat es aus einem grauen Stücke, aus grünen und schwarzen zusammengenähet und mit Sackleinwand gefüttert."

Es war so.

Die Gefangenen lachten laut über diese Beschreibung des Häubchens.

„Lacht darüber und spottet so viel Ihr wollt, aber gebt es mir nur wieder," sagte Mont-Saint-Jean, „besonders tretet es nicht in den Schmutz wie das Uebrige. Nehmen Sie es nicht

übel, daß Sie sich meinetwegen die Hände beschmutzt haben, Schallerin," setzte die Arme dankbar hinzu.

„Mir die Harlekinsmütze!" rief die Wölfin, die sich derselben bemächtigte und sie wie eine Trophäe schwenkte.

„Ich bitte Sie, geben Sie mir das Mützchen," sagte die Schallerin.

„Sie wollen es der Mont-Saint-Jean zurückgeben?"

„Gewiß."

„Ein solcher Lumpen lohnt die Mühe nicht."

„Die Mont-Saint-Jean hat ja nichts als Lumpen zur Bekleidung ihres Kindes und Sie sollten deshalb Mitleid mit ihr haben, Wölfin," sagte Marien-Blume traurig, indem sie die Hand nach dem Mützchen ausstreckte.

„Ich gebe es nicht her," entgegnete die Wölfin roh. „Soll ich Ihnen immer nachgeben, weil Sie die Schwächste sind? Sie mißbrauchen meine Nachsicht."

„Wäre es denn ein Verdienst, mir nachzugeben, wenn ich die Stärkste wäre?" antwortete die Schallerin mit anmuthigem leichten Lächeln.

„Nein, nein. — Sie wollen mich mit Ihrer niedlichen Stimme verlocken. — Sie erhalten das Mützchen nicht."

„Wölfin, Sie werden nicht boshaft sein —"

„Lassen Sie mich in Ruhe; Sie langweilen mich."

„Ich bitte Sie darum."

„Mach' mich nicht ungeduldig! Ich habe Nein gesagt und dabei bleibt es," sprach die Wölfin gereizt.

„Haben Sie doch Mitleid mit ihr! Sehen Sie, wie sie weint!"

„Was geht das mich an? Um so schlimmer für sie. Sie muß Alles ertragen."

„Ja, — es ist wahr —, wir hätten ihr die Lumpen nicht wiedergeben sollen," murmelten die Gefangenen, durch das Beispiel der Wölfin ermuthiget. „Um so schlimmer für Mont-Saint-Jean!"

„Ihr habt Recht — um so schlimmer für sie!" sagte Marien-Blume bitter. — „Sie muß Alles über sich ergehen lassen, — ihr Wehklagen macht Euch Spaß, Ihr lacht über ihre Thränen; — Ihr müßt doch die Zeit mit etwas hinbringen. Sie würde nichts sagen dürfen, wenn man sie auf der Stelle um-

bringen wollte. Sie haben Recht, Wölfin; es ist ganz gerecht; die Arme thut Niemandem etwas zu Leide, sie kann sich nicht vertheidigen, sie ist allein gegen Alle, — das ist sehr muthig, sehr edel von Euch!"

„Wir sind also feig?" rief die Wölfin in ihrem Ungestüm und aus Lust zum Widerspruche aus. „Wirst Du antworten? Sind wir feig, he?" wiederholte sie.

Es entstand ein drohendes Gemurmel gegen die Schallerin.

Die beleidigten Gefangenen drängten sich schreiend um sie und vergaßen oder sträubten sich vielmehr gegen den Einfluß, den das junge Mädchen bis dahin über sie gehabt hatte.

„Sie nennt uns feig!"

„Welches Recht hat sie, uns zu tadeln?"

„Ist sie mehr als wir?"

„Wir sind zu nachsichtig gegen sie gewesen."

„Jetzt will sie sich ein Air geben — gegen uns!"

„Was kann sie dagegen sagen, wenn es uns gefällt, Mont-Saint-Jean zu peinigen?"

„Du wirst nun noch viel mehr geschlagen werden als früher, Mont-Saint-Jean."

„Da hast Du etwas für den Anfang," sagte eine, indem sie der Armen einen Schlag gab.

„Wenn Du Dich wieder in Dinge mengst, die Dich nichts angehen, Schallerin, so wird Dir es ebenso ergehen."

„Ja! Ja!"

„Das ist nicht genug!" rief die Wölfin aus. „Die Schallerin muß Abbitte dafür thun, daß sie uns feig genannt hat. — Ihr habt Recht, — wenn das so fortginge, würde sie uns noch tyrannisiren. Wir sind dumm genug, das nicht zu merken."

„Sie muß um Verzeihung bitten!"

„Auf den Knien!"

„Auf beiden Knien!"

„Oder wir behandeln sie wie die Mont-Saint-Jean!"

„Auf die Knie nieder!"

„Uns feig zu nennen!"

„Sage es noch einmal!"

Marien-Blume blieb in diesem wüthenden Geschrei vollkommen ruhig; sie ließ den Sturm vorübertoben, dann, als sie sich

Gehör verschaffen konnte, blickte sie alle mit ihren schönen Augen an und antwortete der Wölfin, die von neuem schrie:

„Wage es noch einmal, uns feig zu nennen!“

„Sie? Nein, nein, — die Arme da, der Ihr die Kleider zerrissen, die Ihr geschlagen, in den Schmutz geworfen habt, — sie ist feig. — Seht Ihr nicht, wie sie weint, wie sie Euch zitternd ansieht? Sie ist feig, — weil sie sich vor Euch fürchtet —“

Der Instinct der Schallerin traf das Rechte. Wenn sie sich an das Gerechtigkeitsgefühl, an die Pflicht gewendet hätte, um die brutale Erbitterung der Gefangenen gegen Mont-Saint-Jean zu entwaffnen, würde man sie nicht angehört haben. Dagegen machte sie Eindruck, indem sie sich an das Gefühl des natürlichen Edelmuthes wendete, welches nie ganz erlöscht, selbst nicht in dem verdorbensten wildesten Haufen.

Die Wölfin und die Andern murmelten noch, aber sie fühlten, sie gestanden es sich, daß sie nicht recht gehandelt hatten.

Marien-Blume wollte ihren ersten Sieg nicht mißbrauchen und fuhr fort:

„Sie verdient kein Mitleiden, sagt Ihr, aber ihr Kind verdient es. — Fühlt es nicht auch die Schläge, die Ihr seiner Mutter gebt? Wenn sie um Gnade bittet, thut sie es nicht für sich, sondern für ihr Kind. — Wenn sie Euch um etwas von Euerm Brod bittet, wenn Ihr zu viel habt und sie mehr hungert als gewöhnlich, thut sie es nicht für sich, sondern — für ihr Kind. — Wenn sie Euch mit Thränen in den Augen beschwört, ihr die Lumpen nicht zu nehmen, die sie mit so vieler Mühe zusammengebracht hat, so thut sie es nicht ihretwegen, sondern — wegen ihres Kindes. — Das schlechte bunte Mützchen, über das Ihr so sehr spottet, sieht vielleicht lächerlich aus, vielleicht . . ., ich aber möchte weinen, wenn ich es ansehe. — Spottet nun über uns beide, über Mont-Saint-Jean und über mich, wenn Ihr es könnt.“

Die Gefangenen lachten nicht.

Die Wölfin sah sogar das Mützchen, das sie noch in der Hand hielt, mit einem traurigen Blicke an.

„Mein Gott,“ fuhr Marien-Blume fort, indem sie mit dem Rücken ihrer kleinen weißen Hand über die Augen strich, „ich weiß, daß Ihr nicht böswillig seid. — Ihr quält die Mont-Saint-

Jean nur aus Langweile, nicht aus Grausamkeit. — Aber Ihr vergeßt, daß sie nicht allein ist, daß sie ein Kind unter dem Herzen trägt. — Ihr würdet sie sonst nicht nur nicht schlagen, weil Ihr fürchten müßtet, dem armen unschuldigen Kinde weh zu thun, Ihr würdet sogar, wenn es kalt ist, der Mutter Alles geben, was Ihr entbehren könnt, um es zu erwärmen, nicht wahr, Wölfin?"

„Freilich ..., wer würde nicht mit einem Kinde Mitleid haben?"

„Das ist ganz einfach —"

„Ihr würdet, wenn es hungerte, das Brod aus Euerm Munde nehmen und es ihm geben, nicht wahr, Wölfin?"

„Ja, und herzlich gern, — ich bin nicht schlechter als Andere."

„Wir auch nicht."

„Ein armes unschuldiges Kind!"

„Wer hätte den Muth, ihm etwas zu Leide zu thun?"

„Wir müßten ja Unmenschen sein!"

„Herzlos!"

„Wilde Bestien!"

„Ich sagte es ja," fuhr Marien-Blume fort, „daß Ihr nicht böswillig seid; Ihr seid gutmüthig und vergeßt nur, daß Mont-Saint-Jean das Kind nicht auf den Armen — sondern unter dem Herzen trägt —"

„Das ist es!" rief die Wölfin wie begeistert aus; — „aber noch nicht genug! Sie haben Recht, Schallerin, wir waren feig und Sie brav und muthig, weil Sie wagten, uns das zu sagen. Sie waren brav und muthig, weil Sie nicht zitterten, nachdem Sie es gesagt hatten. Sehen Sie, — wir mögen sagen und thun und uns sträuben wie wir wollen — Sie sind nicht wie wir, — das müssen wir immer wieder zugestehen. — Es ärgert mich —, aber es ist so. — Eben haben wir wieder Unrecht gehabt, — Sie waren muthiger als wir."

„Es ist wahr, die kleine Blondine mußte viel Muth haben, uns so die Wahrheit in das Gesicht zu sagen —"

„Ihre blauen Augen sind aber auch so sanft, so lieblich, wenn sie will —!"

„Sie werden wahre kleine Löwen —"

„Arme Mont-Saint-Jean; Sie ist ihr viel Dank schuldig!"

„Es ist doch auch wahr, wenn wir sie schlagen, schlagen wir ihr Kind.“

„Daran hatte ich nicht gedacht.“

„Ich auch nicht.“

„Die Schallerin denkt an Alles.“

„Und ein Kind zu schlagen! Pfui!“

Nichts ist leichter beweglich als die Leidenschaften des Volkes; nichts wechselt rascher und plötzlicher.

Einige einfache und rührende Worte der Schallerin hatten mit einemmale eine Reaction zu Gunsten der Mont-Saint-Jean bewirkt, die vor Rührung weinte.

Alle Herzen waren bewegt, weil, wie wir schon gesagt haben, Alles, was sich auf das Muttersein bezieht, bei den Unglücklichen, von denen wir hier sprechen, immer tiefen Eindruck macht.

Die Wölfin, die in Allem heftig und exaltirt war, nahm mit einemmale das Mützchen, das sie in der Hand hielt, machte eine Art Börse daraus, griff in die Tasche, nahm 20 Sous, warf sie in das Mützchen und rief, indem sie dasselbe den andern Gefangenen hinhielt:

„Ich gebe 20 Sous für die Mont-Saint-Jean, damit sie Leinwand zu Kinderzeug kaufen kann. Wir alle helfen zuschneiden und mit nähen, damit dies ihr nichts koste.“

„Ja —; ja.“

„Wir wollen zusammensteuern.“

„Ich bin dabei.“

„Eine prächtige Idee!“

„Die arme Mont-Saint-Jean!“

„Sie ist zwar häßlich wie ein Ungeheuer, aber Mutter wie eine Andere.“

„Die Schallerin hatte Recht, man könnte weinen, wenn man dies Kinderzeug von Lumpen ansieht.“

„Ich gebe zehn Sous.“

„Ich dreißig.“

„Ich zwanzig.“

„Ich vier, — ich habe nicht mehr.“

„Ich habe kein Geld, aber ich verkaufe meine Ration von morgen, um auch beizusteuern. Wer kauft sie mir ab?“

„Ich," rief die Wölfin, „ich gebe zehn Sous für Dich, Du magst aber Deine Nation behalten und die Mont-Saint-Jean soll ein Kinderzeug bekommen wie eine Prinzessin —"

Die Verwunderung und die Freude der Mont-Saint-Jean auszudrücken, würde völlig unmöglich sein; ihr groteskes und häßliches Gesicht, über das große Thränentropfen strömten, wurde fast rührend. Es strahlte von Glück und Dank.

Marien-Blume war auch glücklich, ob sie gleich zu der Wölfin sagen mußte, als diese ihr das Mützchen hinhielt:

„Ich habe kein Geld, aber ich werde arbeiten so viel als möglich —"

„Ach, mein lieber Engel aus dem Paradiese," rief die Mont-Saint-Jean, indem sie vor der Schallerin auf die Knie sank und die Hand derselben zu ergreifen suchte, um sie zu küssen, „was habe ich für Sie gethan, daß Sie so gütig und so freundlich gegen mich sind und alle diese Damen auch? Ist es möglich, Du mein Herr und Heiland! gutes, neues Kinderzeug für mein Kind! Alles, was dazu gehört! Wer hätte das geglaubt! Ich werde vor Freude verrückt! Eben noch die Zielscheibe des Spottes, von Allen gemißhandelt und nun, — weil Sie ihnen — etwas gesagt haben mit Ihrer lieben Engelsstimme, — wenden Sie Alle vom Bösen zum Guten und sie lieben mich! Ich — ich liebe sie auch. Sie sind so gut, — es war nicht recht von mir, daß ich bös wurde. Wie dumm war ich — und wie ungerecht — wie undankbar! Sie thaten ja Alles nur, um zu lachen; sie wollten mir nicht wehe thun — ich habe nun den Beweis. — Jetzt könnte man mich auf dem Flecke todtschlagen, ich würde nicht mucksen —"

„Wir haben achtundzwanzig Francs und sieben Sous," sagte die Wölfin, nachdem sie den Betrag der Collecte überzählt hatte, die sie in das Mützchen wickelte. „Wer soll das Geld behalten, bis es ausgegeben ist? Der Mont-Saint-Jean dürfen wir es nicht geben, — sie ist zu dumm."

„Die Schallerin soll das Geld an sich nehmen!" riefen Alle.

„Wenn Ihr auf mich hören wollet," sagte Marien-Blume, „so bittet die Aufseherin, Madame Armand, das Geld zu übernehmen und davon die nöthigen Einkäufe zu machen. Vielleicht, wer weiß es? freut sie sich über die gute That, die Ihr verrichtet habt, und bittet, denen, die gut angeschrieben stehen, einige Tage

der Haft zu erlassen. Nun, Wölfin," setzte die Schallerin hinzu, indem sie dieselbe am Arme nahm, „sind Sie nun nicht zufriedener als vorhin, als Sie die Lumpen der armen Mont-Saint-Jean umherstreuten?"

Die Wölfin antwortete anfangs nicht.

Auf die Exaltation, welche einen Augenblick ihre Züge belebt hatte, folgte ein gewisses Mißtrauen.

Marien-Blume sah sie verwundert an; sie konnte sich diese plötzliche Veränderung nicht erklären.

„Schallerin ... kommen Sie, — ich muß mit Ihnen sprechen," sagte die Wölfin finster vor sich hin.

Dann trat sie aus der Gruppe der Gefangenen heraus und führte die Schallerin an das Bassin mit der steinernen Einfassung, an dem sich eine Bank befand.

Hier setzten sich die Schallerin und die Wölfin nieder und waren fast allein.

XXXXVI.

Die Wölfin und die Schallerin.

Wir glauben fest an den Einfluß gewisser Charaktere, die eine solche magische Gewalt über die Massen haben, daß sie dieselben zum Guten und zum Bösen bestimmen können.

Einige, die kühn, heftig, unbändig sind, werden sich an die schlechten Eigenschaften wenden und dieselben aufregen, wie der Sturm die Wogen des Meeres aufwühlt, aber diese Stürme werden wie alle Stürme, zwar wüthend, aber auch nur von kurzer Dauer sein; dem verderblichen Aufbrausen wird ein Gefühl der Trauer, des Unbehagens folgen, das das Elend noch elender macht. Die Folgen einer Ueberschreitung des Maßes sind immer bitter.

Die Wölfin soll, wenn man will, diesen verderblichen Einfluß personificiren.

Andere Organisationen, die seltener sind, weil ihr edles Gefühl durch den Verstand befruchtet wird, bei denen der Geist in gleicher Höhe mit dem Herzen stehen muß, werden zum Guten Anlaß geben, wie die erstern zum Bösen. — Ihre heilsame Einwirkung wird mild die Gemüther durchdringen, wie die warmen Strahlen der Sonne die Körper mit einer belebenden Wärme erfüllen, wie der frische Thau einer Mainacht die dürre glühende Erde erquickt.

Marien-Blume personificirt, wenn man will, diese wohlthuende Einwirkung.

Die Reaction im Guten geht nicht so rasch vorüber wie die im Bösen; ihre Wirkungen dauern länger. Sie ist etwas Salbungsvolles, Unaussprechliches, das die verhärtetsten Herzen allmälig erweicht, beruhigt und ihnen ein Gefühl unnennbarer Wonne giebt.

Leider hört aber auch dieser Zauber auf.

Die Bösen verfallen, nachdem sie die himmlische Klarheit gesehen, von neuem in die Finsterniß des gewöhnlichen Lebens; die Erinnerung an die lieblichen Empfindungen, die sie einen Augenblick überraschten, verlöscht allmälig, wenn sie sich auch bisweilen bemühen, an dieselben zurückzudenken, wie wir die Melodie der Lieder wiederzufinden suchen, die unsere glückliche Jugend wiegten.

Die Gefährtinnen der Schallerin hatten durch die gute That, zu der diese sie veranlaßt, die flüchtige Wonne jener Gefühle kennen gelernt, die auch die Wölfin theilte. Diese sollte aber, aus Gründen, welche wir bald mittheilen werden, minder lange als die andern Gefangenen diesen wohlthätigen Eindruck fühlen.

Wenn man sich wundert, die sonst so passiv und schmerzlich ergebene Schallerin muthig und mit einer gewissen Autorität handeln zu sehen, so brauchen wir nur daran zu erinnern, daß die edlen Lehren, die sie während ihres Aufenthaltes in Bouqueval erhalten, die seltenen Anlagen und Eigenschaften dieser vortrefflichen Natur reißend schnell entwickelt hatten.

Marien-Blume sah ein, daß es nicht hinreichte, eine unabänderliche Vergangenheit zu bereuen, daß man die Achtung der Menschen und seiner selbst nicht anders wieder erlangt, als wenn man Gutes thut und Andere zum Guten lenkt.

— — — — — — — — — — — — —

Die Wölfin saß, wie gesagt, auf der Bank neben der Schallerin.

Die beiden Mädchen gewährten einen höchst auffallenden Contrast.

Die bleichen Strahlen der Wintersonne beschienen sie; der reine Himmel war hier und da mit kleinen weißen flockigen Wolken gefleckt; einige Vögel, welche die laue Temperatur lockte, zwitscherten auf den unbelaubten Zweigen der großen Kastanienbäume des Hofes; einige Sperlinge, die kecker waren, als die andern, badeten sich in dem kleinen Bache, der von dem vollen Bassin ablief; grünes weiches Moos bekleidete die steinerne Einfassung und in den lockern Fugen der Steine wuchsen hier und da einige Grasbüschel, welche der Winterfrost verschont hatte.

Diese Beschreibung eines Bassins in einem Gefängnißhofe wird lächerlich erscheinen, aber Marien-Blume bemerkte alle diese Einzelnheiten; sie heftete ihre Blicke auf die kleinen grünen Stellen und das klare Wasser, in welchem sich die flüchtigen weißen Wölkchen spiegelten, in dem die goldenen Sonnenstrahlen blitzten, und sie dachte seufzend an die Herrlichkeit der Natur, die sie so sehr liebte und bewunderte und von der sie wiederum getrennt war.

„Was wollten Sie mir sagen?“ fragte die Schallerin ihre Gefährtin, die finster und schweigend neben ihr saß.

„Wir müssen zu einer Erklärung kommen,“ antwortete die Wölfin rauh; „das kann so nicht fortgehen.“

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Eben jetzt, im Hofe, wegen der Mont-Saint-Jean, hatte ich mir vorgenommen: ich gebe der Schallerin nicht mehr nach, und doch habe ich Ihnen wieder nachgegeben.“

„Aber —“

„Ich sage, das kann nicht so fortgehen —“

„Was haben Sie gegen mich, Wölfin?“

„Daß ich nicht mehr bin wie ich war, seit Sie hier sind, nein, — ich habe keinen Muth, keine Kraft, keine Keckheit mehr.“

Dann unterbrach sich die Wölfin plötzlich, streifte den Aermel ihres Kleides zurück, zeigte auf den weißen, kräftigen, mit schwarzen Härchen bewachsenen Arm und deutete an der innern Seite desselben auf eine unverlöschliche Tättowirung, welche einen blauen

Dolch vorstellte, der zur Hälfte in ein rothes Herz hineingedrückt war. Darunter las man die Worte:

„Tod den Feigen!
Martial.
F. d. L. (für das Leben).

„Sehen Sie das?“ fragte die Wölfin.

„Ja, — das ist schrecklich, so daß ich mich fürchte,“ antwortete die Schallerin, indem sie die Augen abwandte.

„Als Martial, mein Geliebter, mit einer rothglühenden Nadel diese Worte auf den Arm schrieb: Tod den Feigen! hielt er mich für muthig. Wenn er wüßte, wie ich mich seit drei Tagen benommen habe, würde er mir sein Messer in den Leib stoßen, wie dieser Dolch da in das Herz gestoßen ist, — und er würde Recht thun, denn es steht da geschrieben: Tod den Feigen! Ich bin feig.“

„Was thaten Sie, um feig genannt werden zu können?“

„Alles —“

„Bereuen Sie den guten Gedanken, den Sie eben hatten?“

„Ja.“

„Das glaube ich nicht —“

„Ich sage Ihnen, daß ich ihn bereue, denn auch er ist ein Beweis davon, was Sie über Alle vermögen. Haben Sie nicht Mont-Saint-Jean gehört, als sie auf den Knien lag und Ihnen dankte?“

„Was sagte sie?“

„Sie sagte, indem sie von uns sprach, Sie wendeten uns von dem Bösen zum Guten. Ich hätte sie erwürgen mögen, als sie dies sagte, denn sie hatte — zu unserer Schande — Recht. Ja, in wenigen Minuten verändern Sie uns von Weiß in Schwarz; man hört Sie an, man überläßt sich seinen ersten Gefühlen — und thut, wie immer, was Sie haben wollen.“

„Habe ich Sie zu etwas Schlechtem verleitet, als Sie die Arme so edelmüthig unterstützten?“

„Davon handelt es sich nicht,“ rief die Wölfin zornig aus, — „ich habe noch vor Niemand den Nacken gebeugt. Ich heiße die Wölfin und mit Recht, — mehr als ein Weib trägt Spuren von mir an sich, auch mehr als ein Mann, — man soll nicht

sagen, ein schwächliches Mädchen wie Sie hätte mich unter die Füße gebracht."

„Ich! und wie?"

„Weiß ich denn das selbst? Sie kommen hierher und fangen gleich damit an, mich zu beleidigen —"

„Ich Sie beleidigen?"

„Ja. Sie fragen, wer Ihr Brod haben wolle, und ich antwortete zuerst: ich! Dann antwortete die Mont-Saint-Jean und Sie gaben ihr den Vorzug. Wüthend darüber springe ich auf Sie zu mit dem Messer in der Hand —"

„Und ich sage: Tödten Sie mich, wenn Sie wollen, aber lassen Sie mich nicht zu lange leiden," antwortete die Schallerin, „das war Alles."

„Alles? Ja, Alles! Und doch rissen mir diese paar Worte das Messer aus der Hand, und zwangen mich, Sie um Verzeihung zu bitten, Sie, da Sie mich doch beleidiget hatten. Ist das natürlich? Sehen Sie, wenn ich wieder zu mir komme, schäme ich mich vor mir selbst. Und gleich am ersten Abende nach Ihrer Ankunft hier, als Sie niederknieten, um zu beten, warum sagte ich, statt über Sie zu spotten und den ganzen Schlafsaal gegen Sie zu hetzen: „man muß sie in Ruhe lassen — Sie betet, — sie hat ein Recht dazu"? Und warum schämte ich mich mit allen Andern den andern Morgen, vor Ihnen uns anzukleiden?"

„Das weiß ich nicht, Wölfin."

„Wahrhaftig!" fuhr das ungestüme Mädchen ironisch fort: „Sie wissen es nicht? Wahrscheinlich weil Sie, wie wir bisweilen im Scherz gesagt haben, nicht von unserer Art sind. Sie glauben dies vielleicht?"

„Ich habe nie gesagt, daß ich es glaube."

„Nein, Sie haben es nicht gesagt, aber Sie thun gerade so —"

„Ich bitte Sie, hören Sie mich an —"

„Nein, — es hat mich schon zu viel gekostet, Sie angehört, Sie angesehen zu haben. Bis jetzt habe ich Niemanden beneidet. — Zwei bis drei Mal habe ich mich überrascht — wie dumm und feig! — Sie um Ihr Madonnengesicht, Ihr sanftes, trauriges Ansehen zu beneiden. Ja, ich habe Sie selbst um Ihr blondes Haar und Ihre blauen Augen beneidet, obgleich die

Blondinen mir immer zuwider waren, weil ich selbst braun bin. Ihnen ähnlich sein zu wollen! — ich, die Wölfin! Hätte mir das vor acht Tagen Jemand gesagt, ich würde ihn gezeichnet haben! Und Ihre Lage ist doch nicht beneidenswerth; Sie hängen betrübt den Kopf wie eine Magdalena. Geht das natürlich zu?"

„Wie kann ich von den Eindrücken Rechenschaft geben, die ich auf Sie mache?"

„O, Sie wissen recht gut, was Sie thun!"

„Trauen Sie mir dabei eine schlechte Absicht zu?"

„Weiß ich es denn? Eben weil mir alles das unbegreiflich vorkommt, traue ich Ihnen nicht mehr. Noch etwas, bisher bin ich immer lustig oder zornig gewesen, jetzt bin ich träumerisch und Sie haben mich dazu gemacht. Manche Worte, die Sie sprachen, haben gegen meinen Willen mein Herz ergriffen, mich genöthigt, an mancherlei traurige Dinge zu denken."

„Es thut mir leid, Sie so betrübt zu haben, Wölfin, aber ich erinnere mich nicht, daß ich etwas gesagt hätte —"

„Mein Gott," unterbrach die Wölfin die Schallerin mit zorniger Ungeduld, „was Sie thun, ist bisweilen eben so rührend, als das, was Sie sagen. Sie sind so boshaft!"

„Ereifern Sie sich nicht so, Wölfin, — sprechen Sie sich deutlicher aus —"

„Gestern, in dem Arbeitssaale betrachtete ich Sie; Sie hatten den Kopf gesenkt und sahen nur auf die Arbeit, an der Sie näheten; eine große Thräne fiel auf Ihre Hand — Sie sahen diese Thräne eine Weile an, dann führten Sie die Hand an die Lippe, als wollten Sie die Thräne aufküssen. Ist das wahr?".

„Es ist wahr," sagte die Schallerin erröthend.

„Das sieht aus, als wäre es nichts, aber in diesem Augenblicke sahen Sie so unglücklich, so unglücklich aus, daß es mir das Herz wie zusammenschnürte. Halten Sie das für spaßhaft? Ich bin immer steinhart gegen alles Rührende gewesen, Niemand kann sich rühmen, mich weinen gesehen zu haben, und jetzt wird mir es weich ums Herz, wenn ich Sie nur ansehe. Das ist feig, — ich bin feig geworden und ein Beweis davon ist, daß ich seit drei Tagen nicht an Martial zu schreiben gewagt habe, so sehr peinigt mich das Gewissen. — Ihre Anwesenheit verdirbt meinen

Charakter, — das muß aufhören, es wird ein schlechtes Ende nehmen, ich fühle es. — Ich will bleiben wie ich bin und nicht über mich spotten lassen."

„Warum sollte man über Sie spotten?"

„Weil man mich weichmüthig und dumm sähe, während sonst Alle hier vor mir zitterten. Nein, nein, — ich bin zwanzig Jahre alt und in meiner Art so schön als Sie; ich bin boshaft, — man fürchtet mich, — das will ich. — Ueber alles Andere lache ich. Wehe dem, der das Gegentheil sagt!"

„Sie zürnen mir, Wölfin?"

„Ja, Sie sind für mich eine schlimme, eine gefährliche Bekanntschaft; wenn das noch vierzehn Tage so fortginge, würde man mich nicht mehr die Wölfin, sondern das Lamm nennen. Dafür danke ich. — Mein Geliebter würde mich umbringen. — Kurz und gut, ich mag nicht mehr mit Ihnen umgehen und werde, um rascher getrennt zu sein, in einen andern Saal versetzt zu werden bitten; schlägt man mir dies ab, so mache ich einen schlechten Streich, damit man mich einsperre, bis meine Zeit abgelaufen. — Das habe ich Ihnen zu sagen, Schallerin."

Marien-Blume erkannte, daß ihre Gefährtin, deren Herz noch nicht ganz verdorben war, sich gegen die bessern Regungen gleichsam sträubte. Ohne Zweifel waren dieselben in der Wölfin durch das unwillkürliche Interesse erregt worden, das Marien-Blume ihr einflößte.

Zum Glück für die Menschheit beweisen seltene, aber schlagende Beispiele, daß es auserwählte Seelen giebt, die, fast ohne daß sie es selbst wissen, eine solche Anziehungskraft ausüben, daß sie selbst die Widerstrebendsten zwingen, in ihren Kreis einzutreten und sich zu bestreben, ihnen mehr oder minder ähnlich zu werden.

Die wunderbaren Resultate mancher Missionen und Sendungen lassen sich nicht anders erklären. In einem sehr beschränkten Kreise war dies die Art des Verhältnisses, das zwischen Marien-Blume und der Wölfin bestand; die letztere aber wehrte sich, nach einem seltsamen Widerspruche, oder vielmehr in Folge ihres unduldsamen Charakters, mit aller Kraft gegen den heilsamen Einfluß, der auf sie wirkte, ebenso wie redliche Charaktere energisch gegen übele Einwirkungen sich sträuben.

Wenn man bedenkt, daß das Laster oft einen teuflischen

Stolz besitzt, so wird man sich nicht wundern, daß die Wölfin Alles aufbietet, um ihren Ruf als unbändiges und gefürchtetes Geschöpf zu bewahren und nicht aus einer Wölfin — ein Lamm zu werden, wie sie sich ausdrückte. Dieses Schwanken, dieser Unwille, dieser Kampf, untermischt mit einigen edlen Regungen, verriethen bei dieser Unglücklichen zu günstige und zu bedeutsame Symptome, als daß Marien-Blume die Hoffnung, die sie einen Augenblick gehegt hatte, sogleich hätte aufgeben können. Sie ahnete, daß die Wölfin nicht ganz verdorben sei, und wünschte sie zu retten, wie sie selbst gerettet worden war.

„Die beste Art, meinem Wohlthäter meine Dankbarkeit zu bezeigen," dachte die Schallerin bei sich, „wird darin bestehen, Andern, die noch darauf hören können, den guten Rath zu wiederholen, den er mir gegeben hat."

Sie ergriff schüchtern die Hand ihrer Gefährtin, die sie mit finsterm Mißtrauen anblickte, und sagte:

„Ich versichere Sie, Wölfin, daß Sie Antheil an mir nehmen, nicht weil Sie feig sind, sondern weil Sie ein edles Herz besitzen. Nur die muthigen edeln Herzen fühlen Rührung bei dem Unglücke Andrer."

„Dabei ist weder Edelsinn noch Muth," sprach die Wölfin rauh, „sondern nur Feigheit. — Uebrigens will ich nicht, daß Sie mir sagen, ich sei gerührt worden, — es ist nicht wahr —"

„Ich will es nicht wieder sagen, Wölfin, aber dankbar zu sein, werden Sie mir erlauben, nicht wahr, weil Sie Antheil an mir genommen haben?"

„Meinetwegen. — Noch heute Abend bin ich in einem andern Saal, oder allein im Kerker, und bald werde ich freigelassen, Gott sei Dank!"

„Wohin werden Sie von hier gehen?"

„In meine Wohnung, Rue Pierre Lescot. Ich habe eine eigene Wohnung und eigene Meubles."

„Und Martial werden Sie mit Freuden wiedersehen?" fuhr die Schallerin fort, welche hoffte, länger mit der Wölfin sprechen zu können, sobald sie einen für diese interessanten Gegenstand erwähne.

„Ach ja! ja!" antwortete sie in leidenschaftlichem Ton. „Als ich verhaftet wurde, erholte er sich eben von der Krankheit, von einem Fieber, das er gehabt hatte, weil er immer auf dem Was-

ser ist. Siebzehn Tage und siebzehn Nächte habe ich ihn keine Minute verlassen; ich habe die Hälfte meiner Meubles verkauft, um den Arzt, die Arzneien und Alles zu bezahlen. Ich kann mich rühmen, und ich rühme mich auch, wenn er lebt, so verdankt er es mir. — Noch gestern ließ ich eine Kerze für ihn verbrennen, — es sind das Albernheiten, aber es bleibt sich gleich, manchmal hat man doch recht gute Folgen davon gesehen —"

„Und wo ist er jetzt? was treibt er?"

„Er wohnt bei der Brücke zu Asnières, ganz dicht am Wasser.

„Ganz dicht am Wasser?"

„Ja, er hat sich da mit seiner Familie in einem einzelnen Hause niedergelassen. Fortwährend lebt er im Kriege mit den Fischereiwächtern, und wenn er in seinem Boote steht, die Doppelflinte in der Hand hat, möchte ich Niemandem rathen, ihm zu nahe zu kommen," sagte die Wölfin mit Stolz.

„Welches Gewerbe treibt er?"

„Er fischt in der Nacht, und dann, wenn ein feiger Mensch Streit mit einem andern sucht, so nimmt das Martial über sich, denn er ist muthig wie ein Löwe. Sein Vater hat Unglück mit der Justiz gehabt. Er hat eine Mutter, zwei Schwestern und einen Bruder. Freilich wäre es besser für ihn, er hätte diesen Bruder nicht, der ein Taugenichts ist und noch einmal guillotinirt werden wird, wie seine Schwester auch. Na, — es geht doch an ihren Hals!"

„Wo haben Sie Martial kennen gelernt?"

„In Paris. Er wollte das Schlosser-Handwerk erlernen, ein schönes Handwerk! — immer glühendes Eisen — Feuer um sich her —, Gefahr! Das war etwas für ihn, aber er hatte, wie ich, seinen eigenen Kopf und kam mit den Meistern nicht aus. Da kehrte er wieder zu seinen Eltern zurück und fing an, auf dem Flusse zu stehlen. Er besucht mich in Paris und ich besuche ihn am Tage in Asnières. Es ist ganz nahe; ich würde auch zu ihm gehen, wenn es weiter wäre, und müßte ich auf Händen und Füßen mich fortschleppen."

„Ach, Sie werden also das Glück haben, Wölfin, auf das Land zu gehen!" sprach die Schallerin seufzend. — „Gehen Sie auch so gerne wie ich auf dem Felde spazieren?"

„Ich gehe mit meinem Geliebten lieber im Walde, in dem großen Walde spazieren.“

„In dem Walde? Und Sie fürchten sich nicht.“

„Fürchten! Ja, fürchten! Fürchtet sich denn eine Wölfin? Je öder und dichter der Wald ist, um so mehr liebe ich ihn. Ein einzelnes Häuschen, in dem ich mit Martial wohnte, der Wilddieb wäre, — mit ihm in der Nacht hinauszugehen, um Schlingen für das Wild zu legen, dann, wenn die Wildhüter uns verhaften wollten, aus dem Gebüsche nach ihnen zu schießen, das wäre prächtig!“

„Haben Sie schon in dem Walde gelebt?“

„Niemals.“

„Wer hat Sie auf diese Gedanken gebracht?“

„Martial.“

„Wie?“

„Er war Wilddieb in dem Walde von Rambouillet. Vor einem Jahre hieß es, er habe auf einen Wildhüter geschossen, der auf ihn geschossen hatte. Der Lump von Wildhüter! Zwar ist nichts vor Gericht bewiesen worden, Martial mußte aber doch die Gegend verlassen. Da kam er nach Paris, um das Schlosser-Handwerk zu lernen, und hier machte ich seine Bekanntschaft. Da er sich, wie gesagt, mit den Meistern nicht vertragen konnte, so kehrte er lieber nach Asnières zu seinen Eltern zurück und trieb verbotenen Fischfang. — Aber er sehnte sich immer wieder in den Wald und er wird früher oder später dahin zurückkehren. Durch sein vieles Reden von der Wilddieberei und von den Wäldern hat er mir diese Gedanken in den Kopf gesetzt und mir ist es jetzt, als wäre ich dafür geboren. Aber so ist es, nur, was der Geliebte will, das will auch das Mädchen. Wenn Martial ein Dieb wäre, würde ich eine Diebin sein. Wenn man einen Geliebten hat, muß man sein wie er.“

„Und wo sind Ihre Eltern, Wölfin?“

„Das weiß ich nicht.“

„Haben Sie dieselben lange nicht gesehen?“

„Ich weiß nicht einmal, ob sie leben oder todt sind.

„Sie waren also hart gegen Sie?“

„Weder gut noch schlecht. — Ich war, glaube ich, elf Jahre alt, als meine Mutter mit einem Soldaten davonging; mein Vater, der Tagelöhner war, hielt sich nun eine Geliebte, die mit

zwei Knaben zu uns zog; der eine war sechs, der andere elf Jahre alt wie ich. Sie handelte mit Aepfeln. Im Anfange ging es nicht schlecht, dann aber, wenn sie bei ihrem Aepfelkrame war, kam eine Austernhändlerin zu uns, mit der mein Vater auch gut stand. Das erfuhr die erste und nun gab es fast alle Tage so entsetzliche Schlägereien, daß wir Kinder fast den Tod davon hatten. Ich schlief mit den beiden Jungen zusammen, denn wir hatten nur ein Stübchen und nur ein Bett für uns drei, das neben dem meines Vaters und seiner Geliebten stand. Eines Tages, es war gerade ihr Namenstag, Magdalenentag, machte sie ihm Vorwürfe, daß er ihr nicht gratulirt habe. Ein Wort gab das andere und mein Vater schlug sie endlich mit dem Besenstiele auf den Kopf. Ich dachte, es wäre aus mit ihr. Sie fiel wie ein Stück Blei hin, aber sie hatte ein zähes Leben und einen harten Kopf. Sie blieb meinem Vater nichts 'schuldig; einmal biß sie ihn so stark in die Hand, daß sie ein Stück Fleisch zwischen den Zähnen behielt. Solche Tage waren gleichsam Festtage; an den Werkeltagen sahen wir nicht so viel von den Schlägereien."

„Behandelte diese Frau Sie schlecht?"

„Die Mutter Magdalene? Nein, im Gegentheil; sie war nur zu lebhaft, sonst eine kreuzbrave Frau. Endlich wurde mein Vater der Sache aber doch überdrüssig; er überließ ihr die wenigen Meubles, die wir hatten, ging fort und kam nicht wieder. Er stammte aus Burgund und ist wahrscheinlich dahin zurückgekehrt. Ich war damals funfzehn oder sechzehn Jahre alt."

„Und Sie blieben bei der ehemaligen Geliebten Ihres Vaters?"

„Wohin hätte ich gehen sollen? Sie wurde mit einem Dachdecker einig, der zu ihr zog. Einer der beiden Jungen der Mutter Magdalene, der größte, ertrank bei der Schwaneninsel; der andere kam zu einem Tischler in die Lehre."

„Und was thaten Sie bei dieser Frau?"

„Ich zog ihren Aepfelkarren mit ihr, kochte die Suppe und trug sie zu ihrem Manne. Kam er betrunken nach Hause, was ihm sehr oft passirte, so half ich der Mutter Magdalene ihn prügeln, um Ruhe zu haben, denn wir wohnten noch immer in dem Stübchen. Einmal würde er uns beide erschlagen haben, wenn wir ihm seinen Hammer nicht genommen hätten. Die Mutter

Magdalene erhielt einen Schlag auf die Achsel und sie blutete davon wie ein Schwein —"

„Und wie wurden Sie — was wir sind?" fragte Marien-Blume zögernd.

„Der Sohn Magdalenens, der kleine Karl, der später bei der Schwaneninsel ertrank, war bei mir gewesen, fast seit der Zeit, als er mit seiner Mutter zu uns kam und wir noch Kinder waren. — Seine Stelle nahm der Dachdecker ein. Mir war es gleichgiltig, aber ich fürchtete, von der Mutter Magdalene aus dem Hause gejagt zu werden, wenn sie etwas merkte. Das geschah denn auch; da sie aber eine gutmüthige Frau war, so sagte sie zu mir: Da es so ist, — Du bist sechzehn Jahre alt, taugst zu nichts, bist zu eigensinnig und starrköpfig, um dienen oder etwas lernen zu können, komm mit mir, ich will Dich bei der Polizei einschreiben lassen. Da Du keine Eltern hast, will ich für Dich sorgen und Du wirst so wenigstens einen von der Regierung genehmigten Stand haben. Du wirst immer in Freuden leben, ich kaun ruhig sein und Du bist mir nicht mehr zur Last. Was meinst Du dazu?" — „Sie mögen wohl Recht haben," antwortete ich; „ich habe daran nicht gedacht." Wir gingen in das Sitten-Bureau; sie empfahl mich in einem Hause und seitdem bin ich eingeschrieben. Vor einem Jahre ungefähr habe ich die Mutter Magdalene wiedergesehen; ich trank mit meinem Schatze und wir luden sie ein, uns Gesellschaft zu leisten. Sie erzählte uns, daß ihr Dachdecker auf den Galeeren sei. Seitdem habe ich sie nicht wiedergesehen. Ich weiß nicht, wer letzthin erzählte, sie sei vor drei Monaten in die Morgue gebracht worden. Schade, wenn es wahr ist! Sie war eine brave Frau, die Mutter Magdalene. Sie hatte das Herz in der Hand und nicht mehr Galle als eine Taube."

Marien-Blume hatte, obgleich jung in eine Atmosphäre der Verdorbenheit gestürzt, seitdem eine so reine Luft geathmet, daß sie bei der schrecklichen Erzählung der Wölfin eine ängstliche Beklemmung fühlte.

Wir hatten den traurigen Muth, diese Geschichte nachzuerzählen, aber wir müssen hinzusetzen, daß, so gräßlich sie auch sein mag, sie doch weit, unendlich weit hinter unzähligen wirklichen Vorfällen der Art zurückbleibt.

Ja, die Unwissenheit und die Armuth führen oft die armen

Klassen zu dieser entsetzlichen menschlichen und socialen Erniedrigung —

Ja, es giebt eine Menge elender Wohnungen, in denen Kinder und Erwachsene, Mädchen und Knaben, eheliche und uneheliche auf einem Strohsacke schlafen, wie Vieh auf einer Streu, und fortwährend greuelhafte Vorbilder von Trunkenheit, Gewaltthat, Ausschweifung und Mord vor Augen haben.

Ja, und nur zu oft fügt diesen Greueln die Blutschande einen neuen Greuel hinzu.

Die Reichen können ihre Laster mit Dunkel und Geheimniß umhüllen und die Heiligkeit des häuslichen Heerdes schonen; aber selbst die achtbarsten Handwerker, die fast immer ein Zimmer mit ihrer Familie bewohnen, sind gezwungen, weil es ihnen an Raum und Betten fehlt, ihre Kinder, Brüder und Schwestern bei einander schlafen zu lassen und selbst mit ihrer Frau wenige Schritte davon zu schlafen.

Wenn man schon bei den nachtheiligen Folgen solcher Nothwendigkeit zittert, der fast unvermeidlich die armen, aber rechtschaffenen Handwerker ausgesetzt sind, wie soll es werden, wenn die Leute durch Unwissenheit und schlechten Lebenswandel sich herabgewürdiget haben?

Welche entsetzliche Beispiele werden sie ihren unglücklichen Kindern geben, die schon von ihrer frühesten Jugend an allen thierischen Neigungen und Leidenschaften überlassen, ja zu denselben angereizt werden? Werden sie nur eine Idee von Pflicht, Rechtschaffenheit und Scham haben? Werden sie den socialen Gesetzen nicht eben so fremd gegenüberstehen wie die Wilden der neuen Welt?

Die armen, schon in der Geburt verdorbenen Geschöpfe, die in den Gefängnissen, in die sie häufig wegen Heimathlosigkeit und liederlichen Herumtreibens kommen, schon durch die grobe und schreckliche bildliche Bezeichnung gebrandmarkt werden: Zuchthaussamen!

Das Bild ist ganz treffend. Diese traurige Vorhersagung geht fast immer in Erfüllung.

Wir wollen keinen Fehltritt entschuldigen, aber man vergleiche nur die freiwillige Herabwürdigung eines Mädchens, das fromm im Schooße einer wohlhabenden Familie erzogen wurde, die ihr nur edle Beispiele gegeben hat, mit jener Entartung der

Wölfin, die im Laster, durch und für das Laster aufgezogen wurde und die man auf die Prostitution — nicht mit Unrecht — als auf einen von der Regierung beschützten Stand aufmerksam macht.

Es ist wahr. Es giebt in Paris ein Bureau, wo dies einregistrirt, bescheinigt wird; ein Bureau, wo oft die Mutter die Prostitution ihrer Tochter, der Mann die seiner Frau genehmigt, und diesen Ort nennt man das Sitten-Bureau!

Muß nicht ein tiefgehender, unheilbarer Organisationsfehler der Gesellschaft in den Gesetzen liegen, welche den Stand des Mannes und der Frau bestimmen, wenn die Gewalt, die Gewalt, diese ernste und moralische Abstraction, sich genöthigt sieht, diesen Verkauf des Körpers und der Seele, der jeden Tag eine schauerlicher große Zahl erreicht, nicht blos zu dulden, sondern zu regeln, zu legalisiren, zu schützen, um ihn minder gefährlich zu machen!

Druck von B. G. Teubner.

KREISBIBLIOTHEK
REGENSBURG

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sue, Eugène,

Die Geheimnisse von Paris

Bd.: 4/6

Leipzig 1844
Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Germ.2670(1/6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11091309-0